Ludwig Richter Hausbuch

Verlag Georg Wigand, Leipzig

Ludwig Richter-Hausbuch

Ludwig Richter-Hausbuch

Das ist eine Sammlung von vielen Geschichten und Gedichten, von Schwänken, Märchen und Mären, von Schilderungen, Kinderreimen und Volksliedern aus der guten alten Großvaterzeit mit mehr als dreihundert Bildern von Ludwig Richter, als eine Begleitung durch die Monate des Jahres für alle im Hause

Herausgegeben von

F. A. Fahlen

Leipzig
Verlag von Georg Wigand

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhalt.

Ludwig Richter.

Ludwig Richter ist am rechten Platze in einem Hausbuche, das Vater und Mutter zur Hand nehmen, wenn sie abends und am Feiertage ruhen und in dem die Kinder schauen und lesen dürfen. In Richters Bildern ist die Schönheit des Kinderlandes, ist der Frieden und die Einfachheit des Lebens unsrer Großväter, denen die Unrast in der Arbeit und die Hast im Erwerb noch fremd war; in ihrer friedlichen kleinstädtischen Enge und beschaulichen Abgeschlossenheit gab es kein quälerisches Ringen und trotziges Kämpfen. Die Einfachheit ihres Wesens empfinden wir nirgendwo reiner als eben in der Kunst Ludwig Richters, die auch das Kleine und selbst das Kleinliche mit einem Schimmer von Schönheit umkleidet und dem überlegenen Spott des Weltmenschen entrückt.

Die Kunst Ludwig Richters ist deutsch. Ohne Nebenabsichten, klar und frei, wie er sie mit seinem Künstlerauge sieht, zeigt er das Wesen der Menschen und Dinge, und in selbstverständlicher Einfachheit fügen sie sich zusammen; niemals erscheint etwas gewollt oder erzwungen. In Scherz und Ernst ist er immer natürlich und von gedankenloser Spielerei ebenso weit entfernt wie von falscher Empfindelei. So natürlich, einfach und selbstverständlich wirken seine Zeichnungen, daß mancher ihren künstlerischen Wert unterschätzt, und doch liegt gerade in dieser Selbstverständlichkeit das stärkste Zeugnis für seine ursprüngliche, schöpferische Kraft.

Niemand wird behaupten wollen, daß Ludwig Richter mit seiner Kunst unser gesamtes Volkstum umfasse und sein Wesen erschöpfend darstelle. Aber alles, was er zeichnet, steht unserm Herzen nahe: die Kinder bei Spiel und Sang, die Familie in Arbeits- und Feierstunden, Taufgang und Hochzeit, frohes Wandern und treues Lieben. Und wie die Kinder auf der Wiese lustig spielen, frohe Gesellen die Welt durchwandern und würdige Bürger durch die winkligen Straßen des Städtleins von der Abendsprache heimkehren, so stehen alle Gestalten in der heimatlichen Natur, sind vertraut und befreundet mit den wandernden Wolken, den blühenden Büschen, mit dem lustigen, zutraulichen Getier aus Hof und Feld und Wald, mit allem, was um sie lebt und webt.

Unser Volk hat die friedliche Enge jener guten alten Zeit längst verlassen und steht im Wettbewerb mit den mächtigsten Völkern der Erde. Die neue Zeit erfordert die Anspannung und den straffen Zusammenschluß aller Kräfte. Wir haben größere Werte gewonnen, neue Schönheiten entdeckt und leben in einer Welt kühnerer Gedanken. Wer aber darum die Kunst Ludwig Richters und das durch sie verklärte Wesen der Vergangenheit gering schätzen wollte, der würde verkennen, daß in dem friedlichen Heimatssinn der Vorfahren die Wurzeln unsrer Kraft verborgen sind, die auch bei uns noch lebendig sein müssen, wenn der Baum unsers Volkstums kräftig grünen soll.

Ludwig Richter war ein Dresdener Kind und wurde am 28. September 1803 geboren. Sein Vater war Kupferstecher. Die Jahre seiner Kindheit erfüllte der Lärm der Kriege Napoleons, und während der Belagerung Dresdens durch die Armeen der Verbündeten empfand er selbst das Grauen des Krieges. Doch weiß er in seinen Lebenserinnerungen viel zu berichten von glücklichen Tagen und Stunden im Hause der Eltern und im kleinen Kramladen des Großvaters, von allerhand Streichen mit den Schulkameraden und den ersten kleinen Arbeiten in der Kunstwerkstatt des Vaters. Er erzählt: „Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, hörte der Schulbesuch auf, und ich bekam nun ein Plätzchen neben des Vaters Arbeitstisch oder an dem zweiten Fenster angewiesen, wo ich mich im Zeichnen übte. Ich war niemals gefragt worden, welchen Beruf ich wohl erwählen möchte, sondern es wurde als selbstverständlich angenommen, daß ich werden sollte, was der Vater war, nämlich Zeichner und Kupferstecher. In der Stille hegte ich zwar die Vorstellung, daß „Malen" noch etwas viel Herrlicheres sei als Kupferstechen; vorderhand mußte ich mich aber mit letzterem begnügen."

Als der Vater die Begabung seines Sohnes erkannte, ließ er ihn eine Kunstschule besuchen. Durch einen glücklichen Zufall fügte es sich, daß er als siebzehnjähriger Jüngling einen russischen Fürsten auf einer Reise durch Frankreich begleiten durfte, um Skizzen nach der Natur aufzunehmen, und seine kühnsten Träume erfüllten sich, als der Verleger Arnold, für den er und der Vater mancherlei gearbeitet hatten, mit seinen Mitteln ihm eine Studienreise nach Italien ermöglichte. Zu Fuß ging es über die Alpen, nach Verona und Florenz, und am Abend seines zwanzigsten Geburtstages zog er durch die Porta del Popolo in Rom ein. Drei Jahre blieb er in Italien, und in den nächsten Jahren kam über ihn immer von neuem die Sehnsucht nach dem schönen Lande und den wunderbaren Schätzen seiner Kunst. Widriges Geschick verhinderte die zweite Reise. Seine junge Frau wurde gefährlich krank, die für die Reise gesparten Mittel bekamen Arzt und Apotheke. In dieser Zeit wandte er sich von den Erinnerungen seiner Reise und den italischen Studien zur Landschaft und Natur der Heimat. Er hat diesen Wandel in seinen „Erinnerungen" selbst geschildert.

„Es war September geworden, als meine Frau außer aller Gefahr war, und nun redete sie mir zu, die schöne Witterung wenigstens zu einer kleinen Erholungsreise zu benutzen,

da an eine größere nicht mehr zu denken war. . . . Ich entschloß mich also, durch das Elbtal nach dem böhmischen Mittelgebirge bei Teplitz zu gehen, wohin ich seit meiner italienischen Reise nicht wieder gekommen war.

Ich war überrascht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr, tauchte zum erstenmal der Gedanke in mir auf: Warum willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen, sie wird gefallen, wie sie dir selbst gefällt.

Von dieser Zeit an wandte sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu. Alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten damit wieder auf oder erneuten sich an den nämlichen oder verwandten Gegenständen, und immer freudiger durchdrang mich dieses neue Leben."

Dann hat er viele Jahre in fleißigem Schaffen sich selbst vollendet. In zahllosen Bildern und Zeichnungen gab er dem deutschen Volke den Reichtum seines Lebens. Und ob er auch manche Bitternis schmecken mußte, der Quell seines künstlerischen Schaffens blieb ungetrübt. Nur die letzten Jahre mußte er ruhen und feiern, weil ein böses Augenleiden ihn störte und ihm schließlich das Licht fast gänzlich raubte. Im hohen Alter von achtzig Jahren ist er gestorben. Kurz vor seinem Tode schrieb er in sein Tagebuch: „Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnaß, so blüht sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten: Soli deo gloria! Gott allein die Ehre!"

Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morgen kommt und kommt nicht her!
Da schläft noch alles rings umher,
Ich weck' sie nicht, so lang ich kann,
Ich schau derweil die Gegend an.
Du Wölkchen, mach' mir keine Streich',
Der Mond scheint ohnedas so bleich.

Kein Blümlein rot, kein Blümlein weiß,
An Bäumen nichts als dürres Reis,
Um alle Brunnen Stroh und Stroh,
Und auf den Kellern ebenso!
Mein Vetter hat's drum flink gemacht,
Und läuft jetzt fort in dunkler Nacht.

Das Ding muß anders werden, seht,
Ich bin der Mann, der es versteht!
Die Gärten müssen sauber sein.
Aurikeln, Hyazinthen drein,
Und neue Blüten jeden Tag,
Was Strauch und Ast nur tragen mag.

Es rührt sich nichts. Sie schlafen ja! —
Nein schau, es sitzt ein Spätzchen da!
Du armes Ding, du jammerst mich,
Du hatt'st ein Weibchen, sicherlich.
Und drauf brach Not und Mangel ein,
Da mußt es denn geschieden sein.

Jetzt kommt erst recht das Elend nach,
Nicht Frau, nicht Brot, kein Dach, kein Fach,
Und steht er auf, so spät er mag,
Es sagt ihm niemand guten Tag,
Und niemand brockt sein Süppchen ein!
Wart, Bursch, dir soll geholfen sein! —

Es rührt sich nichts. Sie schlafen ja. —
Das ist ein schmuckes Kirchlein da,
So sauber wie in mancher Stadt!
Sechs ist es auf dem Zifferblatt.
Der Morgen kommt. Bei meiner Treu!
Man friert in Mark und Bein dabei.

Die Toten spüren nichts. In Ruh
Deckt sie ihr schweres Deckbett zu;
Ob's friert, sie leiden nichts dabei,
Der Kirchhof macht von allem frei.
Sind da vielleicht noch Plätzchen leer?
Vielleicht, daß eins zu brauchen wär'.

Ein Kind, das keine Mutter hat,
Dem mach' ich hier die Lagerstatt.
Du alte Frau, du alter Mann,
Ich denk', ich schließ auch eure Bahn!
Habt manche Stund' im Schmerz durchwacht'
So schlaft, und still sei euch die Nacht!

Jetzt flimmert da ein Lichtlein her, —
Ein andres dort, — und da noch mehr!
Die Läden klappern drauf und drauf;
Nu schau! da geht die Haustür auf!
„Grüß Gott, ihr Leut! hier bin ich ja,
Ich steh seit Mitternacht schon da!

Mein Vetter hat sein Pack geschnürt,
Im Dunkeln ist er fortmarschiert,
Traf ich nicht zur Minuten ein,
Ein schlechter Spaß könnt's worden sein; —
Mein Sonntagskleid, was will man mehr?
's kommt nagelneu vom Schneider her!

Der weite Rock, er steht nicht schlecht,
Zur roten Weste paßt er recht.
Auch plüschne Hosen hab ich an.
Die Uhr darin, das Uhrband dran;
Auf krausem Haar den neuen Hut,
Ein heiter Aug' und frohen Mut.

Ihr guckt nach meinem Quersack hin,
Es nimmt euch Wunder, was darin.
Ich sag's euch nicht, ihr lieben Leut',
Wenn's kommt, ich hoff', daß es euch freut,
Sind Rosen drin mit Dornen dran, —
Eins ohn' das andre geht nicht an —

Ein Wiegenband, ein Wickelband,
Ein Ring für eines Bräutchens Hand,
Ein Ehrenkranz zur Lockenzier,
Ein Schlüssel auch zur Kirchhoftür.
Geb' acht auf das, was ich euch sag',
Es kann euch treffen alle Tag'!

Und stillen Sinn in Freud und Not.
Ein gut Gewissen geb' euch Gott!
Doch wer's nicht redlich meint und gut,
Sein Tagewerk nicht pünktlich tut,
Dem bring' ich keinen Segen, glaubt,
Und wollt' ich's, wär' mir's nicht erlaubt.

Jetzt geht und zieht die Kinder an!
Was ich euch sagte, denkt mir dran;
Und wollt ihr noch zur Kirche gehn,
Macht schnell, ohn' lang euch umzusehn,
Der Mond verlischt, der Tag erwacht,
Ins Morgenrot die Sonne lacht."

J. P. Hebel.

Die heilgen 3 König mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken, u bezahlen nicht gern.

L.R. ALLANSON

Die heiligen drei Könige.

Drei König' führet die göttliche Hand
Mit einem Sterne aus Morgenland.

Zum Christkind durch Jerusalem
In einem Stall nach Bethlehem.

Wir kommen daher in schneller Eil',
In dreizehn Tagen vierhundert Meil'.

Wir kommen wohl vor Herodes' Haus,
Da schaut der Herodes zum Fenster hinaus:

„Ihr lieben Herren, wo wollet ihr hin?"
„„Nach Bethlehem steht unser Sinn!

Nach Bethlehem, nach Davids Stadt,
Allwo uns der Stern gezeichnet hat.""

„Was schaffet ihr da, ihr lieben drei Herrn?"
„„Wir wollen dem Kinde Gold, Weihrauch [verehr'n!""

Gott führ uns auch zu diesem Kind
Und mache uns zu sei'm Hofgesind. —

W. v. Ditfurth, Fränkische Volkslieder.

Der Besenbinder von Rychiswyl.

Glücklich möchten alle Menschen werden. Wenn sie reich wären, würden sie auch glücklich sein, meinen die meisten, meinen, Glück und Geld verhielten sich znsammen wie die Kartoffel zur Kartoffelstaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren sie sich doch gröblich, wie wenig verstehen sie sich auf das Wesen der Menschen, und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift sagt: denen, die Gott lieben, täten alle Dinge zum besten dienen, und so ist es auch. Geld ist und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zusammenkommt, sind so gar verschieden; daher erwächst aus den verschiedenen Ehen von Herz und Geld ein so verschiedenes Leben, und je nach diesem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Aufs Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider sehen die Menschen gar selten klar die klarsten Dinge, machen sie vielmehr dunkel mit ihrer selbstgemachten Weisheit. Am Besenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die obige Wahrheit angeschaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen soll, dem Geld Glück brachte.

Besen sind bekanntlich ein schreiendes Bedürfnis der Zeit und waren das freilich schon seit langen Zeiten. Derartige Bedürfnisse, die täglich und wöchentlich befriedigt sein wollen, gibt es viele in jedem Hans und allenthalben Menschen, welche es sich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Personen, welche dieses tun, wenn man nur das Nötige kriegt und so wohlfeil als möglich.

Ehedem war es nicht so. Ehedem ward das Besenmannli, das Eierfraueli, das Tuft- oder Sandmeitschi usw. so gleichsam zur Familie gerechnet; es war ein festes Verhältnis; man kannte die Tage, an welchen diese Personen erschienen; je nachdem sie in Hulden standen, ward ihnen etwas Absonderliches verabreicht, und fehlten sie um einen Tag, so entschuldigten sie sich das nächstemal, als hätten sie eine Sünde begangen, und sprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt haben, sie kämen nicht mehr, und habe sich daher anderweitig versorgt. Sie betrachteten ihre Häuser als die Sterne an ihrem Himmel, gaben sich alle Mühe, sie gut zu bedienen, und wenn sie mit diesem Gewerbe aufhörten oder sich selbst auf einen höheren Zweig beförderten, so gaben sie sich alle Mühe, einem Kinde, einer Base, einem Vetter oder sonst so wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenseitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unserer kalten Zeit, wo alle Familienwärme sich immer mehr verflüchtigt, immer lockerer und loser wird.

Ein solcher Hausfreund war der Besenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu sehen, so recht eigentlich aber in Thun angesehen und beliebt war. An kleineren Orten gestalten sich alle Verhältnisse viel inniger, einzelne Persönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das Besenmannli in Thun.

Es war nicht immer das Besenmannli gewesen, sondern lange, lange nur der Besenbub, bis man dahinter kam, daß der Besenbub Kinder hatte, die an seinem Karren stoßen konnten. Sein Vater war früher Soldat gewesen und vorzeitig gestorben; er war jung, seine Mutter kränklich. Vermögen hatten sie nicht, und betteln gingen sie nicht gerne. Eine ältere Schwester war schon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als sie sich ihre Sporen, d. h. Schuhe nnd Strümpfe, verdient hatte, beförderte sie sich und ward Hühner-

magd bei einem Pächter auf einem herrschaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren stolz auf sie und redeten mit Respekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlassen, die mußte jemanden haben, der ihr für Holz sorgte und sonst half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös. Da sagte einmal der Bauer, bei dem sie im Haus waren, zu Hansli: „Bub, es dünkt mich, du solltest was verdienen, wärst groß und listig genug."

„Wollte gerne," sagte Hansli, „wenn ich nnr wüßte, wie?"

„Ich wüßte dir was, worin ein schöner Kreuzer Geld wäre: fange an Besen zu machen. In meiner Weide ist Besenreis genug, es wird mir nur gestohlen, und kosten soll es dich nichts als alle Jahre ein paar Besen."

„Ja, das wäre wohl gut, aber wo soll ich das Besenmachen lernen?" sagte Hansli.

„Das ist kein Hexenwerk," sagte der Bauer, „das will ich dich schon lehren, machte viele Jahre alle Besen, welche wir brauchten, selbst und wills mit allen Besenbindern probieren. Das Werkzeug ist eine geringe Sache, und bis du's selbst anzuschaffen vermagst, kannst du das meine brauchen."

So geschah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache und der Bauer große Freude an Hansli. „Spar nicht, mach d' Sach recht, mußt machen, daß du das Zutrauen bekommst, hast das einmal, so ist der Handel gewonnen," mahnte der Bauer immer, und Hansli tat darnach.

Natürlich ging es im Anfang langsam zu, aber er setzte doch immer sein Fabrikat ab, und im Verhältnis, als es ihm besser von der Hand ging, nahm auch der Absatz zu. Es hieß bald, es habe niemand so brave Besen wie der Besenbub von Rychiswyl.

Je augenscheinlicher der gute Erfolg wurde, desto größer ward auch Hanslis Eifer. Seine Mutter lebte sichtbar auf. Jetzt sei es gewonnen, sagte sie, sobald man sein ehrlich Brot verdienen könne, habe man Ursache, zufrieden zu sein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu essen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brot essen, wenn sie wollte. Ja, es war schon geschehen, daß Hansli ihr ein weißes Mütschli heimgebracht aus der Stadt. Wie sie so wohl dran lebte, und wie sie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein solches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte seit einiger Zeit ein sauer Gesicht, endlich fing er an zu muckeln, so könne es nicht länger gehen, so stehe er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten solle und was er eigentlich meine, kam es heraus, daß er nicht imstande sei, die Besen zu tragen; auch wenn ihm der Müller zuweilen führe, so sei es ihm sehr unkommod, er sollte notwendig einen Karren haben, die Besen zu ziehen, das gehe besser und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu und wisse niemanden, der ihm es leihen würde. „Bist ein dummer Bub," sagte der Bauer. „Hör du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf schieße, müsse es angeschafft sein. So kann man das Geld brauchen und andern die Fische ins Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach einen!"

Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge stand, sah Hansli den Bauer an.

„Ja, mach einen, das bringst z'weg, wenn du nur willst und Fleiß hast," fuhr der Bauer fort. „Du kannst ziemlich schnitzeln, und was du nicht weißt, kann ich dich b'richten. Das Holz wird dich nicht viel kosten; was ich nicht habe, hat ein anderer Bauer, kannst Besen dafür geben. Zum Beschlag wird sich altes Eisen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch so ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannst es wohl ins Auge

fassen und einstweilen meinethalb brauchen. Der Winter ist vor der Türe, dann kannst dran gehen, im Frühjahr ist's fix und fertig, und nicht manchen Batzen hast dafür ausgegeben. Kannst es vielleicht auch beim Schmied mit Besen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß."

Jetzt machte Hansli wieder große Augen: er und einen Karren machen! „Was denkst, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht!"

„Du dummer Bub!" fuhr der Bauer auf; einmal muß immer das erste sein, kuraschiert dran hin, so ist es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraschi hätten, es säße mancher, der als Bettler herumläuft, im Gelde, bis über die Ohren, und nicht etwa gestohlenes, sondern rechtmäßig erworbenes." —

Hansli hätte fast den Bauer fragen mögen, ob er Verstand habe oder keinen? Es kam ihm vor, als täte er ihm ein großes Unrecht an, so was ihm zuzumuten. Indessen der Gedanke ergriff doch Hansli. Hansli ging doch sachte darauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Wasser. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienstag nach Ostern zog ihn Hansli zum erstenmal nach Bern, am Samstag darauf zum erstenmal nach Thun.

Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an seinem neuen Karren, davon kann sich schwerlich jemand eine richtige Vorstellung machen. Wenn man ihm auch den Ostermontagstier, der tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl seine fünfundzwanzig Zentner wog, zum Tausch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewiesen. Es schien ihm, als stünden alle Leute still und schauten auf seinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit beredter Zunge alle Vorteile, welche dieser Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt gewesen. Er behauptete mit großer Bestimmtheit, er gehe ganz von selbst; nur bergan müsse man etwas nachhelfen. Eine Köchin sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß er so geschickt wäre; wenn sie einen Karren nötig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Diese Köchin erhielt, so oft sie ihm Besen abkaufte, zwei ganz kleine Handbeselchen für den Herd obendrein; die sind sehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das sind die, welche sich auch an den Werktagen waschen und sogar hinter den Ohren, so gar häufig sind die aber nicht.

Erst jetzt kam Hansli so recht in Eifer, sein Karren war ihm sein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit ist ganz was anderes als Verdrießlichkeit, sie verhalten sich zueinander wie ein scharfes nnd ein stumpfes Beil beim Holzhacken.

Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht sagte: „Wenn du Reiser mangelst, so nimm nur in meiner Weid', aber g'schände mir die Birken nicht, und denk an mein Weibervolk, das braucht dir Besen, es weiß kein Teufel wieviel, das Jahr durch."

Das tat denn auch Hansli und war den Bäuerinnen grusam anständig. Für Besen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk sollte sie liefern. Nun weiß man, wie das geht, ist dasselbe ja oft zu faul zum Holzspalten, geschweige denn zum Besenmachen. So geschah es denn oft, daß die Weiber in große Besennot kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Besen, ehe man dran dachte, und sehr selten geschah es, daß eine Bäurin sagen mußte: „Hansli, vergiß uns nicht, wir sind am letzten.“ Zudem waren die Besen gut, ganz anders als die, welche das Mannsvolk mit Unlust zusammengebaggelt, die auseinanderfuhren oder stumpf waren, als wären sie gemacht aus Haferstroh.

Die Besen gab Hansli natürlich umsonst, und doch waren es nicht die wohlfeilsten, welche aus seinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreisern, welche er umsonst hatte, sondern wegen den Gaben, welche sie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brot, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: „Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hafen bringst, kannst Ankenmilch haben.“ Obst hatte er mehr, als er brauchte, und Brot brauchte er wenig zu kaufen.

So konnte es nicht fehlen, daß Hansli sich gut stand, denn er war sparsam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, so war es viel. Am Morgen sorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühstücken konnte, dann steckte er meist noch etwas zu sich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müsse alsbald gegessen sein, wenn es einen gelüste. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wisse, wann man zu essen bekomme, es dünke einen nur desto besser. Aber Hunger haben und nicht wissen, ob man je wieder was zu essen kriege, das tue weh. Das wußte Hansli, daß, sobald er heimkam und seine Sachen eingestellt, er essen konnte bis genug, dafür sorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Mensch, wenn er heimkömmt, zu essen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der ist nicht wohl daheim, sondern tut wüst.

Hansli war nicht geizig, aber sehr sparsam, für nützliche, anständige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Essen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er schaffte sich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein schönes gutes Messer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen konnte. Er selbst kam brav daher, nicht kostbar, aber währschaft (solid).

Wer ein gutes Auge hat, sieht es den meisten Menschen und Häusern an, ob es da auf- oder abgehe. Bei Hansli war das Aufgehen recht sichtbar, aber eben nicht in der Hoffart, sondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit.

Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu seiner Sache, sondern durch Fleiß.

Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Besen, ging in die Kirche des Morgens, las nachmittags der Mutter, deren Augen stark böseten, ein Kapitel vor und gönnte sich dann später auch wohl ein Privatvergnügen. Dieses bestand darin, daß er sein Geld hervorholte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehr mehren werde usw. Unter dem Gelde waren schöne Stücke, überhaupt meist sauberes Silbergeld. Hansli war stark auf dem Eintauschen, er nahm gerne Münze ein, aber bewahrte sie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage

sie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberstücken, den schönen Bernertalern mit dem Bären und dem stattlichen Schweizermann. Wenn er ein solches erhaschen konnte, war er manchen Tag glücklich.

Er hatte aber auch Verdruß und seine bitterbösen Tage. So z. B. war es ein böser Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hause ein Dutzend Besen abzusetzen und mit dem Bescheid: „Sind schon versehen!" barsch abgewiesen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen, und die wußte nichts vom bekannten Besenbub und ließ ihre harthölzige Stimme die Treppe herunterschallen: „Wir mangeln keine!" Nun dachte Hansli nicht an die wahre Ursache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechseln muß wie mit den Hemden, manchmal fast noch öfter. Er meinte dann wunder, was er gefehlt, ob ein Besen nicht recht gebunden gewesen, ob er verleumdet worden? Er nahm's sehr zu Herzen, es irrte ihn im Schlafen, er ruhte nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, selbst wenn eine Köchin, der er wohlbekannt war, ihn wegschnauzte. Er dachte, Köchinnen seien sozusagen auch Menschen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen schnauzten, weil sie die Suppe verpfeffert und die Sauce versalzen, dieweil ihr Schatz ins Land gegangen, wo der Pfeffer wächst, so hätte die Köchin auch Menschenrechte und könne wieder andere abschnauzen.

Doch noch bösere Tage machte ihm folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für sich hatte er den Weiden und sogar einzelnen Bäumen bestimmte Namen gegeben, den schönsten Birken schöne Namen: Anne Mareili z. B., Liseli, Röseli, Sternenblume usw. Diese Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er teilte die Lust, ihnen ihre Reiser abzunehmen, sich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Besen von denselben seinen liebsten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbesen, die diesen Namen besser verdienten als mancher andere Besen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und sein Röseli, seine Sternenblume waren greulich gestumpet, der ganze Baum arg mißhandelt, dann tat es ihm im Herzen

so weh, das Wasser lief ihm die Backe ab, und vor Zorn ward allmählich sein Blut so heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können. Das machte ihm lange böse Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Wertes der Reiser, sondern weil er ihm seinen Baum geschändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraschiertes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn sie ihm um Gotteswillen anlag, er solle doch die Sache vergessen, er habe ja Reiser genug, er solle ja nicht nach den Tätern trachten, sie könnten ihn töten oder sonst unglücklich machen. Aber dem allem frug Hansli nichts nach, er lauerte und strich herum, bis er jemanden kriegte. Dann gab's Schläge, und mächtige Kämpfe geschahen in den einsamen Weiden. Manchmal siegte Hansli, manchmal kam er zerzaust nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr seine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit verteidigt wird. Warum soll man sich Schlägen aussetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr sich verschaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem mutigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezaust, so sagte ihm wohl der oder dieser: „Es macht nichts, der muß seine Heiligen wiederhaben. Sag es mir, wenn du wieder was merkst, ich will dann auch dabei sein, dem wollen wir das Besenhauen ein für allemal verleiden." Dann sagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer versteckte sich, Hansli tat den Angriff; der Gegner, in der Meinung, er sei der stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorigemal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ sich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Fersengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein sehr wirksames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade so ziemlich sicher in den einsamsten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie; ehe er sich's versah, war es Dienstag, wo er nach Bern fuhr, und kaum war der Dienstag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen sollen ohne ihn? Zwischendurch hatte er die Hände voll zu tun, seine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. solchen, welche ihm anständig waren. Unser Hansli war auch ein Mensch, und jeder Mensch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Besen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Besen abgelassen; sie mochte schicken, wann sie wollte, so war es ihm immer leid, daß er keine vorrätig habe. Sie hatte ihm einmal gesagt, er mache es wie andere, er tue einige lange Reiser außen um, in der Mitte sei dann lauter kurzes Gestümpel. In diesem Falle komme es ja auf eins heraus, ob sie ihre Besen bei ihm oder bei jemand anderem nehme, sagte er darauf, und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin starb, ehe sie wieder einen Besen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienstags fuhr er wieder auf Bern mit schwer beladenem Karren, den schönsten Besen von seinen liebsten Bäumen, von Röseli, Sternenblume usw. Er zog mit Mühe und schwitzte stark. Er dachte, es sei kurios, sein Karren gehe nicht mehr so von selbst, wie anfangs, er müsse gar zu schlimm ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Atem zu kommen und die Stirne abzuwischen. Wenn er nur den Stalden auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er.

So hielt er auch still beim Murihölzli, gerade vor der Leubank. Auf der saß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben sich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: „Was weinst?" Das Mädchen sagte, es sollte in die Stadt, und es sei ihm so z'wider, es dürfe fast nicht. Sein Vater sei ein Schuhmacher und habe seine beste Kundschaft in der Stadt. Da habe es schon lange Schuhe hineingetragen und nichts anderes gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haschierer (Gendarmen) gegeben, gar e grusam bösen; der habe es schon mehrere Dienstage, wenn es zum Tore hineingekommen, schrecklich geplagt und ihm gedroht, wenn es noch einmal komme, so nehme er ihm die Schuhe weg, und es müsse ins Gefängnis, es sei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hausieren. Es habe sagen mögen, was es gewollt, alles habe nichts geholfen. Es habe den Vater angehalten, er solle es nicht mehr schicken, aber der sei gar ein exakter und preußischer, der habe gesagt, es solle nur gehen, er wolle dann schon sehen, wenn man ihm was tue. Aber was ihm das helfe? D' Sach hätte es dann ansgestanden nnd die Schande gehabt, daß die Haschierer es genommen.

Hans fühlte großes Mitleiden, besonders weil das Mädchen solch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm sein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht jedem getan. Aber es hab' es ihm auf den ersten Blick angesehen, daß er nicht der wüsteste sei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache selig, heißt es. — „Meitschi, da ist dir z'helfe," sagte er; „gib mir deinen Sack, ich kann ihn zwischen die Besen tun, daß ihn kein Mensch sieht. Ich bin wohlbekannt, da kommt keinem Menschen in Sinn, daß deine Schuhe zwischen meinen Besen sind. Kannst mir sagen, wo ich sie abgeben oder dir warten soll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menschen z'Sinn kömmt, daß wir etwas miteinander hätten."

Das Mädchen machte keine Komplimente: „Wolltest?" frug es mit aufgeheitertem Angesicht, „das ginge mir viel zu gut." Es brachte das Bündel, und Hansli barg es, daß keine Katze was davon merken konnte.

„Soll dir stoßen oder helfen ziehen?“ fragte das Mädchen, als ob es sich von selbst verstehe, daß es das Seine beitrage.

„Wie du lieber willst, eigentlich wär's nicht nötig, g'schweret hat's wegen der paar Schuhe nicht.“

Anfangs stieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange gings, so war es vorne und zog an der Stange. Es dünkte ihm, es schicke sich ihm hier besser, sagte es. Es zog brav, man kann sich's denken, und hatte doch noch Atem genug zu reden und beiher von allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag.

Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee schien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu sein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Besen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen sein Bündel, aber ehe sie noch weiter miteinander gesprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden sie durch die Flut von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte sorgen, daß sein Karren ihm nicht entzweigerissen werde.

Somit war die Bekanntschaft aus. Es ärgerte Hansli ein wenig, doch sann er der Sache nicht weiter nach, geschweige, daß er es zu Herzen nahm. Wir können leider nicht sagen, das Mädchen hätte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht danach. Es war ein vierschrötig Ding mit breitem Gesicht, seine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, diese Züge stechen aber gewöhnlich nicht besonders hervor, und viele halten nicht einmal viel darauf.

Am folgenden Dienstag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm sehr schwer vor; er hätte nicht geglaubt, sagte er zu sich selbst, was das mache, wenn zwei dran zögen statt nur eins. „Ist's wohl wieder da?“ sagte er, als er gegen das Murihölzli kam, „ich wollte ihm gerne sein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe, es geht ohnehin nirgends so sauer als von hier bis in die Stadt.“ Und richtig, das Mädchen saß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen tat es aber nicht. „Hast mir wieder was zu laden?“ frug Hansli, dem der Karren schon vom bloßen Sehen des Meitschis ganz leicht wurde.

„Es ist mir doch nicht bloß wegen diesem, daß ich da sitze; wenn ich schon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen,“ antwortete das Mädchen; „konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen, ob's was koste? „Das fehlte mir noch, gingest mir ja für ein Handroß und fragte dich auch nicht, was du fürs Ziehen wollest.“

Wie wenn es sich von selbst verstünde, brachte das Mädchen sein Bündel, Hansli barg es, und als ob es es gelernt, stellte sich das Mädchen an die Stange. Es hätte erst gedacht, als es schon von Hause gewesen, es hätte einen Strick mitnehmen sollen, den man hinten am Wägeli hätte befestigen können, so könnte es viel mehr abbringen. Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergessen.

Dieses Bündnis inbetreff gegenseitiger Hilfeleistung ging ohne weitläufige diplomatische Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es sich, daß sie auch zusammen heimwanderten, soweit ihre Wege zusammengingen, doch so klug waren beide, daß die Haschierer sie nie zusammen im Tore sahen.

Die Mutter hatte seit einiger Zeit sonderbare Freude an Hansli. Es deuchte sie, er sei so aufgeheitert, sagte sie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder singen. Er habe sich letzthin eine halbleinene Kutte machen lassen, er komme darin so staadisch, nit viel gefehlt wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch gönnen, er sei so gut gegen sie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, sie könne es nicht, sie könne nichts, als für ihn beten. Es sei denn aber doch nicht, daß er alles an die Hoffart hänge, er habe

Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er schon lange geredet, aber sie werde es nicht erleben, es sei auch nicht, daß sie so dran hange und meine, es müsse sein.

„Mutter," sagte einmal Hansli, „ich weiß nicht, wie es geht, ob der Karren schwerer wird oder ich schwächer, ich mag ihn seit einiger Zeit fast nicht mehr allein z'regieren, es geht mir gar hart an, besonders nach Bern hinein, es geht da soviel bergauf."

„Glaub's wohl," sagte die Mutter, „warum ladest alle Wochen mehr auf, es grusete mir schon manchmal für dich, von wegen, das gibt böse Alter. Dem ist aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magst wohl g'fahren wie ehedem."

„Mutter, das kann ich nicht wohl," sagte Hansli, „habe ohnehin fast immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren lassen, habe meine besten Leute dort."

„Hansli, und wenn du sehen würdest, ein Eselein zu bekommen? Habe schon oft davon gehört, wie das die allerkommodsten Tiere seien, sie kosteten fast nichts, sie fräßen fast nichts und ganz unwerte Sachen, zögen trotz einem Roß und sogar die Milch könnte man brauchen — nit, daß ich möchte, aber um so zu sagen."

„Nein, Mutter," sagte Hansli, „sie sollen auch bsunderbar köpfig sein, so daß man längs Stück nichts mit ihnen machen kann, und für was sollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was sagt Ihr dazu?"

„Aber Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Esel, was dir nicht z'Sinn kommt? Was willst mit einer Frau machen?"

„He, Mutter, öppe was ein anderer," sagte Hansli; „dann, dachte ich, könnte sie mir helfen, den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal so leicht, wenn mir eine hülfe, und in der Zwischenzeit könnte sie pflanzen und helfen Besen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Esel dazu anweisen kann."

„Aber Hansli, meinst, du findest eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze ist?" frug bedenklich die Mutter.

„O Mutter, es ist eine, welche mir schon oft geholfen hat den Karren ziehen," antwortete Hansli, „und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob sie die Frau werden wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es Euch zuerst sagen."

„Du Dillersbub, was du mir nicht sagst! Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen," rief die Mutter. „Was, bist du auch so einer? Das hätte ich unserm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir gesagt hätte! Was, eine hat dir am Karren geholfen, und hast sie expreß angestellt dafür? Nein, aber jetzt traue einer noch einem Menschen!"

Da erzählte Hansli die Umstände, wie das so zufällig sich getroffen, und wie das ein Meitschi sei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffärtig, nicht vertunlich, und ziehen tue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte es nicht. Gered't mit ihm derentwege habe er nicht, aber er glaube, unanständig sei es ihm nicht. Es habe oft gesagt, z'heiraten pressiere es ihm aparti nicht, aber wenns es zu machen sehe, daß es nicht noch böser haben müßte als jetzt, da besänne es sich nicht lang und tät's. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngeren Geschwister wüchsen nach, und es wisse wohl, wie das gehe, die jüngeren seien immer werter als die älteren, und man sinne den älteren nicht daran, daß sie die jüngeren haben nachschleppen müssen.

Das gefiel der Mutter nicht schlecht, und je mehr sie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, desto anständiger kam es ihr vor. Sie legte sich auf Nachricht an und vernahm: Schlechtes wisse man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand;

daneben z'fischen werde es da nicht viel geben. He nun sodann, desto besser, dachte die Mutter, so hat doch keins dem anderen was vorzuhalten. Als am Dienstag Hansli den Karren rüstete, sagte ihm die Mutter: „He nun sodann, so red mit dem Meitli, wenn es will, mir ist's recht, aber nachlaufen tue ich ihm nicht, es soll am Sonntag zu uns kommen, so kann ich es g'schauen, und man kann miteinander reden. Wenn's gattlig (artig) tun will, so wird es schon gut kommen, einmal wird es doch sein müssen."

„He Mutter, das steht nirgends geschrieben, daß es sein müsse; ist's Euch nicht anständig, so kann man es ja unterwegen lassen," entgegnete Hansli.

„Stürm nur nit, und fahr du jetzt und sag dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, so solle es mir Gottwilche (mit Gott willkommen) sein."

Hansli fuhr und fand sein Meitschi, und als Hansli in der Stange, das Meitschi, jetzt am Strick, wacker zogen, sagte er: „Es geht doch mehr als z'halb ringer, wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich fast töten."

„Habe es schon oft gedacht," sagte das Meitschi, „es sei einfältig von dir, daß du nicht jemanden anstellest; es ging dir alles halb so leicht und der Verdienst wäre größer."

„Was willst," sagte Hansli, „bald sinnet man zu früh auf eine Sache, bald zu spät, man ist halt gäng (immer) e Mensch. Aber jetzt deucht es mich, ich möchte eine anstellen; wenn du wolltest, du wärest mir gerade recht. Ich wollte dich heiraten, wenn es dir anständig ist."

„He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüst und z'arm bin," antwortete das Meitschi. „Hast mich einmal, so nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel besser treffen; öppe einen bekömmt man immer, aber dann was für einen? Mir bist brav genug, hast Sorg zur Sache, und wirst e Frau nit für e Hund haben."

„He, sie kann es haben wie ich, und ist ihr das nicht gut genug, so kann ich nicht helfen," antwortete Hansli. „Aber ich denke, schlimmer als du's bisher gehabt, würdest du es bei mir nicht haben. Ist's dir recht so, so sollst am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir sagen, du sollest Gottwilche sein, wenn du sie für die Mutter halten wollest."

„He," sagte das Meitschi, „was sollte ich anders, bin's gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen und es anzunehmen, wie es kömmt, böser und minder böse, sauer und minder sauer. Habe nie geglaubt, ein böses Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am ganzen Leib." Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Daneben werden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erschien das Meitschi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut b'richtet, so daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Besenbinder wohne. Die Mutter examinierte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wissen, was es bete und ob es lesen könne im Testament und auch in der Bibel — es sei für die Kinder bös und die

hätten sich dessen zu entgelten, wenn eine Mutter sich nicht darauf verstehe, sagte die Alte. Ihr gefiel das Meitschi, und die Sach ward richtig. „Eine Schöne hast nicht," sagte sie vor dem Meitschi zu Hansli, „und wegem Reichtum wirst auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübschi hat man nicht gelebt, und mit dem Reichtum ward schon mancher angeschmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe, und hinterdrein konnte er dem Schwäher die Schulden zahlen. Wenn's g'sunder Art ist und werkbar, so wird die Sache sich schon machen. Ein paar gute Hemden und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, sondern dich anders anziehen kannst, wirst du wohl haben."

„B'hütis ja," sagte das Meitschi, „wegen selbem braucht Ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles sind. Aber die Mutter hat gesagt, ich müsse noch eins haben, und der Vater hat gesagt, er wolle mir die Hochzeitschuhe machen, und sie sollen nichts kosten. Dann habe ich noch eine b'sunderbar gute Pate, die gibt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitöpfi, und wer weiß, ob's da nicht einmal was zu erben gibt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten sterben."

Gegenseitig vollkommen befriedigt, besonders von des Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die sauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leisten und Kinder wie ein Palast vorkam, gingen sie auseinander, um bald wieder zusammen zu kommen und zusammen zu bleiben. So geschah es auch, Einspruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd sind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu zwei den Karren nach Thun, und kurios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht nnd wie von selbst. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren sich so zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Mensch an ihm ein Exempel nehmen.

Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem pressiere es, so hätte es ihm schon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergesicht nicht mit dem Rücken angesehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli so dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte, anzustellen; der werde noch reuig werden vor der nächsten Fastnacht, aber es möge es ihm gönnen, selber tan, selber han.

Aber Hansli war nicht so dumm und ward nicht reuig, er hatte grade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demütiges, arbeitsames, genügsames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheiratet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einspännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröstete er sich; ein b'sunderbar munterer sei er, sagte er, im Hui sei der nachgewachsen, daß er ihm helfen könne, und unversehens ziehe er den Karren alleine.

Sein Fraueli wollte zwar bald wieder sich einspannen. Wenn sie sich pressierten mit Heimkommen, so möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdessen schon zu trinken, meinte es.

Aber der Bub meinte es anders, wohl, der machte ihnen den Marsch! Sie hatten sehr pressiert mit dem Heimfahren, aber noch waren sie mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt, als das Fraueli ausrief: „Mein Gott, was hört man? Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Messer hätte. „Mein Gott, was ist dort, was hat's gegeben!" rief wiederum das Fraueli, ließ den Karren fahren und lief davon.

Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angstschweiß ausgetrieben, und die sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tausend Ängsten, er falle in Krämpfe.

Der schwere Bub, die Angst und das Laufen hatten die alte Frau so außer Atem gebracht, daß es die höchste Zeit war, daß jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer sich, und lange ging's, bis sie sagen konnte: „Nein, so will ich nicht dabei sein, so einen Handlichen habe ich mein Lebtag nie gesehen, lieber will ich den Karren ziehen."

Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hause zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war.

Das tat aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Fraueli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Besen machen, überstürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie gut er z'weg kam mit einer Frau, und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei. Eseli wollte Hansli keins, aber er mußte sich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Teil seiner Besen führen zu lassen, was freilich den Profit etwas schmälerte und Hansli sehr reute, denn jeder Kreuzer tat ihm weh, der nebenaus ging.

Hanslis Leben gestaltete sich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden. Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es sie viel irrte. Sie bekam es, legte es ab, es schrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt konnte man es schon brauchen.

Die Mutter sagte, sie sei alt und habe das nie so gesehen. Sie mahnten sie an nichts besser als an junge Katzen, die nach sechs Wochen schon mausen könnten.

Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, desto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn sie aber nicht gesehen hätte, wie Hansli sie bezahlt, sie hätte sich kaum ausreden lassen, er habe sie gestohlen.

Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, so hätte sie erlebt, daß Hansli Eigentümer wurde des Häuschens, in welchem sie seit Jahren gewohnt, mit einer Tag-löhner-Gerechtsame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche besonders kommod sind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen.

Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf schuldig, aber es war festes Geld, welches ihm stehen blieb, so lange er fleißig zinsete. Übrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, sagte er, und er hatte recht.

Hansli erfuhr es, wie die ersten Kreuzer zu erübrigen am schwersten hält. Es ist immer ein Loch da, durch welches sie entschlüpfen wollen, oder ein Mund, der sie verschlingen will. Ist einmal nachgewiesen, daß man ohne Schulden ist, mit ganzen Kleidern behaftet und ohne was vorgefressen zu haben, dann geht es schon. Es bildet sich der Boden unter den Füßen, es zaunet immer besser, der Bach breitet, d. h. das Vorschlagen wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht ist, wenn sich die Lebensweise nicht ändert.

Da liegen Klippe und Sandbank nebeneinander, und die Durchfahrt ist merkwürdig schmal. Da wachsen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfnisse über Nacht wie Schwämme auf dem Mist, und wenn nicht beim Mann, so doch beim Weib, und wenn nicht bei den Eltern, so doch bei den Kindern. Auf einmal sind hundert Dinge nötig, an die man nicht gedacht, und anderer schämt man sich, wo man nichts anderes gewußt. Man überschätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überschätzt sich, weil man das Gedeihen sich selbst zuschreibt, überschätzt seine Zukunft, weil man sie für notwendige Fortsetzung der Vergangenheit hält, und ändert die ganze Lebensweise. Im Verhältnis als der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und somit der Erwerb, und wie man aufgeschossen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie sie gekommen, denn es ist noch immer wie ehe-dem: der Hochmut kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und schaffte durchaus im gleichen fort, vertat fast kein Geld, freute sich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden, und tat sich daran gütlich. Er änderte nichts, als daß nach und nach die schaffenden Kräfte sich mehrten.

Das Fraueli besaß, sich selbst ganz unbewußt, die merkwürdige seltene Kunst, die Kinder alsbald zu gebrauchen, sie sich selbst helfen zu lehren, jedes nach seinem Alter, und das ganz ohne viel Redens, es wußte selbst nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte sicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm herausgebracht.

Sie warteten sich gegenseitig, halfen dem Vater mit dem Besenmachen, der Mutter trugen sie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müßigganges, des träumerischen Herumlungerns, und doch wurde keines strapaziert oder vernachlässigt mit Speise oder Unreinlichkeit. Sie wuchsen wie die Weiden am Bach, waren gesund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narretei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, sahen, daß sie mit ihnen zufrieden waren, wenn sie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede und, wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland.

Der wahre Respekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältnis der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten!

Ja, unser Hansli war selbst unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Respektsperson. Er war so bestimmt, so zuverlässig, gescheute Worte gingen von ihm aus, man sah ihn niemals anders als ehrbar, er tat nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau expreß in die Küche kam, wenn sie hörte, das Besenmannli sei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe und wie dies und wie jenes gerate. Ja, in manchem Hause in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräten an, und das trug manchen schönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort ist jede Frau Ratsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menschen und Vieh, daß es sie fast versprengt. Aber sie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten mit ihm manch vertrautes Halbstündchen bei süßem Thunerwein. Denn wenn sie schon selbst pflanzten, so meinten sie deswegen nicht, daß sie nicht das Recht hätten zu klappern, mit wem sie wollten, so gut wie die andern Frauen Ratsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja sogar die Frau Schultheißin sprach mit ihm, es war sozusagen ihr zum dringenden Bedürfnis geworden, ihn alle Samstage zu sehen, und wenn sie mit ihm sprach, so war es sogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es tut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geschah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Besenmannli zu sehen. Das gab großes Aufsehen und bedenkliche Gesichter. Manche Köchin stand unter der Türe mit eingestemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne ineinander machen, daß man mit keinem Lieb sie mehr auseinanderbrachte. „Hast ihn nicht gesehen, nichts von ihm gehört?" frug eine die andere. Manche Frau schoß in die Küche und wollte der Köchin abputzen, daß sie ihr nicht gerufen habe, als das Besenmannli dagewesen. Aber da fand sie keine Köchin, fand nichts, als was auf

dem Feuer, das stank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbst die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erst ihren Herrn, dann den Landjäger vor, und als beide nichts wußten, stieg sie nach dem Essen selbst ins Städtchen hinab, um nach ihrem Besenmannli zu fragen. Sie sei ganz aus mit Besen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Besen, man solle denken! Aber das Besenmannli erschien nicht.

Es war die ganze folgende Woche eine gewisse Leere fühlbar in der Stadt und am nächsten Samstag große Spannung. „Kommt er? kommt er nicht?" war das Losungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer wäre er daheim geblieben. Wenn er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, so hätte er acht Tage in Thun bleiben müssen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Bescheid ab, er hätte zur Leiche müssen.

„Wem?" frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht so kurz abfertigen konnte.

„Meiner Schwester," antwortete das Besenmannli.

„Wer war sie und wo wurde sie begraben?" frug die Dame weiter.

Das Besenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: „Aber, mein Gott! was? Ihr seid der Bruder von der Köchin, die so großes Aufsehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn sich herausgestellt, daß sie seine Frau gewesen und ihn also erbe, und die dann darauf plötzlich starb?"

„Gerade der bin ich," antwortete Hansli trocken.

„Aber du meine Güte!" rief die Frau Schultheißin und schlug die Hände zusammen: „Fünfzigtausend Taler geerbt zum wenigsten, und jetzt noch mit Besen im Lande herumfahren."

„Warum nicht," antwortete Hansli, „habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache lasse ich den Spatz in der Hand nicht fahren."

„Taube auf dem Dache!" rief unwillig die Frau Schultheißin. „Erst diesen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß miteinander darüber geredet, und der sagte, d' Sach sei richtig, das Vermögen müsse dem Bruder zufallen."

„He nun, desto besser," antwortete Hansli. „Aber was ich fragen wollte: soll ich über acht Tage Besen bringen oder über vierzehn?"

„Ach bah Bese!" rief die Frau Schultheißin, „kommt herein, ich möchte sehen, was mein Herr für Augen macht."

„Ich wär' pressiert," antwortete Hansli, „ich habe weit heim, und die Tage sind kurz."

„Kurz oder nicht kurz, kommt," befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, versteht sich.

Sie führte ihn nicht in die Küche, sondern ins Eßzimmer, befahl der Gattong oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu sagen, das Besenmannli sei da, und eine Flasche Wein zu bringen, und hieß das Mannli sitzen, wie auch das Mannli protestierte, es habe nicht Zeit und müsse weiter.

Der Herr war im Augenblick da, setzte sich, schenkte sich auch Wein ein, machte Gesundheit, wünschte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel sagen, erzählte er. Bald, als die Schwester vorm Herrn gewesen (konfirmiert worden), sei sie fortgegangen, um Arbeit aus. So sei sie von Platz zu Platz gekommen und stark gefördert worden mit Schein. Um sie daheim habe sie sich nie viel gekümmert, sei in der Zeit bloß zweimal heim gewesen und seit der Mutter Tode nie. Er habe sie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe sie ihn heißen ins Haus kommen, wo sie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl gesagt, sie komme nächstens, aber es sei nie geschehen. Freilich sei sie nicht viel in Bern gewesen, sondern habe viel in Schlössern auf dem Lande herum gedient, sei auch in Welschland gewesen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die bleiben nie lange an einem Orte. Daneben war sie b'sunderbar treu und fromm, man konnte ihr unbesorgt anvertrauen, was man wollte. Vor kurzem sei die Rede gegangen, seine Schwester habe einen alten reichen Herrn geheiratet, der es den Verwandten zum Trotz getan, weil sie ihn schwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Bescheid bekommen, er solle alsbald zu seiner Schwester gehen, wenn er sie noch lebendig antreffen wolle, sie wohne im Murtenbiet; das habe er getan und sei noch früh genug gekommen, um sie sterben zu sehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als sie beerdigt gewesen, sei er wieder hergekommen, es habe ihm pressiert; seit er hause, habe er nie so viel Zeit versäumt.

„Du mein Gott," sagte die Frau Schultheißin, „versäumt, wenn man dabei fünfzigtausend Taler erbt? Und wollet Ihr denn bei einem solchen Vermögen fortfahren, Besen machen und damit hausieren?"

„He, das ist so, Frau Schultheißin," sagte Hansli. „Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig (Art), daß ich soviel erben sollte. Daneben sagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um sei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, sei das, wie es wolle, so fahre ich einstweilen im Alten fort. Wenn es fehlen sollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat schon gemeint, er sei ein Herr, und kann schön wieder an seinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Besen wohl lassen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet ist. Aber die Leute würden doch reden und ein Gespött haben, wenn ich es täte, und das mag ich auch nicht. Bauer sein ist auch eine schöne Sache, und wenn man Geld hat, wird schon ein Hof zu kaufen sein. Ich habe gottlob ein Häuschen und Land fast für zwei Kühe, und bei meinem Fahren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Besenmannli, so möchte ich Bauer sein, und vielleicht brächte ich es z'weg, so einen mindern Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu essen genug wäre, fest kann man dann sitzen."

„Aber ist das Vermögen in saubern Händen? Können da keine Gefährde getrieben werden?" fragte der Herr Schultheiß.

„Ich glaube, es sei sicher," sagte Hansli. „Ich habe die, welche am meisten dran machen können, probiert. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn sie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben sie gescholten und gesagt: G'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Kosten werde man mir seinerzeit die Rechnung machen. Da sah ich, daß die Sache am rechten Orte ist, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um ist."

„Nein aber," sagte die Frau Schultheißin, „das ist mir unbegreiflich, das ist mir eine Kaltblütigkeit, die in Israel selten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich Eure Frau wäre."

„Die tut es nicht," sagte Hansli, „bis sie jemand b'richtet, wie sie wieder hinein könnte."

Diese Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Besen versöhnte viele Leute mit dem sonst so gerne beneideten sogenannten Glücklichen, während andere es als Beschränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli sei dumm, und wer gescheut sei, könne da was zu fischen kriegen. Sie liefen ihn an, suchten ihm angst zu machen und hintendrein mit dem Anerbieten ihrer Hilfe zu trösten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, sagten sie. Es gebe da Prozesse, deren Ausgang er nicht erlebe, wo da Geld nehmen, um sie zu speisen? He, sagte Hansli, es sei alles ungewiß auf der Welt, einstweilen wolle er sich noch besinnen, es sei dann noch frühe genug, zuzusehen, wenn die Sache sich stecken sollte.

Die Sache steckte sich aber nicht. Zur gesetzten Zeit erhielt er Bericht, er solle auf Bern kommen; d' Sach sei im reinen.

Als er als ein reicher Mann heimkam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: „Was hats gegeben, ist ein Unglück geschehen?" „Jetzt," sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, „jetzt wirst du mich verachten, da du so reich bist, und denken, hättest nur eine andere. Ich tat, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten. O, wenn ich nur schon unter der Erde wäre!"

Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: „Hör, Frau, du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet in Frieden, was das eine wollte, wollte das andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja, die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüst zu tun und ein neues anzufangen, es soll zwischen uns beim alten bleiben. Das Erb kömmt nicht von mir, es kömmt nicht von dir, es kömmt von Gott für uns beide und für unsere Kinder. Das kann ich dir sagen, und das soll fest sein wie ein Wort aus der Bibel, daß, sobald du mir noch einmal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach, was du willst!"

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Österreich. Die Frau wußte, woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht

mehr auf, es blieb unter ihnen beim alten. Sie zogen einträchtig am Karren, und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für seine Kinder zu arbeiten und zu essen habe. Aber ehe er als Besenmannli abtrat, machte er ein schön Stücklein: allen seinen Kunden brachte er ein Dutzend Besen als Geschenk ins Haus. Er sagte nachher oft und gewöhnlich mit Wasser in den Augen: er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten so lieb sei.

Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher, und doch wußte er zwischen Bauer und Besenbinder den Unterschied zu machen, daß der erste zu geben, der andere zu nehmen hatte, tat beides gleich unbeschwert. Er hatte längst gewußt, was einem Bauernhause wohl anstehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in seinem Hause aus. Was er gerne gehabt für sich, das tat er auch an andern. Das gleiche Maß hielt er mit den Kindern, das war wohl der schwerste Punkt. Er wußte wohl, daß er sie jetzt etwas besser kleiden mußte als des Besenbinders Kinder, aber eben den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht, nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht schrie über das Zuwenig oder das Zuviel.

Hansli traf es nicht übel, und seine Frau stimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und stattlich, meist in selbstgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er sagte ihnen oft: „Kinder, tut nicht groß, macht nie den Narren, sei es, mit was es wolle. Sobald eins von euch die Leute ärgert, sei es mit diesem oder jenem, so zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: ‚das mag wohl, es ist ja des Besenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt. Es wäre noch mancher reich, wenn er es erben könnte, das ist keine Kunst.‘ Ich schäme mich mein Lebtag dessen nicht, es kann mir Besenbinder sagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmütig; werdet ihr es aber, so werdet ihr euch des Vaters und der Mutter schämen, und die Leute werden euch den Besenbinder vorhalten euer Leben lang. Darauf zählt!“

Die Kinder glaubten daran und taten darnach. Indessen wollen wir nicht sagen, daß Eltern und Kinder alle Färbung ihrer früheren Lebensweise hätten abstreifen können und immer ganz fest und sicher auf dem neuen Boden umhergeschritten wären, das ist wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hineinzuleben, und je ängstlicher man es will, je verlegner man tut, was jedoch bei unserm Besenbinder nicht der Fall war, desto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ sie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu sehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren, und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn sie noch jetzt auf Erden wären, so würden sie sehen, wie die Familie Wurzel geschlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn sie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währschaft kernhaft Wesen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umstände wechseln.

Jeremias Gotthelf.

Bruder Ärgerlich.

Mein lieber Bruder Ärgerlich
Hat alles, was er will;
Und was er hat, das will er nicht,
Und was er will, das hat er nicht;
Mein lieber Bruder Ärgerlich
Hat alles, was er will.

Volkstümlich.

Tischlein deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

Vorzeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden. Die Söhne taten das auch nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends, als es Zeit war, heimzugehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Vater aber wollte sich selbst überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Tier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Was muß ich hören!" rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei, du Lügner, sagst, die Ziege wäre satt und hast sie hungern lassen?" und in seinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sprach der Junge, zog sie heim und band sie im Stall fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider wollte sich darauf nicht verlassen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Der gottlose Bösewicht!" schrie der Schneider, „so ein frommes Tier hungern zu lassen!" lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Haustüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gutmachen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran fressen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Das boshafte Tier antwortete:

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„O du Lügenbrut!" rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergessen wie der andere! Ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!" Und vor Zorn ganz außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen den Rücken so gewaltig, daß er zum Haus hinaussprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoste die Ziege und sprach: „Komm, mein liebes Tierlein, ich will dich selbst zur Weide führen." Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was sonst die Ziegen gerne fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen," sprach er zu ihr, und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?" Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er wegging, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt!" Aber die Ziege machte es ihm nicht besser und rief:

„Wie sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Wart," rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch

A. GABER

zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davonlief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingeraten waren. Der ältere war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holze war: aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischlein deck dich," so war das gute Tischchen auf einmal mit einem sauberen Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller und Messer und Gabel daneben, und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, so viel Platz hatten, und ein großes Glas mit rotem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte: „damit hast du genug für dein Lebtag," zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht und ob etwas darin zu finden war oder nicht. Wenn es ihm gefiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Felde, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich," so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischlein deck dich würde er ihn gerne wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war: sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein," antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch nicht vor dem Munde wegnehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie lachten und meinten, er triebe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischlein deck dich." Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können,

und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde," sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen, wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu; er wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber, einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen. Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht; endlich legten sie sich schlafen, und der junge Geselle ging auch zu Bett und stellte sein Wünschtischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe, es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stünde, das gerade so aussähe: das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was hast du gelernt?" sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden." „Ein gutes Handwerk," erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen." Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes Tischchen." „Aber es ist ein Tischchen deck dich," antwortete der Sohn, „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die sollen sich einmal erquicken und laben; denn das Tischchen macht sie alle satt." Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich." Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, und schämte sich, daß er wie ein Lügner dastand. Die Verwandten aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heimwandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meister in die Arbeit.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besonderen Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke." „Wozu ist er denn nütze?" fragte der junge Geselle. „Er speit Gold," antwortete der Müller, „wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: „Bricklebrit," so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn." „Das ist eine schöne Sache," sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Geld nötig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit" zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste gut genug, und je teuerer je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen hatte, dachte er, du mußt deinen Vater aufsuchen, wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen. Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus geriet, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden, der junge Geselle aber sprach: „Gebt euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen, wo er steht." Dem Wirt kam das wunderlich vor, und er meinte, einer, der seinen Esel selbst besorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren: aber als der Fremde in die Tasche griff, zwei

Goldstücke herausholte und sagte, er sollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig wäre, der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen und sagte, noch ein paar Goldstücke müßte er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt,“ sprach er, „ich will nur gehen und Gold holen;“ nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stalltür zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit,“ und augenblicklich fing das Tier an, Gold zu speien von hinten und vorne, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend,“ sagte der Wirt, „da sind die Dukaten bald geprägt! So ein Geldbeutel ist nicht übel!“ Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen, der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg und band einen anderen Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?“ fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater,“ antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?“ „Weiter nichts als einen Esel.“ „Esel gibt's hier genug,“ sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen.“ „Ja,“ antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage „Bricklebrit“, so speit euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandte herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten.“ „Das laß ich mir gefallen,“ sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen,“ sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht,“ sagte er und rief: „Bricklebrit,“ aber es waren keine Goldstücke was herabfiel, und es zeigte sich, daß das Tier nichts von der Kunst verstand, denn es bringt's nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heimgingen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen, und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil es ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie schlimm es ihnen ergangen wäre, und wie sie der Wirt noch am letzten Abend um ihre schönen Wünschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich wohl gehalten, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin.“ „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? Der macht ihn nur schwer.“ „Das will ich dir sagen,“ antwortete der Meister, „hat dir jemand etwas zuleid getan, so

sprich nur: „Knüppel aus dem Sack," so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: „Knüppel, in den Sack." Der Gesell dankte ihm, hing den Sack um und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüppel, aus dem Sack," alsbald sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams gleich auf dem Rücken aus, und wartete nicht erst, bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging so geschwind, daß, ehe sich's einer versah, die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fing an zu erzählen, was er alles Merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja," sagte er, „man findet wohl ein Tischlein deck dich, einen Goldesel und dergleichen: lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich mir erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe." Der Wirt spitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das sein?" dachte er, „der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei." Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt, als er meinte, der Gast läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange darauf gewartet; wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck tun wollte, rief er: „Knüppel, aus dem Sack." Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen; aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der

Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischlein deck dich und den Goldesel nicht wieder herausgibst, so soll der Tanz von neuem angehen.“ „Ach nein,“ rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den verwünschten Kobold wieder in den Sack kriechen.“ Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Schaden!“ Dann rief er: „Knüppel, in den Sack!“ und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn wiedersah und fragte auch ihn, was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater,“ antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden.“ „Ein kunstreiches Handwerk,“ sagte der Vater, „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?“ „Ein kostbares Stück, lieber Vater,“ antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack.“ „Was!“ rief der Vater, „einen Knüppel! Das ist der Mühe wert! Den kannst du dir von jedem Baum abhauen.“ „Aber einen solchen nicht, lieber Vater, sage ich: „Knüppel, aus dem Sack“, so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen.“ Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm.“ Der Müller sagte: „Bricklebrit,“ und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte: „Lieber Bruder, sprich mit ihm.“ Und kaum hatte der Schreiner „Tischchen deck dich“ gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einem Schrank und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Haus kam, funkelten ihm

ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir,

Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?" „Ach," antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt." Das wollen wir bald austreiben," sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein; als er aber die

feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an: er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu tun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zumute war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?" „Du hast gut reden," antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen." Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär, ich bin ein armes, schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch, daß ich euch helfen kann." Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten, geschorenen Kopf und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, „meh! meh!" schrie, und wie toll in die Welt hineinlief; und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

Gebrüder Grimm.

Winterlust.

Der Winter ist heute unser lustiger Freund! Schnell den Rodelschlitten aus dem Keller, den Staub heruntergewischt, und nun hinaus!

Der Schnee knirscht unter unsern Füßen. Immer flink, mein Junge! Langsame Gesellen kann der Winter nicht leiden. Er zwickt sie in Nase und Ohren und schickt sie hohnlachend nach Haus.

Da ist der See. Er sieht heute aus wie ein glänzender Spiegel. Die schon niedergehende Sonne blickt rot durch den Winterdunst. Nun schnell nach dem hohen Abhang, da gleiten wir in langer Bahn auf den See hinaus.

Alles ist in schnellster Bewegung! Auf dem Eise die Schlittschuhläufer, auf der Uferstraße die klingelnden Schlitten, und nun auch wir auf der Rodelbahn. So ist es dem Winter recht. Er schaut lachend zu und tut uns aus lauter Übermut einen Schabernack nach dem andern.

Wie die Neulinge auf der Rodelbahn sich abmühen, hinter das Geheimnis der Kunst zu kommen! Ein dicker Bub macht es unermüdlich immer wieder falsch. Sein Schlitten fliegt nach rechts aus der Bahn dem Gebüsch zu; schnell stemmt er den rechten Absatz ein, um den Schlitten nach links in die Bahn zu drücken. Aber o weh! Der Schlitten fliegt nun in noch schärferem Bogen auf den Busch zu, der Dicke kentert wirklich und arbeitet sich mühsam aus Schnee und Buschwerk hervor.

Die Mädchen lachen, der Dicke ist gekränkt. Ärgerlich stampft er den Abhang hinauf; jetzt will er es wirklich richtig machen. Er kommt auch glatt hinunter, fährt dann aber doch in den Haufen der Zuschauer, reißt einen Jungen und ein Mädchen in den Schnee, kollert selbst ein paarmal um sich herum, und nun fährt auch noch der nächste in den Wirrwarr hinein. Es gibt viel Lachen, Quietschen und Schelten, aber niemand hat sich weh getan.

Nun höre einmal zu, mein Lieber, und denke ein wenig nach! Wenn du den rechten Stiefelabsatz einstemmst, dann hemmst du die rechte Schlittenkufe, und die linke fliegt ungehemmt weiter und um den hemmenden Absatz im Bogen nach rechts herum. Willst du nach links hinüber, so stemmst du den linken Absatz ein, willst du nach rechts, dann den rechten.

Jetzt fliegen die Rodelschlitten in schneller Folge die Bahn hinab. Die Luft saust scharf und tönend am Ohr vorbei; aber die schnelle Bewegung macht uns warm, die Pulse schlagen; es ist eine Lust, so leicht und mühelos, befreit von jeder Schwere, die Bahn hinabzufliegen, und immer von neuem schleppen wir dafür den Schlitten den Abhang hinauf.

Die Sonne ist längst untergegangen. Der friedliche Mond schaut verwundert hinab, woher an dem kalten Winterabend das lustige, lachende Leben komme.

Schwäbisches Tanzliedchen

„Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibst du so lang?"
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben
Und fallen in Graben,
Da sprechen die Schwaben:
Liegt ein Spielmann begraben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da kommen die Weiber
Mit Sichel und Scheiben
Und wollen den Schwaben
Das Tanzen vertreiben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Kumkum.

Da laufen die Schwaben,
Die Weiber nachtraben,
Bis über die Grenze
Mit Sichel und Sense:
Guten Morgen, Spielleut,
Nun schneidet das Korn!"

L. Aurbacher.

Koche, brate, backe,
Mehl aus dem Sacke,
Eier aus dem Neste,
Dem kleinsten Kind das beste,
Klöße, Brot und Räucherspeck,
Das Hündchen trägt die Schwarte weg!

C. Ferdinands.

Der Rekrut.

Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.

Der muß an der linken Seiten
Einen scharfen Säbel han,
Daß er, wenn die Feinde streiten,
Schießen und auch fechten kann.

Einen Gaul zum Galoppieren,
Und von Silber auch zwei Spor'n,
Zaum und Zügel zum Regieren,
Wenn er Sprünge macht im Zorn.

Einen Schnurrbart an der Nasen,
Auf dem Kopfe einen Helm —
Sonst, wenn die Trompeten blasen,
Ist er nur ein armer Schelm.

Fr. Güll.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein.

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf! Wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen." Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, ihr könnt ohne Sorge fortgehen." Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war: „Wir machen nicht auf," riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine, liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf." Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich' mir Teig darüber." Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller dachte, „der Wolf will einen betrügen" und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich." Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht." Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist." Da legte er die Pfote ins

Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen; eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustür stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten." Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf doch gekommen wäre und die anderen alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat!

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Und als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott," dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?" Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so steckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiterschnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
So sind's lauter Wackerstein."

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen; als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Gebrüder Grimm.

Der alte Thurmhahn.

Idylle von E. Mörike.

Zu Cleversulzbach im Unterland
Hundertunddreizehn Jahr ich stand,
Auf dem Kirchturm ein guter Hahn,
Als ein Zierat und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab ich allzeit das Dorf bewacht.
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
Der Frost mein'n roten Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich schwarz für Alter ganz,
Und weg ist aller Glitz und Glanz.
Da haben sie mich denn zuletzt
Veracht't und schmählich abgesetzt.
Meinthalb! so ist der Welt ihr Lauf,
Jetzt tun sie einen andern 'nauf.
Stolzier, prachtier, und dreh dich nur!
Dir macht der Wind noch andre Cour.
Ade, o Tal, du Berg und Tal!
Rebhügel, Wälder allzumal!
Herzlieber Turm und Kirchendach,
Kirchhof und Steglein über'n Bach!
Du Brunnen, dahin spät und früh
Öchslein springen, Schaf und Küh,
Hans hintendrein kommt mit dem Stecken,
Und Bastes Evlein auf dem Schecken! —
Ihr Störch und Schwalben, grobe Spatzen,
Euch soll ich nimmer hören schwatzen!
Lieb däucht mir jedes Drecklein itzt,
Damit ihr ehrlich mich beschmitzt.
Ade, Hochwürden, Ihr, Herr Pfarr,
Schulmeister auch, du armer Narr!
Aus ist, was mich gefreut so lang,
Geläut und Orgel, Sang und Klang.

Von meiner Höh so sang ich dort,
Und hätt noch lang gesungen fort,
Da kam so ein krummer Teufelshöcker,
Ich schätz, es war der Schieferdecker,
Packt mich, kriegt nach manch hartem Stoß
Mich richtig von der Stange los.
Mein alt preßhafter Leib schier brach,
Da er mit mir fuhr ab dem Dach
Und bei den Glocken schnurrt hinein;
Die glotzten sehr verwundert drein,
Regt ihnen doch weiter nicht den Mut,
Dachten eben, wir hangen gut.

Jetzt tät man mich mit altem Eisen
Dem Meister Hufschmied überweisen;
Der zahlt zween Batzen und meint Wunder,
Wieviel es wär für solchen Plunder.
Und also ich selben Mittag
Betrübt vor seiner Hütte lag.
Ein Bäumlein — es war Maienzeit —
Schneeweiße Blüten auf mich streut,
Hühner gackeln um mich her,
Unachtend, was das für ein Vetter wär.
Da geht mein Pfarrherr nun vorbei,
Grüßt den Meister und lächelt: Ei,
Wär's so weit mit uns, armer Hahn?
Andrees, was fangt Ihr mit ihm an?
Ihr könnt ihn weder sieden noch braten,
Mir aber müßt es schlimm geraten,
Einen alten Kirchendiener gut
Nicht zu nehmen in Schutz und Hut.
Kommt! tragt ihn mir gleich vor ins Haus,
Trinket ein kühl Glas Wein mit aus.
Der rußige Lümmel, schnell bedacht,
Nimmt mich vom Boden auf und lacht.
Es fehlt nicht viel, so tat ich frei
Gen Himmel einen Freudenschrei.

Im Pfarrhaus, ob dem fremden Gast
War groß und klein erschrocken fast;
Bald aber in jedem Angesicht
Ging auf ein rechtes Freudenlicht.
Frau, Magd und Knecht, Mägdlein und [Buben,
Den großen Göckel in der Stuben
Mit siebenfacher Stimmen Schall
Begrüßen, begucken, betasten all.
Der Gottesmann drauf mildiglich
Mit eigenen Händen trägt er mich

Nach seinem Zimmer, Stiegen auf,
Nachpolterte der ganze Hauf.
Hier wohnt der Frieden auf der Schwell!
In den geweißten Wänden hell
Sogleich empfing mich sondre Luft,
Bücher- und Gelehrtenduft,
Gerani- und Resedaschmack,
Auch ein Räuchlein Rauchtabak.
(Dies war mir all noch unbekannt.)
Ein alter Ofen aber stand
In der Ecke linker Hand.
Recht als ein Turm tät er sich strecken
Mit seinem Gipfel bis zur Decken,
Mit Säulwerk, Blumwerk, kraus und spitz,
O anmutvoller Ruhesitz!
Zuöberst auf dem kleinen Kranz
Der Schmied mich auf ein Stänglein pflanzt!
Betrachtet mir das Werk genau!
Mir däucht's ein ganzer Münsterbau;
Mit Schildereien wohl geziert,
Mit Reimen christlich ausstaffiert.
Davon vernahm ich manches Wort,
Dieweil der Ofen ein guter Hort
Für Kind und Kegel und alte Leut,
Zu plaudern, wann es wind't und schneit.

Hier seht ihr seitwärts auf der Platten
Eines Bischofs Krieg mit Mäus und Ratten,
Mitten im Rheinstrom sein Kastell.
Das Ziefer kommt geschwommen schnell,
Die Knecht nichts richten mit Waffen und
[Wehr,
Der Schwänze werden immer mehr.
Viel Tausend gleich in dicken Haufen
Frech an der Mauer auf sie laufen,
Fallen dem Pfaffen in sein Gemach;
Sterben muß er mit Weh und Ach,
Von den Tieren aufgefressen,
Denn er mit Meineid sich vermessen.
— Sodann König Belsazers seinen Schmaus,
Weiber und Spielleut, Saus und Braus;
Zu großem Schrecken an der Wand
Rätsel schreibt eines Geistes Hand.
Zuletzt — da vorne stellt sich für
Sara, lauschend an der Tür,
Als der Herr mit Abraham
Vor seiner Hütte zu reden kam,
Und ihme einen Sohn versprach.
Sara sich Lachens nicht entbrach,
Weil beide schon hoch betaget.
Der Herr vernimmt es wohl und fraget:
Wie, lachet Sara? glaubt sie nicht,
Was der Herr will, leicht geschicht?
Das Weib hinwieder Flausen machet,
Spricht: Ich habe nicht gelachet.
Das war nun wohl gelogen fast,
Der Herr es doch passieren laßt,
Weil sie nicht leugt aus arger List,
Auch eine Patriarchin ist.

Seit daß ich hier bin, dünket mir
Die Winterszeit die schönste schier.
Wie sanft ist aller Tage Fluß
Bis zum geliebten Wochenschluß!
— Freitag zur Nacht, noch um die Neune,
Bei seiner Lampen Trost alleine,
Mein Herr fangt an sein Predigtlein
Studieren; anders mag's nicht sein;
Eine Weile am Ofen brütend steht,
Unruhig hin und dannen geht:
Sein Text ihm schon die Adern reget;
Drauf er sein Werk zu Faden schläget.
Inmittelst einmal auch etwan
Hat er ein Fenster aufgetan —

Ah, Sternenlüfteschwall wie rein,
Mit Haufen dringet zu mir ein!
Den Verrenberg ich schimmern seh,
Den Schäferbühel dick mit Schnee!

Zu schreiben endlich er sich setzet,
Ein Blättlein nimmt, die Feder netzet,
Zeichnet sein Alpha und sein O
Über dem Exordio.
Und ich von meinem Postament
Kein Aug ab meinem Herrlein wend;
Seh, wie mit Blicken steif ins Licht
Sinnt, prüfet jedes Worts Gewicht,
Einmal sacht eine Prise greifet,
Vom Docht den roten Butzen streifet;
Auch dann und wann zieht er vor sich
Ein Sprüchlein an vernehmentlich,
So ich mit vorgerecktem Kopf
Begierlich bringe gleich zu Kropf.
Gemachsam kämen wir also
Bis Anfang Applicatio.

Indes der Wächter elfe schreit
Mein Herr denkt: es ist Schlafenszeit;
Ruckt seinen Stuhl und nimmt das Licht,
„Gut Nacht, Herr Pfarr!" — Er hört es nicht.

Im Finstern wär ich denn allein.
Das ist mir eben keine Pein.
Ich hör in der Registratur
Erst eine Weil die Totenuhr,
Lache den Marder heimlich aus,
Der scharrt sich müd am Hühnerhaus;
Windwehen um das Dächlein stieben;
Ich höre, wie im Wald da drüben —
Man heißet es im Vogeltrost —
Der grimmig Winter sich erbost,
Ein Eichlein spalt't jähling mit Knallen,
Eine Buche, daß die Täler schallen.
Du meine Güt', da lobt man sich
So frommen Ofen dankbarlich!
Er wärmelt halt die Nacht so hin,
Es ist ein wahrer Segen drin.
— Jetzt, denk ich, sind wohl hie und dort
Spitzbuben aus auf Raub und Mord;
Denk, was eine schöne Sach es ist,
Brave Schloß und Riegel zu jeder Frist!
Was ich wollt machen herentgegen,
Wenn ich hört eine Leiter anlegen;
Und sonst was so Gedanken sind;
Ein warmes Schweißlein mir entrinnt.
Um zwei, gottlob, und um die drei
Glänzet empor ein Hahnenschrei;
Um fünfe, mit der Morgenglocken,
Mein Herz sich hebet unerschrocken,
Ja voller Freuden auf es springt,
Als der Wächter endlich singt:
Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag erschienen ist!
Ein Stündlein drauf, wenn mir die Sporen
Bereits ein wenig steif gefroren,
Rasselt die Lies' im Ofen, brummt,
Bis 's Feuer angeht, saust und summt.
Dann von der Küch' rauf, gar nicht übel,
Die Supp' ich wittre, Schmalz und Zwiebel.
Endlich, gewaschen und geklärt,
Mein Herr sich frisch zur Arbeit kehrt.

Am Samstag muß ein Pfarrer fein
Daheim in seiner Klause sein,
Nicht visiteln, herumkutschieren,
Seine Faß einbrennen, sonst hantieren.
Meiner hat selten solch Gelust.
Einmal — ihr sagt's nicht weiter just —
Zimmert er den ganzen Nachmittag
Dem Fritz an einem Meisenschlag,
Dort an dem Tisch und schwatzt und schmaucht,
Mich alten Tropf kurzweilt es auch.

Jetzt ist der liebe Sonntag da.
Es läutet zur Kirchen fern und nah.
Man orgelt schon; mir ist dabei,
Als säß ich in der Sakristei.
Es ist kein Mensch im ganzen Haus,

Ein Mücklein hör ich, eine Maus.
Die Sonne sich ins Fenster schleicht,
Zwischen den Kaktusstöck hinstreicht
Zum kleinen Pult von Nußbaumholz,
Eines alten Schreinermeisters Stolz;
Beschaut sich, was da liegt umher,
Konkordanz und Kinderlehr,
Oblatenschachtel, Amtssigill,
Im Tintenfaß sich spiegeln will,
Zuteuerst Sand und Grus besicht,
Sich an dem Federmesser sticht
Und gleitet übern Armstuhl frank
Hinüber an den Bücherschrank.
Da stehen in Pergament und Leder
Voran die frommen Schwabenväter:
Andreä, Bengel, Rieger zween,
Samt Oetinger sind da zu sehn.
Wie sie die goldenen Namen liest,
Noch goldener ihr Mund sie küßt,
Wie sie rührt an Hillers Harfenspiel —
Horch! klingt es nicht? so fehlt nicht viel.
Inmitten läuft ein Spinnlein zart
An mir hinauf nach seiner Art,
Und hängt sein Netz, ohn' erst zu fragen,
Mir zwischen Schnabel auf und Kragen.
Ich rühr' mich nicht aus meiner Ruh,
Schau ihm eine ganze Weile zu.
Darüber ist es wohl geglückt,
Daß ich ein wenig eingenickt. —
Nun sagt, ob es in Dorf und Stadt
Ein alter Kirchhahn besser hat?

Ein Wunsch im stillen dann und wann
Kommt einen freilich wohl noch an.
Im Sommer stünd ich gern da draus
Bisweilen auf dem Taubenhaus,
Wo dicht dabei der Garten blüht,
Man auch ein Stück vom Flecken sieht.
Dann in der schönen Winterszeit,
Als zum Exempel eben heut:
Ich sag es grad — da haben wir
Gar einen wackern Schlitten hier,
Grün, gelb und schwarz; — er ward verwichen
Erst wieder sauber angestrichen:
Vorne auf dem Bogen brüstet sich
Ein fremder Vogel hoffärtig —
Wenn man mich etwas putzen wollt,
Nicht daß es drum viel kosten sollt,
Ich stünd so gut dort als wie der,
Und machet niemand nicht Unehr!
— Narr! denk ich wieder, du hast dein Teil!
Willst du noch jetzo werden geil!
Mich wundert, ob dir nicht gefiel,
Daß man, der Welt zum Spott und Ziel,
Deinen warmen Ofen gar zuletzt
Mitsamt dir auf die Läufe setzt,
Daß auf dem G'sims da um dich säß
Mann, Weib und Kind, der ganze Käs!
Du alter Scherb, schämst du dich nicht,
Auf Eitelkeit zu sein erpicht?
Geh in dich, nimm dein Ende wahr!
Wirst nicht noch einmal hundert Jahr.

E. Mörike.

Krähen.

Auf der verschneiten Wiese steht ein alter Erlenbaum. Jeden Abend, wenn es dämmert, rudern von allen Seiten die Krähen auf ihn zu; sie zanken sich eine Weile um die besten Schlafplätze, flattern noch einmal auf und kommen endlich zur Ruhe.

Den Tag über waren sie weit zerstreut und hatten Mühe, ein paar Brocken zu finden. Recht satt sind sie nicht geworden, und die wenigen, die zu einer guten Mahlzeit kamen, werden es nicht verraten.

Ein ganzer Schwarm war auf dem Felde. Dort spürten sie einen kranken Hasen in seinem Lager auf, und wenn auch Lampe humpelnd flüchtete, so gut es gehen wollte, ihr heißhungriges „Aer, aer" rief immer neue Scharen herbei; eine nach der andern stieß auf ihn nieder, immer zielten sie mit dem starken, scharfen Schnabel nach seinem Kopf, nach den Augen, bis er nicht mehr konnte und sich mit einem quäkenden Wehlaut ergab. Den ganzen Tag flatterten sie um die Stelle und zankten sich um die Beute.

Andere waren vor der Stadt, wo die großen Müllhaufen liegen. Es ist nicht angenehm, in diesem Unrat nach Futter zu suchen und dabei noch den guten schwarzen Anzug zu beschmutzen. Aber die Not ist groß, und Hunger tut weh. So haben sie in aller Ruhe gestochert und gepickt und hin und wieder ein Stück Brot, eine Wurstschale oder eine trockene Käserinde gefunden.

Die alten Schlauberger in der Schlafgesellschaft auf dem Erlenbaum bleiben den Tag über für sich, und wenn die andern fragen, dann krächzen sie: „Aer, es war nur mäßig," denken aber: „Ja, prahlt nur mit eurem Hasen, ihr seid ja doch nicht satt geworden."

Eine war im Dorfe, wo ein Bauer sein fettes Schwein geschlachtet hat. Auf dem Scheunengiebel wartete sie geduldig, bis Bauer und Schlächter und Magd zum Frühstück in die Stube gingen. Dann war sie flink unten, nur drei Schritte von der großen Fleischschüssel entfernt, jetzt schnell und vorsichtig noch etwas näher, — ein Blick nach der Haustür, nach der Hundehütte, — nun rasch hinzu, ein Hieb in die Schüssel, — und dann konnte sie auf dem Scheunendach eine leckere Mahlzeit halten.

Eine alte graue Krähe ist Stammgast auf dem Schulhofe. Sie ist schon recht bequem, verwegene Streiche liebt sie nicht mehr. Sie sitzt jeden Vormittag in der hohen Linde und

wartet in aller Ruhe. Die Kinder kennen sie schon. Wenn sie vom Spiel wieder ins Schulzimmer gehen müssen, werfen sie der Alten ein Stück von ihrem Frühstücksbrot in den Schnee. Vom Fenster aus schauen sie dann zu, wie sie ihren Platz verläßt und mit der langsamen Würde des Alters über den Schulhof schreitet, um ihr täglich Brot zu holen. Jedesmal freuen sie sich, wenn sie dann noch einen schiefen Blick nach dem Fenster sendet und mit langsamem Flügelschlag abstreicht.

„Aer, aer, die beiden Alten sind heute wieder nicht satt geworden," schreit eine aus dem großen Schwarm und hat selbst nur ein paar üble Brocken aus einem Dunghaufen im hungrigen Magen.

Das Lied von den Schäfchen.

Schlaf, Kindlein, schlaf,
Der Vater hüt' die Schaf',
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Schlaf, Kindlein, schlaf,
Am Himmel zieh'n die Schaf,
Die Sternlein sind die Lämmelein,
Der Mond, der ist das Schäferlein.
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Schlaf, Kindlein, schlaf,
So schenk ich dir ein Schaf
Mit einer goldnen Schelle klein,
Das beißt der schwarze Hund ins Bein.
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Schlaf, Kindlein, schlaf! —
Geh' fort und hüt' die Schaf'.
Geh fort, du schwarzes Hündelein,
Und weck mir nicht mein Kindelein!
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Volkslied.

Schneiders Höllenfahrt.

Es wollt ein Schneider wandern
Am Montag in der Fruh,
Begegnet ihm der Teufel,
Hat weder Strümpf noch Schuh:
„He he du Schneiderg'sell!
Du mußt mit mir in d' Höll,
Du mußt uns Teufel kleiden,
Es gehe, wie es wöll."

Sobald der Schneider in d' Höllen kam,
Nahm er seinen Ellenstab,
Er schlug den Teufeln die Buckel voll,
Die Teufel auf und ab.
„He he du Schneiderg'sell!
Mußt wieder aus der Höll;
Wir brauchen nicht das Messen,
Es gehe, wie es wöll."

Nachdem er all' gemessen hat,
Nahm er sein lange Scher
Und stutzt den Teufeln d' Schwänzlein ab,
Sie hüpfen hin und her.
„He he du Schneiderg'sell,
Pack dich nur aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Stutzen,
Es gehe, wie es wöll."

Da zog er 's Bügeleisen raus
Und warf es in das Feuer,
Er streicht den Teufeln d' Falten aus,
Sie schrien ungeheuer:
„He he du Schneiderg'sell,
Geh du nur aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Bügeln,
Es gehe, wie es wöll."

Er nahm den Pfriemen aus dem Sack
Und stach sie in die Köpf,
Er sagt: „Halt still! ich bin schon da,
So setzt man bei uns die Knöpf."
„He he du Schneiderg'sell,
Geh einmal aus der Höll!
Wir brauchen keine Kleider,
Es geh nun, wie es wöll."

Drauf nahm er Nadl und Fingerhut
Und fängt zu stechen an,
Er flickt den Teufeln d' Naslöcher zu,
So eng er immer kann.
„He he du Schneiderg'sell,
Pack dich nur aus der Höll!
Wir können nimmer riechen,
Es geh nun, wie es wöll."

Darauf fängt er zu schneidern an,
Das Ding hat ziemlich brennt,
Er hat den Teufeln mit Gewalt
Die Ohrlappen aufgetrennt.
„He he du Schneiderg'sell,
Marschier nur aus der Höll!
Sonst brauchen wir den Bader,
Es geh nun, wie es wöll."

Nach diesem kam der Luzifer
Und sagt: „Es ist ein Graus,
Kein Teufel hat kein Schwänzerl mehr,
Jagt ihn zur Höll hinaus."
„He he du Schneiderg'sell,
Pack dich nur aus der Höll!
Wir brauchen keine Kleider,
Es gehe, wie es wöll."

Nachdem er nun hat aufgepackt,
Da war ihm erst recht wohl,
Er hüpft und springet unverzagt,
Lacht sich den Buckel voll,
Ging eilends aus der Höll
Und blieb ein Schneiderg'sell;
Drum holt der Teufel kein Schneider mehr,
Er stehl, soviel er wöll.

Schwere Zeit.

Tagelang schneit es. Alles ist zugedeckt im Lande und sieht weiß und sauber aus. Wenn wir jetzt durch den Wald gehen, ist er still und leer. Wir hören nichts als das leise Klirren und Knistern der Schneeflocken im dürren Laub der Wintereiche und ab und zu einen matten Aufschlag, wenn von den tief herniedergebogenen Kiefernzweigen eine Schneelast in die weiße Decke fällt. Sonst herrscht tiefste Stille. Kein Laut aus einer Vogelkehle, keine Wildspur im Schnee. Das Kaninchen liegt in seinem Bau, der Hase in seinem Lagerunter dem Brombeerbusch. Das Eichhörnchen wartet geduldig in seinem Reisigbau auf besseres Wetter, und die Krähen sitzen mißmutig im dichtesten Kiefernwald, schütteln ärgerlich den Schnee von den Flügeln, plustern sich auf und ducken sich schläfrig zur Nachtruhe aneinander.

Am nächsten Tage lacht die Sonne, und gleich sind Wald, Feld und Straße lebendig. Fuchs und Kaninchen fahren aus dem Bau, das Eichhörnchen hüpft von Baum zu Baum nach der alten Kiefer, die so viele Zapfen trägt, um sich an dem Samen gütlich zu tun, die Spechte klopfen, die Meisen zwitschern in der Kiefernschonung, und die Krähen rudern hastig über das Feld den Dorfdächern zu.

Über Mittag scheint die Sonne recht warm. Der Schnee wird naß und fällt schwer und klatschend von den Kiefern nieder. Am Abend geht die Sonne hinter einem gelben Wolkenvorhang zur Ruhe; es wird bitterkalt, ein scharfer Ostwind macht sich auf, der feuchte Schnee gefriert und bekommt eine Kruste, scharf und brüchig wie dünnes Glas.

Am nächsten Morgen ziehen die Rehe vorsichtig durch den Wald. Bei jedem Schritt treten sie durch die Kruste, sie bekommen wunde Läufe, hier und da ist in ihrer Spur ein roter Fleck.

Die Krähen suchen die Straßen und Dorfgehöfte auf, Hase und Kaninchen sättigen sich an den Brombeerblättern und schaben die Rinde der Obstbäume ab, Meisen, Zeisige und Finken finden ihren gedeckten Tisch, aber hungrig und erschöpft klagt das Reh in den Waldgründen.

Baumknospen und ein wenig Rinde helfen nicht gegen den Hunger. Einmal ist es aufs Feld hinausgewechselt, aber die Saat liegt tief unter der harten Schneekruste, hungrig ist es in den Wald zurückgezogen. Die Flanken sind eingefallen, die wunden Läufe zittern. Lüstern umkreist ein Fuchs das kranke Tier.

In der Nacht sieht der Vollmond ein häßliches Bild. Die Füchse raufen sich um das tote Reh, und von fernher schleicht auch der Marder herbei. Am nächsten Tage zanken die Krähen über die nächtlichen Gäste, die von der Mahlzeit so wenig übrig ließen.

Geschnittne Nudeln eß ich gern,
Aber nur die feinen,
Schöne Mädchen seh ich gern,
Aber nur die kleinen!

Schwan, kleb an.

Es waren einmal drei Brüder, von denen hieß der älteste Jakob, der zweite Friedrich und der dritte und jüngste Gottfried. Dieser jüngste war das Stichblatt aller Neckereien seiner Brüder. Dadurch wurde ihm das Leben gar sauer gemacht. Als er nun einst im Walde war, um Holz zu sammeln, und bitterlich weinte, trat ein altes Weiblein zu ihm, das fragte ihn um seine Not, und er vertraute ihr all seinen Kummer. „Ei, mein Junge," sagte das Weiblein darauf, „ist die Welt nicht groß? Warum versuchst du nicht anderswo dein Glück?" Das nahm sich Gottfried zu Herzen und machte sich auf den Weg in die weite Welt. Aber der Abschied von dem Ort, wo er geboren worden war und wenigstens eine glückliche Kindheit verlebt hatte, ging ihm doch nahe, und er setzte sich auf einen Hügel nieder, um noch einmal recht das heimatliche Dorf zu betrachten. Siehe, da stand das Weiblein hinter ihm, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „Das hast du einmal gut gemacht, mein Junge! Aber was willst du nun anfangen? Ich will es dir sagen. Heute abend, wenn die Sonne untergeht, gehe an den großen Birnbaum, der dort am Kreuzweg steht. Darunter wird ein Mann liegen und schlafen, an den Baum aber wird ein großer, schöner Schwan angebunden sein; den Mann hütest du dich aufzuwecken, und du mußt deswegen gerade mit Sonnenuntergang kommen, den Schwan aber knüpfst du los und führst ihn mit dir fort. Die Leute werden in seine schönen Federn vernarrt sein, und du magst ihnen erlauben, davon eine herauszurupfen. Wenn aber der Schwan berührt wird, so wird er schreien, und wenn du dann sagst: Schwan, kleb an! so wird dem, der ihn berührt, die Hand fest ankleben und nicht eher wieder loswerden, bis du sie mit diesem Stöcklein antippst, das ich dir hier schenke. Wenn du nun so einen weidlichen Zug Menschenvögel gefangen hast, so führe sie nur immer gerade aus. Da wirst du an eine große Stadt kommen, da wohnt eine Königstochter, die noch nie gelacht hat. Bringst du sie zum Lachen, so ist dein Glück gemacht, mein Junge!"

Gottfried war mit Sonnenuntergang richtig an dem Baume. Der Mann lag da und schlief, und ein großer schöner Schwan war mit einem Bande an den Baum gebunden. Er knüpfte den Vogel los und führte ihn davon, ohne daß der Mann erwachte.

Nun traf es sich, daß Gottfried mit seinem Schwan an einer Baustätte vorüberkam, wo einige Männer mit aufgestreiften Beinkleidern Lehm kneteten; die bewunderten die schönen Federn des Vogels, und ein vorwitziger Junge, der über und über voll Lehm war,

sagte laut: „Ach, wenn ich doch nur eine solche Feder hätte!" — „Zieh dir eine aus!" sprach Gottfried freundlich; der Junge griff nach dem Schweife des Vogels, der Schwan schrie; und „Schwan, kleb an!" sprach Gottfried, und der Junge konnte nicht wieder loskommen, er mochte anfangen, was er wollte. Die andern lachten, je mehr der Junge schrie, bis vom nahen Bache eine Magd herzugelaufen kam, die mit hochaufgeschürztem Rocke dort gewaschen hatte. Die fühlte Mitleid mit dem Jungen und reichte ihm die Hand, um ihn loszumachen. Der Schwan schrie; und „Schwan, kleb an!" sprach Gottfried, und die Magd war ebenfalls gefangen. Als Gottfried mit seiner Beute eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein Schornsteinfeger, der lachte über das sonderbare Gespann und fragte die Magd, was sie denn da treibe? „Ach, herzliebster Hans," antwortete die Magd kläglich, „gib mir doch eine Hand und mach' mich von dem verteufelten Jungen los." — „Wenn's weiter nichts ist!" lachte der Schornsteinfeger und gab der Magd die Hand, der Vogel schrie; und „Schwan, kleb an!" sprach Gottfried, und der schwarze Mensch war ebenfalls behext. Sie kamen nun in ein Dorf, wo eben Kirchweih war; eine Seiltänzergesellschaft gab dort Vorstellungen, und der Narr machte eben seine Narreteidinge. Der riß Mund und Nase auf, als er das seltsame Kleeblatt sah, das an dem Schweife des Schwans festhing. „Bist du ein Narr geworden, Schwarzer?" lachte er. — „Da ist gar nichts zu lachen!" antwortete der Schornsteinfeger. „Das Weibsbild hält mich so fest, daß meine Hand wie angenagelt ist. Mach mich los, Narr! Ich tu dir einmal einen andern Liebesdienst." Der Narr faßte die ausgestreckte Hand des Schwarzen, der Vogel schrie; und „Schwan, kleb an!" sprach Gottfried, und der Narr war der vierte im Bunde. Nun stand in der vordersten Reihe der Zuschauer der dicke Amtmann des Dorfes, der machte ein gar ernsthaftes Gesicht dazu, und er ärgert sich gar höchlich über das Blendwerk, das nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Sein Eifer ging so weit, daß er den Narren an der ledigen Hand faßte und ihn losreißen wollte,

um ihn dem Büttel zu übergeben; da schrie der Vogel, und „Schwan, kleb an!“ sprach Gottfried, und der Amtmann teilte das Schicksal der Vorgänger. Die Frau Amtmännin, eine lange dürre Spindel, entsetzte sich über das Mißgeschick ihres Eheherrn und riß mit Leibeskräften an seinem freien Arm, der Vogel schrie; und „Schwan, kleb an!“ sprach Gottfried, und die arme Frau Amtmännin mußte trotz ihres Geschreies folgen. Das waren nun genug.

Gottfried sah schon die Türme der Hauptstadt vor sich; da kam ihm eine wunderschöne Equipage entgegen, in der eine schöne junge, aber ernste Dame saß. Als diese den bunten Zug erblickte, brach sie jedoch in lautes Gelächter aus, und ihre Dienerschaft lachte mit. „Die Königstochter hat gelacht!“ rief alles vor Freuden. Sie stieg aus, betrachtete sich die Sache noch genauer und lachte immer mehr bei den Kapriolen, welche die Festgebannten machten. Der Wagen mußte umwenden und fuhr langsam neben Gottfried nach der Stadt zurück. Als der König die Kunde vernahm, daß seine Tochter gelacht habe, war er voll Entzücken und nahm selbst Gottfried, seinen Schwan und dessen wunderliches Gefolge in Augenschein, wobei er selbst lachen mußte, daß ihm die Tränen in den Augen standen. „Du närrischer Gesell,“ sprach er zu Gottfried, „weißt du, was ich dem versprochen habe, der meine Tochter zum Lachen bringt?“ — „Nein,“ sagte Gottfried. — „So will ich dir's sagen,“ antwortete der König. „Tausend Goldgulden oder ein schönes Gut. Wähle dir zwischen den beiden.“ Gottfried entschied sich für das Gut. Dann berührte er den Buben, die Magd, den Schornsteinfeger, den Narren, den Amtmann und die Amtmännin mit seinem Stäbchen, und alle fühlten sich frei und liefen davon, als brenne die Hölle hinter ihnen her. Da wurde die Königstochter bewegt, den schönen Schwan zu streicheln und sein Gefieder zu bewundern. Der Vogel schrie; und „Schwan, kleb an!“ sprach Gottfried, und so gewann er auch noch die Königstochter. Der Schwan aber erhob sich in die Lüfte und verschwand an dem blauen Himmel.

L. Bechstein.

Mutter läßt sagen.

Meine Mu, meine Mu, meine Mutter schickt mich her,
Ob der Ku, ob der Ku, ob der Kuchen fertig wär,
Wenn er no, wenn er no, wenn er noch nicht fertig wär,
Käm ich mo, käm ich mo, käm ich morgen wieder her!

Volkstümlich.

Des kleinen Volkes Hochzeitsfest.

Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal, und sie sprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbette in dem Saal schlief, und verwunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen, geschmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn in ziemenden Worten gar höflich ein, an ihrem Fest teilzunehmen. „Doch um eins bitten wir," setzte er

hinzu, „Ihr allein sollt zugegen sein, keins von Eurem Hofgesinde darf sich unterstehn das Fest mit anzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blick.“ Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlafe gestört, so will ich auch mit euch sein.“ Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger stellten sich auf, und eine Heimchenmusik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim Tanz nicht zu verlieren, das ihm so leicht dahersprang und endlich so im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Atem kommen konnte. Mitten in dem lustigen Tanz aber stand auf einmal alles still, die Musik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Türspalten, Mauslöchern und wo sonst ein Schlupfloch war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer schauten aufwärts nach einer Öffnung, die sich oben in der Decke des Saals befand und entdeckten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der lustigen Wirtschaft herabschaute. Darauf neigten sie sich vor dem Grafen und derselbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber,“ sagte er dann, „unsere Freude und unsere Hochzeit also ist gestört worden, daß noch ein anderes menschliches Auge darauf geblickt, so soll fortan euer Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburgs zählen.“ Darauf drängten sie nacheinander schnell hinaus, bald war es still und der alte Graf wieder allein im finstern Saal. Die Verwünschung ist bis auf die gegenwärtige Zeit eingetroffen und immer einer von den sechs lebenden Rittern von Eilenburg gestorben, ehe der siebente geboren war.

Gebrüder Grimm.

Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll

der Lohn sein", und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbeitrabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh' und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" — „Ich muß ja wohl," antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heimzutragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht geradhalten; auch drückt mir's auf die Schulter." — „Weißt du was," sagte der Reiter, „wir wollen tauschen; ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." — „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterhergehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu

helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter; aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." — „Ei, ei," sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was gibt's für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." — „Hört, Hans," sprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." — „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal," fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist! — Die ist aber auch wochenlang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." — „Ja," sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf.

„Hört," fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten; das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang, „ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." — „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen weißen Federn, die lass' ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." — „Ja," antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" — „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." — „Und das Schwein?" — „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt." — „Und die Kuh?" — „Die hab' ich für ein Pferd bekommen." — „Und das Pferd?" — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." — „Und das Gold?" — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." — „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon selbst. Da hab' ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" — „Wie könnt Ihr noch fragen?" antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife — was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein," rief er aus, „alles was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei

drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe versinken sah, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die allein ihm noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich", rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Gebrüder Grimm.

Beim Schuhanziehen.

Schmied, Schmied, Schmied,
Nimm dein Hämmerle mit:
Wenn du willst ein Gäulchen beschlagen,
Mußt dein Hämmerle bei dir tragen.
Schmied, Schmied, Schmied,
Nimm dein Hämmerle mit.

Volkstümlich.

Die glückliche Frau.

Erhalt Gott meinen Friedel!
Hat eine einen bravern Mann,
Die mag sich melden, wenn sie kann.
Er sitzt am liebsten doch bei mir,
Und was mich freut, macht ihm Pläsir;
Und was er sagt und was er tut,
Das ist so hübsch und ist so gut;
Wie fromm und stattlich sieht er aus
Mit seinen Locken schwarz und kraus,
Hat Backen rot und kerngesund,
Und Glieder hat er stark und rund! —
Wenn's auch einmal mich plagt und druckt,
Und mir ein Weh im Herzen zuckt,
Da denk ich denn an meinen Mann,
Und gleich lacht mich der Himmel an.
Erhalt Gott meinen Friedel!

Erhalt mir Gott mein Gütel!
Ich hab 'nen Garten hinterm Haus,
Und was ich brauch, das hol ich draus;
Im Feld, im fetten Acker schwankt
Der Halm, am warmen Berge hangt
Die Traube; zwar der Hof ist klein,
Doch Hühner, Schaf und Gans sind drein.
Was will ich noch? Nichts brauch ich mehr,
Nenn was du immer willst mir her!
Und wenn man meint, jetzt käm die Not,
Hilft schon vorher der liebe Gott. —
Und wenn der Friedel müd und still
Vom Acker kommt und essen will,
Da steht mit Buttermilch so frisch
Die große Schüssel auf dem Tisch,
Und in dem grünen Krug der Wein;
Ich seh ihn an und schenk ihm ein,
Drauf trinkt er und es schmeckt ihm gut
Und füllt sein Herz mit Kraft und Mut.
Erhalt mir Gott mein Gütel!

Erhalt mir Gott mein Stübel!
Es ist so heiter und so traut,
Als wenn's ein Engel hätt' gebaut,
Als ob es ein Kapellchen wär;
Wohin man sieht, kein Stellchen leer!
Ja wirklich, blitzt es noch so sehr,
Und gießt es wie mit Kübeln her,
Und wenn beim Nebel feucht und kalt
Der Schneewind an die Fenster prallt,
Und wenn nach Weihnacht kalt und klar
Vom Berge steigt der Januar,
Und duftig an den Bäumen hängt,
Und Brücken übers Wasser sprengt,
Und wenn der Sturm die Eichen packt
Und tobt und in den Gipfeln knackt,
Da ist's im Stübel warm und still,
Rumor' der Sturm, solang er will,
Erhalt mir Gott mein Stübel!

Doch ruft mir Gott den Friedel fort,
Und muß er folgen seinem Wort,
Sollst Kirchhof, du, mein Gütel sein,
Da bauet mir ein Stübel drein.
Erhalt, o Gott, den Friedel mein!

J. P. Hebel.

Unser Karneval.

Ein merkwürdiges Wort! Eigentlich sind es zwei Wörter: carne vale, und das heißt: Fleisch, lebe wohl! Die Fastenzeit beginnt, und die Gesellschaft hier auf unserm Bilde will noch einmal recht vergnügt sein. Aus Wein, Gewürz und Zucker haben sie sich ein heißes Getränk gebraut und nennen es Punsch. Er macht zuerst recht lustig, aber hinterher matt und schläfrig; mancher hat auch am andern Tage böse Kopfschmerzen. Wir kosten lieber nicht davon und gehen früh zu Bett; denn morgen nachmittag ist unsere Schnitzeljagd, und da heißt es frisch sein.

Heute abend wollen wir die Papierschnitzel schneiden. Wir nehmen dazu alte Hefte und Zeitungen, schneiden sie erst in fingerbreite Streifen und dann quer in viele kleine Blättchen, die wir alle in einen Beutel stopfen. Er wird prall gefüllt und durch die eingezogene Schnur verschlossen. —

Am Sammelplatz sind vierzig Jungen, alle mit Papierschnitzeln wohl versorgt. Zwei Gruppen werden gebildet; eine Gruppe läuft vorauf und bekommt fünf Minuten Vorsprung. Wir müssen die Flüchtlinge in einer Stunde einholen, sonst haben wir verloren. Wir sind aber die besseren Läufer und wollen sie schon kriegen.

Die Flüchtlinge sind uns bald aus den Augen. Eine Weile hören wir noch das Knacken dürrer Zweige, hin und wieder einen halblauten Ruf, dann ist alles still. — Die fünf Minuten sind um, jetzt los!

Nicht gleich so wild! Wir können nicht eine ganze Stunde in dieser Schnelligkeit laufen. Hier geht die Spur links in die dichte Kiefernschonung. Nicht alle hinein, die Spur führt sicher wieder heraus. Wir bleiben auf dem Wege und laufen schnell weiter, einer nimmt die Spur auf.

Hier kommt sie wieder heraus und kreuzt den Weg. Du sollst sie wieder verfolgen; du als schnellster Läufer uns voran und meldest uns durch einen Pfiff, wenn du sie entdeckst. Nachher müssen andere laufen, und du darfst ruhen.

War das nicht ein Pfiff? Ja, jetzt noch einmal! Schnell unserm Kameraden nach. Er hat die Spur wiedergefunden, aber nach vier Richtungen laufen die Schnitzelbahnen auseinander. Schnell einer auf jede Bahn und durch einen Doppelpfiff die Meldung, wenn sie nicht weiterführt.

Schon tönen die Meldungen zurück. Auf dieser Spur geht es weiter! Wir müssen eilen, mehr als eine halbe Stunde ist schon vorbei. Seid einen Augenblick ruhig! Von vorn tönt verhaltenes Rufen. Wir sind ihnen näher gekommen. Nun mit aller Macht vorwärts, aber lautlos, wie Indianer auf dem Kriegspfad. Sowie wir sie zu Gesicht bekommen, dann wie der Blitz hinter Stämme und ins Heidekraut geduckt. Achtung! da sind sie! Nieder!

Ganz sorglos ziehen sie hin, noch haben sie uns nicht gesehen. Jetzt gehn zehn Mann lautlos nach rechts ab, wir andern zur Linken, die Flüchtlinge zu überholen. Ich übernehme die Führung der Linken. Sowie ihr auf der rechten Flanke meinen Pfiff hört, duckt ihr euch und nehmt von den Flüchtlingen, die wir auf euch zuhetzen, den Flaggenträger gefangen. Dann haben wir gesiegt.

Jetzt haben wir sie, sie können uns nicht entkommen. Ein Pfiff, und nun wie die Windsbraut vorwärts. Wie sie Fersengeld geben! Wenn nur unsere Freunde nicht zu früh losbrechen! Jetzt toben und schreien sie, sie sind aneinander. Auf, hinterher! Hurra, wir haben gesiegt, da ist die eroberte Flagge!

Jungs, das war eine feine Sache! Jetzt gehen wir ins Wirtshaus „Waldesruh", wo schon der Kaffee für uns bestellt ist. Butterbrote haben wir reichlich mitgenommen. Wer fehlt heute eigentlich? Kurt, Heinz und Hans. Ja, die schliefen schon heute vormittag im Unterricht ein. Das kommt vom Fastnachtspunsch. Du meinst, daß wir die Klügeren waren? Das denke ich auch!

Karlinle.

Karlinle, mein Schatz,
Hat Härle wie Flachs,
Hat Härle wie Seide,
Mags gar zu wohl leide!

Volkstümlich.

Die sieben Schwaben.

Wie die sieben Schwaben nach Augsburg kommen, und sich allda Waffen holen.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sich's, daß die sieben Schwaben in die weltberühmte Stadt Augsburg einzogen; und sie gingen sogleich zu dem geschicktesten Meister allda, um sich Waffen machen zu lassen; denn sie gedachten das Ungeheuer zu erlegen, welches zur selbigen Zeit in der Gegend des Bodensees übel hauste, und das ganze Schwabenland in Furcht und Schrecken setzte. Der Meister führte sie in seine Waffenkammer, wo sich jeder einen Spieß oder sonst was auswählen könnte, was ihm anstand. Bygost! sagte der Allgäuer, sind das auch Spieße? So einer wär' mir just recht zu einem Zahnstocher. Meister, nehmt für mich nur gleich einen Wiesbaum von sieben Mannslängen. Potz Blitz, sagte der Blitzschwab, Allgäuer, progle dich nicht allzu sehr. Der Allgäuer sah den mit grimmigen Augen an, als wollte er ihn damit durchbohren. Eigentlich hast du recht, Männle! sagte der Blitzschwab und streichelte ihm den Kautzen; und ich merke deine Meinung, sagte er: Wie alle sieben für einen, so für alle sieben nur einen. Der Allgäuer verstand ihn nicht, sagte aber: Ja; und den andern war's auch recht. Und so ward denn ein Spieß von sieben Mannslängen bestellt, und in einer Stunde war er fertig. — Ehe sie aber die Werkstatt verließen, kaufte sich jeder noch etwas Apartes, der Knöpfleschwab einen Bratspieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler Sporen für seine Stiefel — sie seien nicht nur gut zum Reiten, sagte er, sondern auch zum Hintenausschlagen. — Der Seehaas aber wählte einen Harnisch, sagend: Vorsicht sei zu allen Dingen nütz; des Guten könne man nicht zu viel tun; und nutze es nichts, so schade es auch nichts. Der Spiegelschwab gab ihm recht, und sagte: Auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Brust, sondern hinten auf dem

Hintern. Der Seehaas meinte, der Geselle wolle ihn foppen; jener aber sagte: Merk's: Hab' ich Mut und geh' ich vorwärts, so brauch' ich keinen Harnisch; geht's aber rückwärts, und fällt mir der Mut anderswohin, so ist dann der Harnisch am rechten Platz. Und so ließ er sich denn den Harnisch zurecht machen, der, recht zu sagen, ein Balbiererbecken war aus der Rumpelkammer des Meisters. Und nachdem die sieben Schwaben, wie ehrliche Leute, alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Christen bei St. Ulrich eine heilige Messe gehört, und zuletzt noch beim Metzger am Gögginger Tor gute Augsburger Würste eingekauft hatten, so zogen sie zum Tor hinaus und ihres Weges weiter.

Wie die sieben Schwaben in den Stauden stecken bleiben.

Als die sieben Schwaben tiefer in die Stauden kamen, blieben sie darin stecken. Der Wald wurde immer dichter und dichter; und einstmals, als der Allgäuer vor einem Baum stand, sagte er: Bygost! durch muß ich; und druckte und beugte den Spieß so gewaltig seitwärts, daß der Knöpfleschwab zwischen einem Baum und dem Spieß eingeklemmt wurde, und sie alle weder vor- noch rückwärts konnten. Und ist also wahr geworden, was die Zigeunerin prophezeit hatte: Der Wagen wird nicht wohl geführt, wenn ungleich Ochsen angeschirrt. Die Gesellen wollten zwar ihren Kumpan wieder losmachen; da sie aber aus allzu großem Eifer an dem Leichnam zogen, der eine nach oben, der andere nach unten, und links und rechts zu gleicher Zeit, so ging eben das Ding nicht vorwärts, und sie hätten ihn fast gevierteilt. Endlich besann sich der Allgäuer, und rief: Bygost! ich mußte des Teufels sein, wenn mir Gott nicht hülfe! Und er sagte: Hy Ochs! und packte den Baum, der den armen Schächer einzwängte, und riß ihn mit einem Riß, daß es krachte, wurzelaus, so daß der Knöpfleschwab, halb entseelt, losschnellte und hinplumpste, als wär er in den Boden eingerammelt. Da bekamen die Gesellen erst rechten Respekt vor dem Allgäuer, den sie sonst für tappet und talket halten mochten. Und der günstige Leser, welcher das Stücklein nicht glauben will, kann selbst nachsehen auf dem Platz, wo der Baum noch liegt bis auf den heutigen Tag.

Wie der Blitzschwab Händel bekommt mit dem Spiegelschwaben und wie sie wieder gut Freund geworden.

Es war schon Nacht, als die sieben Schwaben ins Freie und auf die Landstraße kamen. Und der Mond ging soeben auf. Da sagte der Spiegelschwab: Jetzt haben wir's gewonnen, Memmingen ist nicht mehr weit. Der Blitzschwab fragte ihn: wie er das wissen könne?

Werd' ja doch den Memminger Maun (Mond) kennen? Potz Blitz, wie blitzdumm! sagte der Blitzschwab. Dies kaum gesagt, hatte er schon seine Dachtel vom Spiegelschwaben, der alles leiden mochte, nur nicht, daß man ihn für dumm halten solle. Daß dir der Blitz ins Maul platz, schrie der Blitzschwab, du Lalle, du Ginkel, du Takel, du Kog, und so ging's eine ganze Litanei durch. Der Spiegelschwab wurde auch immer wilder, und so kamen sie denn einander in die Haare und rauften sich ab, wie zwei Metzgerhunde. Da bat der Seehaas den Allgäuer, er sollte Frieden machen. Der ließ sich nicht lang bitten, sondern packte sogleich den Blitzschwaben am Hosenbändel, und hielt ihn in der Luft, wie einen Frosch, und er mochte zappeln wie er wollte. Inzwischen ließ der Spiegelschwab nicht nach, dem Blitzschwaben aufs Brät zu klopfen; und daher packte denn der Allgäuer ihn auch mit der Linken, und hielt ihn am Leible, unter der Gurgel, so keif und fest, daß er bockstärr dastand und nicht mucksen konnte. Bygost! sagte er, ich will euch Hores Mores lernen, ihr donnerschlächtige Strolkerle. Und er schüttelte den einen, und drosselte den andern immer ärger und ärger, bis sie endlich einander das Wort gegeben, daß sie wieder gut Freund sein wollten. Und das sind sie denn auch geblieben von der Zeit an bis in ihren Tod.

Was für eine Gefahr dem Spiegelschwaben gedroht, und wie er sich daraus errettet.

Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl drin gute digene Würste zu haben sind, sagte der Spiegelschwab. Und als man ihn fragte: warum? so sagte er: darum; und er müsse sich doch wohl am besten auswissen. Sei's, sagte der Nestelschwab, wir können ja um die Mauer herum, und dann zum andern Tor hinaus. Die sieben Schwaben gingen also um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Aber da hat sich's denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen könne. Denn ehe sich's der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: Bist du endlich wiederum da, du Schlingel? Wo bist du so lange Zeit herumkalfaktert, du Galgenstrick? Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehehälfte, und er rief: Helft mir alle Heiligen! der Teufel ist los! und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das tat ihm nun guten Dienst. Er warf's in aller Eile über den Kopf, schloff in die Bratzen, und kreiste nun auf allen Vieren, wie ein leibhafter

Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufschrie und über Hals und Kopf davonrannte. Der Bär aber holte sie ein, und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinnen vergingen. Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit, als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Wie unsere Schwaben durch das blaue Meer schwimmen, ohne zu ersaufen.

Obwohl sonst ein wackerer Schwab, wenn es sein muß, seine fünf Mäßle Bier trinken mag auf einem Sitz, und er findet doch noch seine Wege und Stege; so haben doch unsere Schwaben zu tief in den Krug geguckt, und ist ihnen nicht recht just gewesen im Kopf, wie sich aus folgendem zu ergeben scheint, was eine wahrhaftige Geschichte ist. Denn sie waren kaum außer dem Tor, so verirrten sie sich in den Hopfengärten, und verloren die Landstraße, und der Spiegelschwab suchte sie vergebens einzuholen auf dem Weg nach Leutkirch. Wie sie aufs freie Feld kamen, sagte der Allgäuer: Bygost! es ist ein Ding; haben wir keinen Weg, so machen wir uns einen; die Jller werden wir doch finden, und dann kann die Brücke auch nicht weit davon sein. Und so ging es denn fort über das Brachfeld hopp, hopp! und der Allgäuer blies, der Blitzschwab sang: Jch laß ein klein Waldvögelein usw., der Knöpfleschwab keuchte und stolperte und fiel ein um das andere Mal, und mußte gleichwohl wieder aufstehen. Jnzwischen fing es an dunkel zu werden, und sie irrten umher, obwohl der Allgäuer von fern noch den Grindten sehen mochte. Da standen sie auf einmal an einem Abhang, und unten, so deucht's ihnen, lag ein See, der Wellen schlug. Es war aber ein Feld voll Flachses, der in der Blüte war, und da der Wind heftig blies, so wallte und wogte es wohl; aber es war kein Wasser. Potz Blitz! rief der Blitzschwab, was ist da zu machen? Durch müssen wir, sonst kommen wir nicht an Ort und Stelle. Allgäuer, mach den großen Christoph, und trag uns hinüber. Bygost! sagte der Allgäuer, ins Wasser mag ich wohl gehen, aber weiter nicht, als bis an den Hals. Der Nestelschwab lamentierte, er könne nur mit einer Hand rudern, indem er mit der andern die Hose zu halten habe, und der Knöpfleschwab stand betrübt da und lugte ins Wasser hinab, um zu schauen, ob keine Walfische drin seien. Das sah der Blitzschwab, und er ging ganz stät hinterrücks auf ihn zu, und sagte: Frisch gewagt, ist halb geschwommen, und gab ihm einen Stoß, daß er, plumpf! drunten lag. Der sinkt nicht, sagte der Gelbfüßler, es muß doch nicht tief sein, da kann man's wagen, und hüpfte flink und frisch hinunter wie ein Laubfrosch. Dem folgte der Blitzschwab, nachdem er sich vorher in die Hände gespieen, und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte.

Bygost! sagte der Allgäuer, der letzte will ich auch nicht sein, und warf den Spieß voraus, und hupfte nach. Der Nestelschwab aber hatte sich an dessen Hosenbändel gehängt, und fiel darum unten gemächlicher auf, als die übrigen; und war dies das einzige Mal, daß er gescheit getan. Da lagen sie nun alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke, dann rührten und streckten sie ihre Glieder, wie halb zerstampfte Würmer, dann krochen sie allmählich heraus, wie Schnecken aus ihrem Häusle, endlich standen sie wiederum da, wie andere Menschen, und sagten kein Wörtle, sondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob sie noch ganz seien. Und nachdem sie den Spieß aufgefischt hatten, zogen sie querfeldein weiter.

Wie die sieben Schwaben einem Bayern begegnen, und wie sie ihn heimschicken.

Außerhalb Mindelheim — das Nest ließen sie abseiten liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Furcht vor ihnen bekommen, wie vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen — bei Aurbach begegnete ihnen ein Bayer, dem sie's sogleich an seinem Häs ansahen, was er für ein Landsmann sei. Er war ein Brauer aus München und hatte Säu ins Reich getrieben, und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der blieb am Weg stehen, und ließ die Spießmänner an sich vorbeigehen, und hatte Lust, sie auszulachen. Der Blitzschwab fragte ihn: Was er so luge? ob er nie einen Schwaben gesehen habe? O ja, sagte der Bayer, bei mir daheim in der Kuchel gibt's zu Tausende. Potz Blitz, Malefiz! sagte der Blitzschwab, und ging auf den Bayern zu, der ein Fetzenkerl war, und dem der Blitzschwab kümmerlich bis an den Nabel reichte. Und ehe sich's der Bayer versah, sprang der Schwab an ihm in die Höh' und gab ihm eine solche wetterliche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen schoß und die Ohren vom Schlag sausten. Der Bayer aber, nicht faul, langte mit dem Arm weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu versetzen; und es wär' auch eine Watsche gewesen, an die er sein Lebtag gedacht hätte. Aber weil der Schwab ebenso geschwind wieder auf dem Boden war, wie in der Luft, so schlug jener in den Wind hinein, so daß er sich umdrehte, wie ein Triller, und stolperte und fiel. Jetzt ging's über ihn her; der Blitzschwab packte ihn an der Gurgel; die andern hielten ihn an Händen und Füßen, und trommelten auf ihn los. Er wäre aber doch ihrer Herr geworden, und hätte sie sämtlich in die Höhe geschupft, wie Pfulben, wenn nicht endlich auch der Allgäuer, wie ein Maltersack, auf ihn gefallen wäre, der ihm drohte, er werde ihm das Licht ausblasen, wenn er ihnen den Schimpf nicht

abbitten tät. Der Bayer mußte es denn wohl tun, und so ließen sie ihn gehen. Als er aber nach München zurückgekommen, ließ er an sein Haus, auf dem Anger, die sieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtnis, allwo sie noch heutigen Tags zu sehen sind.

Wie die sieben Schwaben aufgefangen und eingesetzt werden.

Des andern Morgens zogen die sieben Schwaben in guter Laune weiter, und unterhielten sich mit den Abenteuern von nächten, und lachten sich einander wacker aus. Als sie vor Kronburg vorbeikamen, guckte eben der Junker von und auf Kronberg aus dem Fenster, und sah die Gespanen vorbeiziehen. Da rief er seinem Schergen und sagte: Lug einmal, was das für Leute sind; es mögen wohl Landfahrer sein oder sonst so eine Bagasche. Der Scherg nahm sieben Bullenbeißer mit und stieg den Berg hinab, den Schwaben entgegen. Sie sollten ihm folgen, ohne Umschweif, sagte er, und die Hunde bleckten die Zähne. Man muß wohl der Obrigkeit Gehorsam leisten, dachten die sieben Schwaben und folgten ihm ohne Umschweif. Der Knöpfleschwab allein war saumselig, und er mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie sie vor dem Junker erschienen, fragte der sie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehaas erzählte getreulich: Wie daß in der Gegend am Bodensee ein schreckliches Tier hause, und da hätten sie sich denn als brave Landsleute und biedere Männer zusammengetan aus allen schwäbischen Gauen, um das Land vom Ungeheuer zu befreien. Das glaubte aber der Junker nicht, sondern blieb bei seiner Meinung, sie seien Strolche und Diebsgesindel, und ließ sie in die Keiche stecken.

So geht es in Schnitzlebutz Häusle,
Da singen und tanzen die Mäusle,
Und bellen die Schnecken im Häusle —
hat der Blitzschwab in der Keiche gesungen, aber ganz still, wie ein Mäusle.

Wie die sieben Schwaben sich aus der Gefangenschaft befreien.

Es sagt aber die Geschichte, daß der Junker von Kronburg tags zuvor, als ihn eben das Zipperlein plagte, den patriotischen Entschluß gefaßt, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im schwäbischen Kreis und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus zu stiften und in seinem Schloß anzulegen; woher es denn kam, daß er, den Kopf noch voll von diesem Plan, die sieben ehrlichen Schwaben als Spitzbuben ansah und ein stecken ließ. Denn sonst war er ein gar niederträchtiger, frommer und milder Herr, der sogar seinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nötig hatte, um sich selbst warm zu kleiden. Und so befahl er denn, daß man den Gefangenen Nahrung reichen sollte, soweit sie des bedürften. Der Spiegelschwab, der ihn wohl kannte, und wußte, daß Schmalhans in dessen Küche und Keller hauste, legte seinen Plan darauf an, welchen er den Gespanen mitteilte. Wie also der Scherg mittags eine große Pfanne voll Milchspätzle brachte, sagte der Blitzschwab zum Knöfleschwaben: Die gehört wohl für dich. Der Scherg meinte, das sei für alle genug. Der Knöpfleschwab aber sagte: Er wolle lugen, ob's für ihn lange. Und er aß die Pfanne allein aus, so daß er kein gottiges Spätzle leibte, und die Schubet noch zusammenschärrte, als hätt's ein Hund ausgeschleckt. Das hinterbrachte der Scherg seinem Herrn und sagte: Man müßte nur gleich eine Brente voll Spätzle auf einmal kochen, und er wette, es sei noch nicht genug. Da ging der Junker von und auf Kronburg in sich, und meinte, es sei dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schloß um einiger weniger Strolche willen. Und er befahl, die Sieben sollten sogleich in Freiheit gesetzt werden. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtschuldigst zu warnen.

Wie die sieben Schwaben des Sees ansichtig werden, und was sie dazu sagen.

Als die sieben Schwaben des Sees ansichtig wurden, sagte der Seehaas: Das ist der Bodensee. Die blieben stehen, und rissen Aug und Maul auf, und lugten eines Lugens. Bygost! sagte der Allgäuer, das ist eine Lache, so groß, man könnte den Grindten drin versäufen. Und der Spiegelschwab fragte den Seehaasen: ob das Wildenten seien, die man

dort in der Ferne sehe? Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: Ob jenseits drüben auch Leute wohnen, wie diesseits? Und einer um den andern fragte dies und jenes, und der Seehaas erzählte, und sagte: Es sei dies das deutsche Meer — müßten sie wissen — und es habe einen Umfang von wenigstens hundert Meilen — er lüge nicht, sagte er. — Und der See, sagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodensee, wie leicht zu begreifen sei. Und bei stillem, hellen Wetter, sagte er, sehe man versunkene Städte und Schlösser drin, und ganze Landschaften — er sag' es, sagte er. Und Fische geb' es drin, sagte er, so groß, wie das Kostnitzer Münster — er lasse nichts abmarkten, sagte er. — Auch Nixen geb' es die Menge, zu Land und zu Wasser — sehen müßt ihr's, sagte er. Und wenn der See aber stürmisch sei, so werfe er Wellen — er über-treibe nicht — so hoch, wie der Berg Säntis. Und er könnte der Wunderdinge noch viel er-zählen, sagte er; aber wer's nicht selbst sehe, der glaub' es nicht. Potz Blitz! sagte der Blitzschwab ein um das andere Mal; die andern aber sagten kein Wörtle. — Nachdem sie sich nun schier die Augen ausgelugt, so zogen sie fürder, Überlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer hauste.

Wie die sieben Schwaben den Strauß bestehen.

Da es nun aber an dem ist, daß ich dir, günstiger Leser, das größte und gefährlichste Abenteuer erzählen soll, welches die sieben Schwaben bestanden: so befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darstellen soll. Denn weil ich die Tat, leider! nicht selbst mitgetan, so mußte ich sie eben von jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei gewesen; absonderlich von dem Seehaasen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldentums. Der aber, wie du weißt, ist ein Erzlügner ge-wesen, ein Windbeutel, ein Ploderer, ein Märensager von Haus aus. Und die übrigen, mit Respekt zu melden! verdienen wohl ebensowenig Glauben; denn jeder, wie leicht zu vermuten, wird nur zu eignen Gunsten erzählet, und seinen Part am Abenteuer heraus-gestrichen haben. In solcher Not, was soll der Geschichtsschreiber tun? Ohne Zweifel das Beste. Und so will ich denn die Historie also nehmen und geben, wie sie mir als die natür-lichste und wahrhaftigste erscheint. Andere machen es auch nicht anders im andern. — Es sei also kund und zu wissen, wie daß die sieben Schwaben in den Strauß zogen, hübsch langsam voran gegen den Busch zu, wo, wie der Seehaas sagte, der Drach sein Nest hatte. Als sie schon ganz nahe waren, sagte der Spiegelschwab: Mich grimmt's im Bauch, und ich muß abseiten. Das wollte der Allgäuer nicht leiden, und er sagte: er sollte mit den an-dern mitmachen, und nicht apart tun. Der Spiegelschwab versetzte: er wolle ja nur spionieren gehen, wo das Tier stecke. Laß es stecken, sagte der Allgäuer, wo es steckt, und bleib, sag ich.

Jetzt seid stät, und haltet's Maul, rief der Seehaas, und lugt und los't. Und wie sie nun gegen den Busch weiter vordringen, und lugen und losen, siehe, da liegt ein Has im Busch, der lugt und los't auch, und macht ein Männle, und erschrickt, und lauft davon. Die sieben Schwaben aber blieben stehen ganz erstaunt und erstarrt. Hast's gesehn? hast's gesehn? rief einer um den andern; und es war so groß wie ein Pudelhund — wie ein Mastochs —

wie ein Trampeltier, sagte einer um den andern. Bygost! sagte zuletzt der Allgäuer, wenn das kein Has gewesen, so weiß ich den Grindten von keinem Büchel zu unterscheiden. Nun ja, Has hin, Has her! sagte der Seehas; ein Seehas ist halt größer und grimmiger, als alle Hasen im heiligen deutschen Reich. Und das hat er gut gemacht. — Dieses Tiergeschlecht aber, mein' ich, wird seit der Zeit wohl ausgestorben sein, wie die Mammut.

Wie die sieben Schwaben auf einen Bären stoßen, und was sie dazu sagen.

Wir wollen aber die sieben Schwaben auf ihrem Weg einholen, und da treffen wir sie, vier bis fünf Stunden außer Augsburg in einem Hohlweg, den sie eben durchziehen. Und sieh da! ein großmächtiger Bär liegt da am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Der schreit, was er kann: Ein Bär! ein Bär! und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Tier. Doch das rührte sich nicht mehr, denn es war maustot. Drob erfreut, schaut der Allgäuer um, und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und, vermeinend, sie seien auch tot, und er habe sie hinterrücks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentieren. Die aber waren, man weiß nicht, ob aus Schrecken, oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und, als sie hörten, daß der Bär tot sei, standen sie frisch und gesund wieder auf, und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz, und der andere steckte gar seine

Hand in den Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und kein Loch an ihm fanden, als das, was er schon bei Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sei, sondern verreckt; und der Spiegelschwab warf die Frage auf: woran er wohl gestorben sein mag. Der Knöpfleschwab sagte: woran denn sonst als am Hunger. Nein, sagte der Gelbfüßler, aus Kälte. Und so hatte denn jeder seine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des toten Wolfes. Erraten aber hat's wohl nur der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte: er sei, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod gestorben. Hierauf hielten sie Rat, was sie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie, ihm die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zuteil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen, sagte einer, ich weiß nicht mehr, was für einer.

Wie sie gegen Wissen und Willen in die Stadt Memmingen kommen und dorten Bierbeschau halten.

Die sechs andern Schwaben aber waren weitergegangen und standen jetzt vor einem Tor, welches man ihnen, auf ihr Befragen, wie es heiße, Leutkircher-Tor nannte. Da müssen wir also hinaus, sagte der Nestelschwab, oder ein anderer, gleichviel welcher. Sie gingen also durch das Tor, und kamen in die Stadt, ohne es zu wissen und zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück ist, so hat sich's hier auch begeben. Denn das erste Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirtshaus, vor dem ein Maienbaum stand, und ober der Tür war zu lesen: Hier schenkt man Märzenbier aus. Als das unsere Schwaben sahen, dachten sie, umsonst sei das Märzenbier mitzunehmen. Der Wirt, der sie kommen sah mit dem großen Spieß, kam ihnen erschrocken entgegen, und fragte: was sie schafften. Sie möchten ein wenig sein Bier kosten, sagte der Allgäuer, und er ging mit den Gesellen in die Zechstube. Der Wirt, vermeinend, sie seien abgesandt von der schwäbischen Kreisregierung, um im

Schwabenland das Bier zu beschauen und zu schätzen, ob es pfennigvergeltig sei — was wohl not täte auch zu unsern Zeiten — der holte das beste, das er im Keller hatte, und es war noch nicht gut. Doch tranken die Gesellen eine Bütsche um die andere aus; und wie sie's bis auf einen halben Eimer gebracht hatten, sagte der Wirt: er sehe mit Freuden, daß es ihnen wohlschmecke. Der Blitzschwab meinte, es könnte besser sein, und es sei zu wenig Malz und Hopfen drin. Mit Verlaub, sagte der Wirt, der ein Schalk war; Hopfen und Malz ist nicht zu wenig drin, aber zu viel Wasser. Drob lachten die Gesellen: und dem Blitzschwab fiel der Spruch ein, und er sagte ihn:

Zu Langensalz

könnte ebensogut Memmingen heißen, sagte er —

Zu Langensalz
Braut man drei Bier aus einem Malz:
Das erste heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeister gern;

Das andere heißt das Mittelbier,
Das setzt man gemeinen Leuten für;
Das dritte heißt Covent,
Trink dich potz schlapperment.

Drauf spielte er ein paar lustige Stücklein auf, dem Wirt zu Ehren. — Nachdem nun die Gesellen vollauf getrunken, so standen sie auf und gingen davon, als wären sie niemanden etwas schuldig. Der Wirt ließ sie gehen, in der obgedachten Meinung; und er sagte, daß es ihm eine große Ehre gewesen, und sie sollten nur das Beste reden von seinem Bier. Das taten sie denn auch, und sie konnten sich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ausschenke. Und so ward denn der Wirt gefoppt von seinen Landsleuten, ohne deren Wissen und Willen. Man sagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden sei von andern Landsleuten; wie man denn den Wirten gern viel Böses nachsagt.

Ludwig Aurbacher.

Vögel, die nicht singen,
Glocken, die nicht klingen,
Pferdchen, die nicht springen,
Pistolen, die nicht krachen,
Kinder, die nicht lachen,
Was sind das für Sachen?

Steckenreiter-Lehren.

Herr Reiter, mein Reiter, nun reit' Er mal aus
Und bring' Er mir recht was Schönes nach Haus:
Aus Nürenberg Spielzeug und Putz aus Berlin,
Und Bücher aus Leipzig und Backwerk aus Wien.

Und kommt mal ein Wetter, und regnet's einmal,
Da führ Er sein Pferd nur nicht gleich in den Stall,
Ein Reiter wie Er muß kein Nestkükel sein.
Durch Sturmwind und Regen! Geritten muß sein!

Herr Reiter, mein Reiter,
und trinkt Er 'mal gern:
Am Weg steht ein Wirtshaus,
am Tor hängt ein Stern
Und ißt Er dort Braten
und trinkt Er dort Wein:
Auf meine Gesundheit!
sonst darf es nicht sein!

Nun vorwärts! zum Kuckuck, Er trödelt mir schön!
Sein Rößlein, das stampfet und will nimmer stehn.
Ade nun! und geb' Er die Sporen dem Pferd,
Sonst ist ja der Reiter kein'n Heller nicht wert!

Robert Reinick.

Der neue Barbier.

Warum Sie? Warum kommt mein gewöhnlicher Barbier nicht?

Entschuldigen Sie, ich habe Sie gestern gewonnen.

Was soll das heißen?

Ja, sehen Sie, ich und meine Kollegen, wir spielen zuweilen Schafskopf um unsere Kunden, und da sind Sie mir gestern auf 14 Tage zugefallen. So'n Glück im Schafskopf hab' ich lange nicht gehabt.

Der goldne Rehbock.

Es waren einmal zwei arme Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Grete, der Knabe hieß Hans. Ihre Eltern waren gestorben, hatten ihnen auch gar kein Eigentum hinterlassen, daher sie ausgehen mußten, um durch Betteln sich fortzubringen. Zur Arbeit waren beide auch zu schwach und klein; denn Hänschen zählte erst zwölf Jahre und Gretchen war noch jünger. Des Abends gingen sie vors erste beste Haus, klopften an und baten um ein Nachtquartier, und vielmals waren sie schon von mildtätigen Menschen aufgenommen, gespeiset und getränket worden; auch hatte mancher Barmherzige ihnen ein Kleidungsstückchen zugeworfen.

So kamen sie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln stand; da klopften sie ans Fenster, und als gleich darauf eine alte Frau heraussah, fragten sie die, ob sie hier nicht über Nacht bleiben dürften? Die Antwort war: „Meinetwegen, kommt nur herein!" Aber wie sie eintraten, sprach die Frau: „Ich will euch wohl über Nacht behalten, aber

wenn es mein Mann gewahr wird, so seid ihr verloren: denn er isset gern einen jungen Menschenbraten, daher er alle Kinder schlachtet, die ihm vor die Hand kommen!" Da wurde den Kindern sehr angst; doch konnten sie nunmehr nicht weiter, es war schon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen sie sich gutwillig von der Frau in ein Faß verstecken und hielten sich ruhig. Einschlafen konnten sie aber lange nicht, zumal da sie nach einer Stunde die schweren Tritte des Menschenfressers vernahmen. Der fing an mit brüllender Stimme auf seine Frau zu zanken, daß sie keinen Menschenbraten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das Haus wieder und tappte so laut, daß die Kinder, die endlich doch eingeschlummert waren, darüber erwachten.

Die Frau gab ihnen etwas zu frühstücken und sagte dann: „Ihr Kinder müßt nun auch etwas tun; da habt ihr zwei Besen, geht oben hinauf und kehrt mir meine Stuben aus, deren sind zwölf, aber ihr kehret davon nur elf, die zwölfte dürft ihr ums Himmelswillen nicht aufmachen. Ich will derzeit einen Ausgang tun. Seid fleißig, daß ihr fertig seid, wenn ich wiederkomme." Die Kinder kehrten sehr emsig, und bald waren sie fertig. Nun mochte Gretchen doch gar zu gerne wissen, was in der zwölften Stube wäre. Sie guckte ein wenig durchs Schlüsselloch und sah einen herrlichen kleinen goldenen Wagen, mit einem goldenen Rehbock bespannt. Geschwind rief sie Hänschen herbei, daß er auch hineingucken sollte. Und als sie sich erst tüchtig umgesehen, ob die Frau nicht heimkehre, schlossen sie schnell die Tür auf, zogen den Wagen samt Rehbock heraus, setzten drunten sich hinein in den Wagen und fuhren auf und davon. Aber nicht lange, so sahen sie von weitem die alte Frau und auch den Menschenfresser kommen, gerade des Wegs, den sie mit dem Wagen eingeschlagen hatten. Hänslein sprach: „Ach, Schwester, was machen wir? Wenn uns die beiden Alten entdecken, sind wir verloren." „Still!" sprach Gretchen, „ich weiß ein kräftiges Zaubersprüchlein, welches ich noch von unserer Großmutter gelernt habe:

Rosenrote Rose sticht;
Siehst du mich, so sieh mich nicht!"

und alsbald waren sie verwandelt in einen Rosenstrauch. Gretchen wurde zur Rose, Hänslein zu Dornen, der Rehbock zum Stiele, der Wagen zu Blättern.

Nun kamen der Menschenfresser und seine Frau dahergegangen, und die Frau wollte sich die schöne Rose abbrechen, aber sie stach sich so sehr, daß ihre Finger bluteten. Wie die Alten fort waren, machten sich die Kinder eilig auf und fuhren weiter und kamen bald an einen Backofen, der voll Brot stand. Da hörten sie aus demselben eine hohle Stimme rufen: „Rückt mir mein Brot, rückt mir mein Brot." Schnell rückte Gretchen das Brot und tat es in ihren Wagen, worauf sie weiterfuhren. Da kamen sie an einen großen Birnbaum, der voll reifer, schöner Früchte hing; aus diesem tönte es wieder: „Schüttelt mir

meine Birnen, schüttelt mir meine Birnen!" Gretchen schüttelte sogleich, und Hänschen half gar fleißig auflesen, und die Birnen in den goldenen Wagen schütten. Und wieder kamen sie an einen Weinstock, der rief: „Pflückt mir meine Trauben, pflückt mir meine Trauben!" Da merkten die Kinder, daß der Wagen mit dem Rehbock die Eigenschaft hatte: wohin er kam, wurden ihm von allen Seiten die köstlichsten Gaben gespendet.

Als der Menschenfresser und seine Frau daheim gesehen hatten, daß der Wagen und der Rehbock fort waren, machten sie sich flugs auf, den Kindern die köstliche Beute wieder abzujagen. Dabei wässerte dem Menschenfresser schon der Mund nach dem Menschenbraten. Mit weiten Schritten eilten sie den Kindern nach und wurden ihrer bald von ferne ansichtig, wie sie vorausfuhren.

Die Kinder kamen jetzt an einen großen Teich und konnten nicht weiter, auch war weder eine Fähre, noch eine Brücke da, daß sie hinüber hätten flüchten können. Nur viele Enten waren darauf zu sehen, die lustig umherschwammen. Gretchen lockte sie ans Ufer, warf ihnen Futter hin und sprach:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, zusammengeschwommen!
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!"

Da schwammen die Enten einträchtiglich zusammen, bildeten eine Brücke, und die Kinder samt Rehbock und Wagen kamen glücklich ans andere Ufer. Aber flugs hinterdrein kam auch der Menschenfresser und brummte mit häßlicher Stimme:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, zusammengeschwommen!
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!"

Schnell schwammen die Entchen zusammen und trugen die beiden Alten hinüber — meint ihr? Nein! in der Mitte des Teiches, da das Wasser am tiefsten war, schwammen sie auseinander, und der böse Menschenfresser nebst seiner Alten plumpsten in die Tiefe und kamen um. Hänschen und Gretchen aber wurden reiche Leute, aber sie spendeten auch von ihrem Segen den Armen und taten viel Gutes, weil sie immer daran dachten, wie bitter es gewesen, da sie noch arm waren und betteln gehen mußten.

Lud. Bechstein.

Was ihr gethan habt den geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan

Math 40

Der Zauber-Wettkampf.

Einstmals ging ein junger Buchbindergeselle in die Fremde und wanderte, bis kein Kreuzerlein mehr in seiner Tasche klimperte. Da endlich fragte er der Arbeit nach, und bald ward er auch von einem Meister angenommen und bekam es sehr gut, sehr gut. Sein Meister sprach zu ihm: „Gesell, du wirst es gut bei mir haben; die Arbeit, die du täglich zu tun hast, ist ganz gering. Du kehrst nur die Bücher hier alle Tage recht säuberlich ab und stellst sie dann nach der Ordnung wieder auf. Aber dieses eine Büchlein, welches hier apart steht, darfst du nicht anrühren, viel weniger hineinsehen, sonst ergeht dir's schlimm, Bursche, merke dir's. Dagegen kannst du in den andern Büchern lesen, soviel du nur magst."

Der Geselle beherzigte die Worte seines Meisters und hatte zwei Jahre lang die besten Tage. Aber wie stets den Menschen nach Verbotenem gelüstet, so regte sich einstmals, als der Meister auf mehrere Tage verreist war, in dem Gesellen eine mächtige Begierde, endlich doch zu wissen, was in dem Büchlein stehe, das immer ganz heilig an seinem bestimmten Orte lag, — denn alle andern Bücher hatte er bereits durchgelesen. Er nahm es, schlug es auf und fing an darinnen zu lesen. In dem Büchlein standen die größesten, kostbarsten Geheimnisse, die größesten Zauberformeln waren darinnen enthalten, und es stellte sich dem staunenden, höchst verwunderten Gesellen nach und nach alles so sonnenklar heraus, daß er schon anfing, Versuche im Zaubern zu machen. Alles gelang. Sprach der Bursche ein kräftiges Zaubersprüchlein aus diesem Büchlein, so lag im Nu das Gewünschte vor ihm da. Auch lehrte das Büchlein, jede menschliche Gestalt in eine andere zu verwandeln. Nun probierte er mehr und mehr, und zuletzt machte er sich zu einer Schwalbe, nahm das Büchlein und flog im schnellsten Fluge seiner Heimat zu. Sein Vater war nicht wenig erstaunt, als eine Schwalbe zu seinem Fenster einflog und plötzlich dann aus ihr sein Sohn wurde, den er zwei Jahre lang nicht gesehen. Der Bursche aber drückte den Alten herzlich an seine Brust und sprach: „Vater, nun sind wir glücklich und geborgen, ich bringe ein Zauberbüchlein mit, durch welches wir die reichsten Leute werden können." Das gefiel dem Alten wohl, denn er lebte sehr dürftig. Bald darauf machte sich der junge Zauberer zu einem überaus großen, fetten Ochsen und sprach zu seinem Vater: „Nun führet mich zum Markt und verkauft mich, aber fordert ja viel, recht viel, man wird mich teuer bezahlen, und vergesset ja nicht, das kleine Stricklein, welches um meinen linken Hinterfuß gebunden ist, abzulösen und wieder mit heim zu nehmen, sonst bin ich verloren."

Das machte der Vater alles so, er verkaufte den Ochsen für ein schweres Geld; denn als er nun mit ihm auf dem Markt erschien, versammelte sich gleich ein Haufen Volks um ihn, alles bewunderte den Raritäts-Ochsen, und Christen und Juden schlugen sich darum, ihn zu kaufen. Der Käufer aber, der das höchste Gebot tat und bezahlte und den Ochsen im Triumph von dannen führte, hatte am andern Morgen statt des herrlichen Ochsen ein Bündlein Stroh in seinem Stalle liegen. Und der Buchbindergeselle — der war wohlgemut wieder daheim bei seinem Vater und lebte mit ihm herrlich und in Freuden von dem Gelde.

Bald darauf verzauberte der Bursch sich wieder in einen prächtigen Rappen und ließ sich von seinem Vater auf den Roßmarkt führen und verkaufen. Da lief wieder das Volk zusammen, um das wunderschöne glänzend schwarze Roß zu sehen. — Jener Meister Buchbinder aber, nach Hause zurückgekehrt, hatte gleich gesehen, was vorgegangen, und da er eigentlich kein Buchbinder, sondern ein mächtiger Zauberer war, der nur zum Schein diese Beschäftigung trieb, so wußte er auch gleich, wieviel es geschlagen hatte, und setzte dem Entflohenen nach. Auf dem Roßmarkt nun war er unter den Käufern, und da er alle Stücklein des Zauberbüchelchens kannte, merkte er alsobald, was es für eine Bewandtnis mit dem Pferde habe, und dachte: Halt, jetzt will ich dich fangen. Und so suchte er für jeden Preis das Pferd zu kaufen; das gelang ihm auch ohne große Mühe, weil er es gleich um den ersten Kaufpreis annahm. Als das Pferd an seinen bestimmten Platz gestellt war, wollte der Vater wieder das Stricklein ablösen; aber der Käufer ließ dieses durchaus nicht zu. So mußte der Vater ohne Stricklein abziehen und dachte in seinem Sinn: er wird sich schon selbst helfen, kann er so viel, daß er sich zu einem Pferde macht, kann er sich gewiß auch wieder durch seine Zauberkunst dort in dem Stall losmachen und heimkommen.

Im Pferdestall aber war ein mächtiges Gedränge von Menschen; groß und klein, alt und jung — alles wollte das schöne Roß beschauen. Ein kecker Knabe wagte sogar das Pferd zu streicheln, und es ließ sich dieses gar gerne gefallen, und als der Knabe sich immer traulicher näherte und das Pferd am Kopf und am Hals streichelte, da flüsterte es dem Knaben ganz leise zu: „Liebster Junge, hast du kein Messerchen einstecken?" Und der froh verwunderte Knabe antwortete: „O ja, ich habe ein recht scharfes." Da sprach der Rappe wieder ganz leise: „Schneide einmal das Stricklein an meinem linken Hinterfuß ab," und schnell schnitt es der Knabe entzwei. Und in diesem Augenblick fiel das schöne Roß vor aller Augen zusammen und ward ein Bündlein Stroh, und daraus flog eine Schwalbe hervor und aus dem Stall empor in die hohen blauen Lüfte. Der Meister hatte das Roß nur einen Augenblick außer acht gelassen, jetzt war keine Zeit zu verlieren. Er brauchte seine Kunst, verwandelte sich rasch in einen Geier und schoß der flüchtigen Schwalbe nach. Es bedurfte nur noch einer kleinen Weile, so hatte der Geier die Schwalbe in seinen Klauen, aber das Schwälblein merkte den Feind, blickte nieder auf die Erde und sah da gerade unter sich ein schönes Schloß, und vor dem Schloß saß eine Prinzessin, und flugs verwandelte sich das Schwälblein in einen goldenen Fingerreif, fiel nieder und gerade der holden Prinzessin in den Schoß. Die wußte nicht wie ihr geschah und steckte das Ringlein an den Finger. Aber die scharfen Augen des Geiers hatten alles gesehen, und rasch verwandelte sich der

Zauber-Meister aus einem Geier in einen schmucken Junker, und trat heran zur Prinzessin und bat sie höflichst und untertänigst, dieses Ringlein, mit welchem er soeben ein Kunststück gemacht habe, ihm wieder einzuhändigen. Die schöne Prinzessin lächelte errötend, zog das Ringlein vom Finger und wollte es dem Künstler überreichen, doch siehe, da entfiel es ihren zarten Fingern und rollte als ein winziges Hirsekörnlein in eine Steinritze. Im Augenblicke verwandelte sich der Junker und wurde ein stolzer Gückelhahn, der mit seinem Schnabel emsig in der Steinritze nach dem Hirsekörnlein pickte, aber gleich darauf wurde aus dem Hirsekörnlein ein Fuchs, und dieser biß dem Gückel den Kopf ab. Und somit war der Zauber-Meister besiegt. Jetzt aber nahm der junge Geselle wieder seine Gestalt an, sank der Prinzessin zu Füßen und pries sie dankend, daß sie ihn an ihrem Finger getragen und sich so mit ihm verlobt habe. Die Prinzessin war über alles, was vorgegangen war, mächtig erschrocken, denn sie war noch sehr jung und unerfahren, und schenkte ihm ihr Herz und ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er fortan aller Verwandlung entsagen und ihr unwandelbar treu bleibe. Dies gelobte der Jüngling und opferte sein Zauberbüchlein den Flammen, woran er indes sehr übel tat, denn er hätte es ja dir, lieber Leser, oder mir schenken und vermachen können; in Ochsen hätten wir zwei uns gewißlich nicht verwandelt.

Lud. Bechstein.

Postknecht.

Ein Postknecht will ich werden
Mit Stiefel und mit Sporn,
Dann fahr ich mit vier Pferden
Und hab' ein goldenes Horn.

Dann kann ich lustig reiten,
Die Peitsche in der Hand,
Hinaus nach allen Seiten,
Hinein in alle Land'!

Fr. Güll.

Eine sonderbare Wirtszeche.

Dem einen gelingt ein mutwilliger Einfall, dem andern kostet's den Rock, dem dritten sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaushelfen und doch nicht wie Schelmen davonschleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken guten Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja," sagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirtin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen." Und einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal dagewesen seien, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirtin," sagte einer, „es steht diesmal um unsere Batzen nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viel an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen." Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen, stellte sich aber unvermerkt vor die Stubentüre und bat, die Herren möchten nur so gut sein, und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldig geblieben seien, weil doch alles schon einmal so gewesen sei, wie es wiederkomme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es sei aller Ehren wert, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben. Dies letzte mußte geschehen, und die Wirtin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie wiederkommen und besser als jetzt bei Batzen seien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17. April im Wirtshause zu Segringen.

J. P. Hebel.

Erster Spaziergang im März.

Heute guckt zum erstenmal wieder der blaue Himmel durch die grauen Wolken. Der Wind weht zwar noch recht frisch, und es gibt auch zuweilen noch einen kurzen Regenschauer, aber das soll uns nicht kümmern. Wir wollen heute spazieren gehen und uns den ersten Frühlingsstrauß holen.

Du meinst zwar, jetzt blühe noch nichts außer den Schneeglöckchen in unserm Garten. Nun, wir werden eine ganze Menge Blüten finden. Wenn du allerdings nur nach großen, farbenprächtigen Blumen Ausschau hältst, dann wirst du alle die unscheinbaren Blüten des Vorfrühlings übersehen und mit leeren Händen heimkommen.

Hier auf diesem im Sommer so dürren Grasplatz wollen wir uns umschauen. Da haben wir schon einige der kleinen tapferen Leutchen, die sich bei dem ersten Sonnenstrahl herauswagen. Sie sehen recht kümmerlich aus, und doch erfreuen sie uns als die Vorboten der kommenden Fülle des Sommers. Hier überziehen die winzigen Blüten eines kaum fingerhohen Kräutleins eine ganze Strecke des Bodens mit einem weißen Schimmer. Der kleine Stengel ist fadendünn, die Blattrosette am Boden noch nicht so groß wie ein Pfennigstück. Man sieht es ihm an, daß es in diesen rauhen Tagen sich kümmerlich ernähren muß; recht hungrig sieht es aus. Es ist das Frühlingshungerblümchen. Dort schauen kleine dunkelblaue Blüten vertrauend zur Mutter Sonne auf. Die Blume wagt es aber nicht, sich aufzurichten. Sie schmiegt ihren kurzen Stengel mit den dreiteiligen Blättern der Erde an. Die kleine Pflanze ist die unscheinbarste in ihrer zahlreichen Sippschaft, die den vornehmen Namen Ehrenpreis führt. Das hier ist der Ackerehrenpreis. Da ist auch noch ein liebes, bekanntes Blumengesicht, das wir bis zu den ersten Schneefällen auf jedem Grasplatz immer wieder finden, das Maßliebchen. Oder nennst du es Gänseblümchen? In unserm Garten ist es stattlicher geworden und will nicht mehr Gänseblümchen genannt werden, sondern Tausendschönchen.

Wir wollen noch ein wenig zum Walde hinübergehen! Drinnen ist noch nichts zu finden. Wir gehen den Fußsteig am Waldrande entlang. Ah, da blüht ja schon die Hasel! Ob aus diesen gelben Dingen, die wie Raupen von allen Zweigen hängen, die Haselnüsse werden? Nein, unter den schuppenartigen Blättchen stehen nur Staubgefäße. Wenn ich an den Zweig schlage, so quillt eine ganze Wolke des gelben Staubes hervor und wird vom Winde weitergetragen. Hunderttausende der Stäubchen aus einer Blüte gehen zwecklos verloren. Doch ist vielleicht eins auf das rote Pinselchen gekommen, das hier aus einer der braunen Knospen an der Spitze des Zweiges herausschaut und zu einem Knötchen im Innern der Knospe hinabführt; aus diesem Knötchen entsteht die Haselnuß.

Da ist noch ein blühender Strauch. Hörst du das Summen? Hunderte von Bienen und Fliegen umschwirren die gelben kugeligen Kätzchen, die so süß nach Honig duften. Koste

nur die Kätzchen, wie süß sie sind! Das ist die Salweide. Sie ist sparsamer als die Hasel und läßt den Blütenstaub nicht vom Winde verwehen. Er ist klebrig und wird den Hummeln und Bienen fest in den Pelz gehängt. Dann fliegen sie hinüber zum nächsten Strauch, dessen graugrüne Kätzchen die Fruchtknoten enthalten, und laden ihn dort ab, während sie von neuem den Honig lecken.

Du meinst, die Weide verbrauche zwar nicht so große Mengen des Blütenstaubes wie die Hasel, müsse aber den Honig bereit halten, damit sie von den Hummeln, Bienen und Fliegen besucht werde. Du hast recht. Es ist bei Blumen und Insekten nicht anders als bei uns Menschen. Wer Hilfe finden will, muß selber helfen und dienen können.

Wächterruf.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zehn geschlagen.
Jetzt bet und schlaf, das ist mein Rat
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letztenmal ruf ich euch zu:
's ist hohe Zeit — und schlaft in Ruh!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh zu dieser Stund'
Und mach' es fröhlich und gesund!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Eins geschlagen.
Und wo mit Satans Rat und List
Ein Dieb auf dunkeln Wegen ist,
—Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's—
Geh heim! Der Richter droben sieht's.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwei geschlagen.
Und wenn schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt:
Du armer Tropf, so quäl dich nicht,
Gott sorgt! Er weiß, was dir gebricht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer den Tag in Freud' erlebt,
Dank Gott und fasse frohen Mut!
Geh' ans Geschäft — und halt dich gut!

J. P. Hebel.

Im Frühling.

„Eia popeia",
Das ist ein altes Lied,
Und wer das Lied gehöret,
Dem werden die Augen müd;
Das Hündchen und das Kätzchen,
Am Fenstersims das Spätzchen,
Mein Kindchen selbst, mein Schätzchen,
— „Eia popeia" —
So flink sie eben gesprungen,
Sie werden alle müd'.

„Eia popeia",
Das ist ein altes Lied,
Der Mond hat's oft gehöret,
Ist oft schon worden müd;
Die Bäche und die Quellen,
So wach sie sich auch stellen,
Im Traum nur ziehn die Wellen,
— „Eia popeia" —
Sobald's die Nacht gesungen,
Wird alles, alles müd.

„Eia popeia",
Das ist ein altes Lied,
Doch eine singt und singt es
Und wird davon nicht müd.
Ob's schweigt in allen Räumen,
Ob's blüht in allen Bäumen
Kann schlafen nicht, noch träumen,
— „Eia popeia" —
Eh' nicht ihr Kindlein schlummert,
Die Mutter wird nicht müd'.

Rob. Reinick.

Der Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte!

Anna Susanna.

Anna Susanna gah du na Schol!
„Jk heff nix aewern Fot.“
Treck du Papa sin Tüffeln an!
„De sünd mi vels to grot.“

Stek du en half Bund Stroh in,
So sünd se di to paß. —
Wa kann min Anna Susanna springn,
Barbeenti daer dat Gras!

Klaus Groth.

Dornröschen.

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden: ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich

die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem funfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Türe auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ — „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das dastand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: Der König und die Königin, die eben heimgekommen waren und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward, und endlich das ganze Schloß umzog, und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter

genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen." Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter schöne große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihr einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte, und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin, und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Gebrüder Grimm.

Frühlings Ankunft.

Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle!
Welch ein Singen, Musizieren,
Pfeifen, Zwitschern, Tiriliern!
Frühling will nun einmarschiern,
Kommt mit Sang und Schalle.

Wie sie alle lustig sind,
Flink und froh sich regen!
Amsel, Drossel, Fink und Star
Und die ganze Vogelschar
Wünschet uns ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen.

Was sie uns verkündet nun,
Nehmen wir zu Herzen:
Wir auch wollen lustig sein,
Lustig wie die Vögelein,
Hier und dort, feldaus, feldein.
Singen, springen, scherzen!

Hoffmann von Fallersleben.

Osterspaziergang.

Aus dem alten Stadttor führt der Weg über die Felder, immer an der Höhe entlang, von der die Ackerflächen niedersteigen. Kräftig grünt die Saat, aber die Wiesenflächen am Bach haben noch das fahle Braun des Winters; nur an den Sumpfstellen blüht schon die Dotterblume.

Die alten sparrigen Pappeln am Wege tragen dicke, graue Kätzchen. Dort auf dem Ast sitzt eine gelbbrüstige Ammer. Wir wollen einen Augenblick stillstehen, was sie wohl singt. „'s ist noch zu früh!" Ei der Tausend, liebe Ammer, du meinst, es sei noch zu früh, durch die Felder zu gehen! Nun, wir wollen sehen, ob wir nicht doch auf unsre Rechnung kommen. —

Vor uns auf dem Wege läuft in schnellem Trippelschritt ein putziger Vogel hin. Er hat ein spitzes Häubchen auf, der dünne Schnabel ist fein gebogen, und die Hinterzehen tragen ungewöhnlich lange Krallen. Wie Sporen sehen sie aus. Das ist die Haubenlerche. Immer duckt sie sich komisch ein wenig zusammen, wenn sie wieder eine Strecke hinhuscht. Jetzt wird es ihr zuviel, daß wir immer hinter ihr herlaufen, und sie fliegt mißgestimmt in die Roggensaat.

Woher kommt der unermüdliche Trillergesang? Welcher Vogel vermag das? Hoch oben in der Luft steht die Feldlerche als winziger Punkt gegen den blauen Himmel; jubelnd ist sie aus der Saat aufgestiegen, höher, immer höher, unaufhörlich singend. Welche Frühlingsfreude muß doch den Vogel erfüllen, daß er sein Jubellied über noch kahlen Feldern singt. —

Der Kiebitz auf den Sumpfwiesen ist recht geängstigt durch unser Erscheinen. Er hat schon Eier im Nest und weiß aus Erfahrung, daß es auch unter den Menschen Leckermäuler gibt, die seine Eier mögen. Ganz wirr vor Angst, taumelt er in hastigem Flug auf und nieder, um uns fortwährend seine Frage ins Ohr zu gellen: „Wo bliew ick? Wo bliew ick?" Du darfst dich beruhigen, lieber Kiebitz, wir tragen kein Gelüst nach deinen schmackhaften Eiern. Aber er traut uns nicht, bis wir uns wirklich entfernen. Dann erst läßt er sich nieder, doch weit genug vom Nest, daß wir es nicht erraten können.

Da hoppelt ein Hase über das Feld, recht gemächlich und ohne Eile. Der Bursche weiß ganz genau, daß die niederträchtigen Büchsen jetzt nicht knallen. Ja, lege nur deinen Stock wie eine Flinte an und schreie Puff! Das rührt ihn gar nicht. Er macht höchst gemütlich ein Männchen, wackelt mit den Ohren und streicht sich den Bart. Er überlegt wohl, ob er nach dem reichlichen Mahl von junger Roggensaat noch einige Brombeerblätter zur besseren Verdauung genießen solle! Wohl bekomms!

Purr, purr! Ja, man kann erschrecken, wenn ein Rebhuhnpaar plötzlich aufschwirrt. Die Hühner sind schon beim Nestbau. Im Mai wollen wir hier noch einmal gehen; vielleicht glückt es uns dann, das drollige, kleine Hühnervolk zu Gesicht zu bekommen.

Da ist schon das Dorf. Wir haben genug gesehen und gehört, und die Ammer hat mit ihrer Mahnung „'s ist noch zu früh!" doch nicht recht behalten.

Frühlingsbotschaft.

Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald:
Lasset uns singen,
Tanzen und springen!
Frühling, Frühling wird es nun bald.

Kuckuck, Kuckuck läßt nicht sein Schrein:
Komm in die Felder,
Wiesen und Wälder!
Frühling, Frühling, stelle dich ein!

Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du gesungen,
Ist dir gelungen:
Winter, Winter räumt schon das Feld.

Hoffmann von Fallersleben.

1849

Wem ein tugendhaft Weib bescheret ist
die ist viel edler denn köstliche Perlen.
Ihres Mañes Herz darf sich auf sie ver
lassen u Gewiñ wird ihm nicht mangeln
Sie thut ihm Liebes u kein Leides ihr
Leben lang.

LR

GABER

Das Lob des Weibes Spr Sal

Das Habermuß.

Also das Habermuß wär' fertig; kommt Kinder und esset;
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß nicht eines am rußigen Topf den Ärmel sich schwarz macht.
Esset denn, gesegn' es euch Gott! Und wachst und gedeihet!
Sehet, die Haberkörnchen, die hat der Vater gesät
Zwischen die Furchen mit fleißiger Hand und geegget im Frühjahr. —
Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nicht, das tut der Vater im Himmel,
Denkt euch nur, ihr Kinder, es schläft im mehligen Körnchen
Klein und zart ein Keimchen, nicht rührt, nicht regt es darin sich.
Nein, es schläft und sagt kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis in den Furchen es liegt da draußen im lockeren Boden.
Aber dort in den Furchen, — es ist so feucht und so warm drin —
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und saugt am saftigen Körnchen
Just wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.
Mit der Zeit wird's größer und heimlich schöner und stärker,
Schlüpft aus seinen Windeln und streckt sein Wurzelchen nieder
Tief hinab in den Grund und sucht und findet die Nahrung.
Ja, und die Neugier sticht's; gar gern auch möcht' es erfahren
Wie's dann da oben wohl weiter ist. Ganz heimlich und furchtsam
Guckt es zum Boden heraus — der Tausend! Das will ihm gefallen! —
Unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelchen nieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Tau und sag ihm freundlich: Willkommen!"

Und es trinkt und es schmeckt ihm so wohl und es streckt sich behaglich.
Derweil kämmt sich die Sonne und sauber gekämmt und gewaschen
Kommt mit dem Strickzeug sie hervor aus den Bergen gegangen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmlischen Landstraß,
Strickt und sieht herab, gleichwie eine freundliche Mutter
Nach den Kindern sieht. Sie lacht dem Keimchen entgegen.
Und das tut ihm so wohl bis tief an die Wurzeln herunter.
„Solche schöne Frau und doch so gütig und freundlich!"
Aber was strickt sie denn nur? Gewölk aus himmlischen Düften.
Da! Schon tröpfelt's, ein Sprützerchen kommt, drauf regnet es tüchtig;
Keimchen trinkt sich satt. Drauf weht ein Lüftchen und trocknet's.
Und es sagt: „Jetzt kriech ich auch nie mehr unter den Boden,
Nein, um keinen Preis! Da bleib ich, geh's, wie lang es gehn mag!"
Esset Kinder, gesegn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Schwere Zeiten warten aufs Keimchen, Wolken an Wolken
Stehn am Himmel Tag und Nacht und die Sonne versteckt sich.
Auf den Bergen schneit es und weiter nach unten zu hagelt's,
Hu! Huhu! Wie klappert doch jetzt und wimmert mein Keimchen,
Und der Boden ist zu und es hat gar kümmerliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne tot," so klagt es, „das sie nicht da ist?
Oder fürchtet auch sie vor der Kälte sich? Wär' ich geblieben
Wo ich sonst war, still und klein im mehligen Körnchen,
Und daheim im Boden, es war so feucht und so warm drin."
Seht ihr, Kinder, so geht's! Ihr werdet auch noch so sprechen,
Wenn aus dem Haus ihr kommt, und unter den fremden Gesichtern
Schaffen müßt und euch plagen und Zeug und Brot euch verdienen:
„Wär' ich daheim beim Mütterchen doch! und hinter dem Ofen!"
Tröst euch Gott! Auch das hat ein End', einmal wird es besser,
Wie's dem Keimchen auch erging. Am heiteren Maitag
Weht es so lau und die Sonne, sie steigt so kräftig am Berg auf,
Und sieht nach, was das Keimchen macht und gibt ihm ein Schmätzchen;
Ja, da ist ihm wohl, und es weiß sich vor Lust nicht zu lassen.
Und schon prangen die Wiesen mit Gras und farbigen Blumen,
Und schon duftet die Kirschenblüt' und es grünet der Pflaumbaum,
Und schon schießt in die Höh' der Roggen und Weizen und Gerste,
Und mein Haberchen sagt: „Da bleib ich gewiß nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blätterchen aus — wer hat sie gewoben!
Und jetzt schießt der Halm — wer treibt durch Röhren an Röhren,
Bis in die saftige Spitze hinauf aus den Wurzeln das Wasser?
Endlich da schlüpft ein Ährchen heraus und schwankt in den Lüften —
Sag mir doch ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Hier ein Tröpfchen gehenkt und dort mit künstlichen Händen?
Nu, die Engel, wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halm zu Halm und schaffen so emsig,
Jetzt hängt Blüt' an Blüt' am zarten schwankenden Ährchen
Und mein Haber steht, so steht ein Bräutchen im Kirchstuhl.

Jetzt sind zarte Körner darin und wachsen im stillen,
Und mein Haber, er merkt allmählich, was er will werden.
Käfer kommen und Fliegen, sie machen ihm ihre Visiten,
Sehen zu, was er macht und singen: Eia popeia!
Und das Johanniswürmchen, ei ja! kommt mit dem Laternchen
Nachts um neun auf Abendbesuch, wenn die Fliegen schon schlafen.
    Eßt, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Seitdem hat man geheut nach Pfingsten und Kirschen gepflücket,
Seitdem hat man Pflaumen gelesen hinter dem Garten,
Seitdem haben sie Roggen geschnitten und Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder, die haben gelesen die Ähren
Barfuß zwischen den Stoppeln; geholfen hat ihnen das Mäuschen.
Drauf ist auch der Haber gebleicht. Voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt wird mir's allmählich verleidet,
Um ist meine Zeit, ich merk's; was tu ich allein da
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen den lieben Kartoffeln!"
Drauf ist die Mutter heraus und Euphrosinchen und Evchen,
An den Fingern fror's einen schon des Morgens und Abends.
Endlich brachten wir ihn und in der staubigen Scheuer
Wurd' er gedroschen von früh um zwei bis abends um viere.
Drauf ist des Müllers Esel gekommen und hat ihn zur Mühle
Abgeholt und wiedergebracht zermahlen in Körnchen,
Und mit fetter Milch von der jungen fleckigen Blesse
Hat in dem Topf ihn die Mutter gekocht. — Gelt, Kinder, das schmeckte!
Wischet die Löffel ab und bet' eins: „Danket dem Herrn!"
Und jetzt geht in die Schul', da hängt am Gesimse die Tasche.
Fall mir keins, gebt acht, und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Wenn aus der Schul' ihr kommt, da gibt es gebackene Pflaumen!

J. P. Hebel.

Hirsedieb.

In einer Stadt wohnte ein reicher Kaufmann, der hatte am Haus einen großen Garten, in dem auch ein Stück Land mit Hirse besäet war. Da er nun einmal in seinem Garten spazierte, sah er zu seinem Verdruß, daß ein Teil von seinem Hirsesamen abgegrast worden war. Er rief seine drei Söhne Michel, Georg und Johannes zu sich und sprach: „Heute nacht war ein Dieb in unserm Garten und hat mir einen Teil Hirsesamen abgegrast. Dieser Frevler muß gefangen werden. Ihr, meine Söhne, mögt nun wachen die Nächte hindurch, einer um den andern, und welcher den Dieb fängt, soll von mir eine stattliche Belohnung bekommen." Der älteste, Michel, wachte die erste Nacht; er nahm sich etliche geladene Pistolen und einen scharfen Säbel, auch zu essen und zu trinken mit, hüllte sich in einen warmen Mantel und setzte sich hinter einen blühenden Holunderbusch, hinter dem er bald hart und fest einschlief. Wie er am hellen Morgen erwachte, war ein noch größeres Stück Hirsesamen abgegrast, als in voriger Nacht. Und wie nun sein Vater in den Garten kam und das sahe und merkte, daß Michel geschlafen hatte, schalt und höhnte er ihn als einen braven Wächter, der ihm samt seinen Pistolen und Säbel selbst gestohlen werden könne!

Die andere Nacht wachte Georg; dieser nahm sich nebst den Waffen auch noch einen Knüttel und starke Stricke mit. Aber der gute Georg schlief ebenfalls ein und fand am Morgen, daß der Hirsedieb wieder tüchtig gegraset hatte. Der Vater ward ganz wild und sagte: „Wenn der dritte Wächter ausgeschlafen hat, wird die Hirsesaat vollends zum Kuckuck sein!"

Die dritte Nacht kam nun an Johannes die Reihe. Der nahm keine Waffen mit; doch hatte er sich Disteln und Dornen gesucht, und diese vor sich aufgebaut. Wenn er nun einnicken wollte, stieß er allemal mit der Nase an die Stacheln und wurde gleich wieder munter. Als die Mitternacht herbeikam, hörte er ein Getrappel; es kam näher und näher, machte sich in den Hirsesamen, und da hörte Johannes ein recht fleißiges Abraufen. Halt, dachte er, da hab' ich dich! und er zog einen Strick aus der Tasche, schob leise die Dornen zurück und schlich dem Dieb vorsichtig näher. Als er hinzukam — wer hätte sich das vermutet? — war der Dieb — ein allerliebstes kleines Pferdchen. Johannes hatte mit dem Einfangen gar keine Mühe; das Tierchen folgte ihm ganz willig zum Stall, den Johannes fest verschloß. Und nun konnte er noch ganz gemach in seinem Bette ausschlafen. Früh, als seine Brüder aufstiegen und hinunter in den Garten gehen wollten, sahen sie mit Staunen, daß Johannes in seinem Bette lag und schlief. Da weckten sie ihn und höhnten ihn mit allerlei Neckreden, daß er der beste Wächter sei, da er sogar nicht einmal die Nacht ausgehalten habe auf seiner Wache. Aber Johannes sagte: „Seid ihr nur ganz stille, ich will euch den Hirsedieb schon zeigen." Und sein Vater und seine Brüder mußten ihm zum Stalle folgen, wo das wunderseltsame Pferdlein stand, von dem niemand zu sagen wußte woher es gekommen und wem es gehöre. Es war allerliebst anzusehen, von zartem und schlankem Bau und dazu ganz silberweiß. Da hatte der Kaufmann eine große Freude und schenkte seinem wackern Johannes das Pferdchen als Belohnung; der nahm es freudig an und nannte es Hirsedieb.

Bald vernahmen die Brüder, daß eine schöne Prinzessin verzaubert wäre im Schloß, das auf dem gläsernen Berge stehe, zu welchem niemand wegen der großen Glätte emporklimmen könne. Wer aber glücklich hinauf und dreimal um das Schloß herumreite, der

erlöse die schöne Prinzessin und bekomme sie zur Gemahlin. Gar viele hätten schon den Bergritt probiert, wären aber alle wieder herabgestürzt und lägen tot umher.

Auch die drei Brüder bekamen Lust, ihr Glück zu versuchen. Michel und Georg kauften sich starke Pferde, deren Hufeisen sie tüchtig schärfen ließen, Johannes sattelte seinen Hirsedieb, und so ging es aus zum Glücksritt. Bald erreichten sie den gläsernen Berg, der älteste ritt zuerst, aber ach — sein Roß glitt aus, stürzte mit ihm nieder und beide, Roß und Mann, vergaßen das Wiederaufstehen. Der zweite ritt, aber ach — sein Roß glitt aus, stürzte mit ihm nieder, und beide, Mann und Roß, vergaßen auch das Aufstehen. Nun ritt Johannes, und es ging trapp trapp trapp trapp trapp — droben waren sie, und wieder trapp trapp trapp trapp trapp — und sie waren dreimal ums Schloß herum, als wenn Hirsedieb schon hundertmal diesen gefährlichen Weg gelaufen wäre. Nun standen sie vor der Schloßtüre; die ging auf, und es trat die reizendschöne Prinzessin heraus; sie war ganz in Seide und Gold gekleidet und breitete freudig die Arme gegen Johannes aus. Und er stieg schnell vom Pferdlein und eilte, sie zu umfangen.

Und die Prinzessin wandte sich zum Pferdlein, liebkosete dasselbe und sprach: „Ei, du kleiner Schelm, warum warst du mir denn entlaufen, daß ich nicht mehr die einzige Nachtstunde, die mir vergönnet war, unten auf der grünen Erde zu weilen, genießen konnte, da du mich nicht mehr den gläsernen Berg hinunter- und wieder herauftrugst? Nun darfst du uns nimmermehr verlassen.“ — Und da ward Johannes gewahr, daß sein Hirsedieb das Zauberpferdlein seiner schönen Prinzessin war.

Seine Brüder kamen wieder auf von ihrem Fall, Johannes aber sahen sie nicht wieder, denn der lebte glücklich und allen Erdensorgen entrückt, mit seinem Engel im Zauberschloß auf dem gläsernen Berge.

Vorfrühling im Laubwald.

Die Sonne hat es in den letzten Tagen gut mit uns gemeint. Wenn ihr heute Lust zu einem Spaziergang nach dem Walde habt, werden wir der Mutter einen hübschen Strauß mitbringen. —

Unser Freund, der Haselstrauch, ist schon verblüht. Zwar trägt er noch seine Kätzchen, aber sie sind braun geworden und stäuben nicht mehr. Wir wollen noch ein wenig außen am Walde hingehen. Ich denke, wir werden hier Windröschen finden. Richtig, hier blühen schon die ersten! Zierlich sind drei Hochblätter um den Stengel gestellt, und darüber erhebt sich rötlichweiß die hübsche Blüte. Jetzt hat sie sich der Sonne geöffnet. Wenn aber am Abend der Nebel aufsteigt, dann schließt sie sich und neigt sich herunter, um die feinen Staubgefäße vor dem kalten Nachttau zu schützen.

Hier im Walde ist es noch kühl. Wir müssen auf den sonnigen Stellen Umschau halten, wenn wir noch Blumen finden wollen. Aber hier ist etwas recht Merkwürdiges! Ein dicker, fleischiger, rosafarbener Stengel, die Spitze übergeneigt, nur mit bleichen Schuppen besetzt! Die Blüten sind alle nach einer Seite gewendet. Das ist die Schuppenwurz, ein Schmarotzer, der sich schmählich auf Kosten seiner Nachbarn so reichlich nährt. Wenn wir in dem weichen Humusboden dem Stengel nachgraben, so finden wir eine Knolle, von der nach allen Seiten die Wurzeln ausgehen. Sie legen sich an die Wurzeln der starken Buchen und saugen ihnen den Saft aus. Wir wollen sie stehen lassen, sie paßt doch nicht zu unsern zierlichen Windröschen.

Da leuchten schon von weitem die blauen Blüten des Leberblümchens durch das Gebüsch. Ja, es weiß, wie es sich bemerkbar machen muß, allerdings nicht uns, sondern den wenigen Insekten, die jetzt schon unterwegs sind. Von dem fahlen Braun des dürren Laubes hebt sich das Blau der Blüte recht kräftig ab, und die Pflanze hält auch noch die Blätter zurück, damit die Blüte ganz frei dastehe. Im Sommer werden wir aber hier überall die schön geformten, dreiteiligen Blätter finden, die in früheren Zeiten als Heilmittel gegen allerhand Leberkrankheiten benutzt wurden.

Heute haben wir Glück! Da sind ja auch ein paar Stauden des Himmelsschlüsselchens, der Primel. Wir wollen aber nur eine Blüte brechen, weil die Pflanze in den Wäldern schon selten geworden ist. Zwar haben unsere Primeln im Garten größere und farbenprächtigere Blüten, aber ich liebe das helle, reine Gelb der ersten Primelblüte im Laubwald.

Die Sonne geht nieder, wir wollen nach Hause wandern. Da sitzt oben in der äußersten Spitze der Buche eine Amsel. Der Sonne zugewendet, singt sie dem scheidenden Lichte ihr Abschiedslied. Sehnsuchtsvoll feierlich klingen ihre kurzen Strophen durch den schweigenden Wald.

Morgenlied.

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Der Menschen treuem Hüter.

Heut, als die dunkeln Schatten
Mich ganz umfangen hatten,
Hast du, o Gott, gewehret,
Daß mich kein Leid versehret.

Du sprachst: Mein Kind, nun liege,
Trotz dem, der dich betrüge;
Schlaf wohl, laß dir nicht grauen,
Du sollst die Sonne schauen.

Dein Wort, Herr, ist geschehen,
Ich kann das Licht noch sehen,
Von Not bin ich befreiet,
Dein Schutz hat mich erneuet.

Sprich ja zu meinen Taten,
Hilf selbst das beste raten;
Den Anfang, Mitt' und Ende,
Ach, Herr, zum besten wende!

P. Gerhardt.

Gott überall.

Es war ein Paar Geschwister, hießen Jürgen und Liese, die blieben einmal ganz allein im Hause; ihre Eltern waren über Feld gegangen und trugen Körbe, die sie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Stadt. Zwar hatten die Eltern ihren Kindern, Jürgen und Liesen, jedem ein ziemliches Stück Brot gegeben, davon sie sich diesen Tag über nähren sollten, allein bald hatte Jürgen seines aufgezehrt und verspürte noch Hunger, hatte aber nichts mehr zu brocken und nichts mehr zu beißen. Liese gab ihm noch ein wenig von ihrem Brot, doch auch dieses machte den Jungen nicht ganz satt, und er fing an mit Schmeichelworten zu seinem Schwesterchen zu reden: „Komm, Liese, wir wollen ein wenig von dem süßen Rübensaft naschen, den die Mutter draußen im Schrank aufbewahrt, es ist ein großer Topf voll, sie merkt es gewiß nicht daran, und es sieht's ja auch gar niemand." Aber Liese sprach: „Ei, du bist sehr böse, Jürgen, wenn du das tust; siehst du nicht die Sonnenstrahlen dort am Schrank? Die läßt der liebe Gott hinanscheinen, und er sieht's auch, wenn wir naschen." Da sprach Jürgen: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter schöne Birnen liegen hat, davon wollen wir essen; dort ist kein Fenster, da kann die Sonne nicht hineinscheinen, und dort sieht uns also der liebe Gott auch nicht."

Liese wollte erst nicht. Endlich gingen die Kinder doch nach dem Dachboden, aber hier fielen die Sonnenstrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten über den Birnen, als wenn sie darauf tanzten, und Lieschen sprach wieder: „O Jürgen, auch hier sieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naschen." Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Jürgen etwas bei: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen

voll Rahm stehen, und drunten ist's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hineinsehen; komm, laß uns hinuntergehen!" — Jürgen faßte sein Schwesterchen an der Hand und zog es mit sich fort, hinunter in den Keller, wo er die Türe von innen zumachte, daß kein Tag hineinscheine, und es der liebe Gott nicht sähe, wenn sie von dem Rahm naschten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller: Liese sah, daß durch eine Mauerspalte die liebe Sonne hereinscheine, und gerade auf das Rahmtöpfchen; da erschrak Liese und ging eilig wieder hinauf in die Stube. Jürgen aber blieb, verstopfte ärgerlich die Spalte mit Moos und fing an, von dem Rahm zu essen. Doch wie er im besten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihm, und der Blitz zuckte durch die Mauerspalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein schwarzer Mann stieg aus einer Ecke des Kellers, schritt auf Jürgen zu und setzte sich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen hinfunkelte, so daß der Jürgen vor Angst keinen Finger regen konnte und ganz still sitzen bleiben mußte.

Indessen war zu Liesen in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm, nebst vielen schönen Spielsachen und Kleidern, auch Zuckerküchlein und süße Milch gebracht, und hatte so lange mit ihr gespielt, bis die Eltern zurückkamen. Als sie nach Jürgen fragten, erschrak Liese, denn sie hatte über dem Engelskindlein ganz vergessen, daß ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der ist ja noch im Keller; wir wollen ihn geschwinde holen, vielleicht kann er die Tür nicht wieder aufbringen." Sie gingen hinunter, machten die Kellertür auf, und siehe, da saß Jürgen noch ganz starr und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräusch hörte und seine Mutter sah, erschrak er heftig und fuhr zusammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm seinen wohlverdienten Plätzer.

Der Jürgen hat aber in seinem ganzen Leben nicht wieder genascht, und wenn später manchmal andere ihn zu Taten verleiten wollten, die das Licht scheuen, so sagte er immer: „Ich tu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Überall sieht's, Gott behüte mich!"

Ludwig Bechstein.

Jägerlied.

Es wollt ein Jägerlein jagen
Dreiviertel Stund vor Tage,
Wohl in dem grünen Wald:
Halli, hallo,
Halli, hallo,
Hallo im grünen Wald.

Da traf er auf der Heide
Sein Lieb im weißen Kleide;
Sie war so wunderschön.
Halli, hallo,
Halli, hallo,
Hallo im grünen Wald.

Sie täten sich umfangen,
Und Lerch und Amsel sangen
Vor lauter Lieb und Lust.
Halli, hallo,
Halli, hallo,
Hallo im grünen Wald.

Sie tät dem Jäger sagen:
„Ich möcht ein Kränzlein tragen
Auf meinem blonden Haar.“
Halli, hallo,
Halli, hallo,
Hallo im grünen Wald.

„Will zum Altar dich führen,
Dich soll ein Kränzlein zieren
Uno dann ein Häubchen fein!“
Halli, hallo,
Halli, hallo,
Hallo im grünen Wald.

Volkstümlich.

Matten Has'.

Lütt Matten de Has'
De mak sik en Spaß,
He weer bi't Studeern,
Dat Danzen to lehrn,
Un danz ganz alleen
Op de achtersten Been.

Keem Reinke de Voss
Un dach: das en Kost!
Un seggt; Lüttje Matten
So flink oppe Padden?
Un danzst hier alleen
Oppe achtersten Been?

Kumm lat uns tosam!
Ik kann as de Dam!
De Krei de spelt Fitel,
Denn geit dat canditel,
Denn geit dat mal schön
Op de achtersten Been!

Lütt Matten gev Pot:
De Voss beet em dot,
Un sett sik in Schatten,
Verspis' de lütt Matten;
De Krei de kreeg en
Vun de achtersten Been.

Klaus Groth.

Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen: sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf." Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh' mich 'raus, zieh' mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau: weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? bleib' bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's wohl gehn. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort, und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich viel tausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist," sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus; und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie.“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Die mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken.“ Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen,“ und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.“ Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen,“ und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunterstand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste,“ sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie.“

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.

Gebrüder Grimm.

Das Tränenkrüglein.

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit, die wütete unter den Kindern und erfaßte auch ihr Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei dem Kinde, aber es starb. Da erfaßte sie, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte, weinte wieder drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß, an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, tränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Tür auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. Das lächelte wie die Unschuld so schön. Es trug aber in seinen Händchen ein Krüglein, das war schier übervoll. Und das Kind sprach: „O lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in diesem Krüglein sind deine Tränen, die du um mich vergossen hast; der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Träne um mich weinest, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind, denn dein Kind ist wohl aufgehoben, ist glücklich, und Engel sind seine Gespielen." Dann verschwand das Kind. Die Mutter aber weinte hinfort keine Träne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu stören.

Ludwig Bechstein.

Tanzliedchen.

Hänschen, mein Hänschen,
Dein Hemdchen guckt für,
Stecks eini, stecks eini,
Dann tanz ich mit dir!

Volkstümlich.

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollt nie
Zur Kirche sich bequemen
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind in Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Goethe.

Die Sagen vom Blocksberg und Hexentanzplatz.

Die Sage erzählt, daß in der Nacht zum ersten Mai Hexen und Unholde auf Ziegenböcken und Besen durch die Luft nach dem Blocksberg und Hexentanzplatz im Harzgebirge fahren und mit dem Teufel festliche Zusammenkunft feiern. Aus dieser Erzählung klingt der Rest einer uralten Erinnerung an den Sieg des Christentums über die Götterwelt unsrer heidnischen Vorfahren hervor.

Wenn die Frühlingsstürme rauschend über die Berge fuhren und die Schneewasser durch die Schluchten braustfen, priesen unsere Vorfahren Donars mächtige Hand; er hatte die Eisriesen besiegt und fuhr nun auf seinem Wagen durch die Wolken, um die Erde mit fruchtbarem Regen zu tränken. Ostara, seine Schwester, schmückte die Flur mit dem ersten Grün und bunten Blumen. Donar und Ostara zu Ehren feierten unsere Vorfahren das Frühlingsfest. Auf den Bergen zündeten sie Freudenfeuer an. Donars heilige Tiere, die Ziegenböcke, wurden mit Laub geschmückt, am lohenden Feuer geschlachtet und bei einem gemeinsamen Mahle verzehrt, nachdem die Köpfe und besten Stücke als Opfer für Donar dem Feuer übergeben waren.

Während der Regierung Karls des Großen nahmen auch die Sachsen, die am längsten den Götterglauben bewahrt hatten, das Christentum an. Donars und Wodans Eichen wurden gefällt, die in ihrem Gezweig aufgehängten Schädel der geopferten Pferde zerstreut und vernichtet und die geweihte Umfriedigung des Opferplatzes zerstört. Über dem Opferstein wurde die Kirche errichtet. Im Turmgerüst daneben hing die Glocke, und ihr Geläut vertrieb die Riesen und Zwerge aus dem Geäst und all die kleinen Geister der Landschaft.

Aber noch lange wurden Wodan und Donar, Freya und Freyr, der Sonnengott, heimlich verehrt. Auf den unzugänglichsten Plätzen kamen die Sachsen heimlich zusammen. Tagelang wanderten sie durch die Gaue nach dem Harzgebirge. Auf dem hohen schroffen Felsen der Roßtrappe und des Hexentanzplatzes, auf dem steilen Bergkegel des Brocken versammelten sie sich und feierten in alter Weise das Frühlingsfest zu Ehren Donars am lohenden Feuer.

Raunend und flüsternd nur ging die Kunde der heimlichen Feste von Mund zu Mund. Der Bischof und der König durften es nicht wissen. Die christlichen Prediger aber warnten ihre Getreuen vor den Zusammenkünften, weil es Feste des Teufels seien, der dort über seine Diener Heerschau halte.

Langsam, sehr langsam verschwand in unserm Volke der alte Götterglaube, und in der Sage, in Spruch und Brauch klingt hier und da noch heute leise eine Erinnerung fort.

Mailust.

Sonnenschein und Blütenduft,
Das ist ein Vergnügen!
Wann in blauer Maienluft
Hoch die Lerchen fliegen,
Wann des Baches Wellen sich
Durch die Blumen schmiegen,
Und die Schmetterlinge sich
Auf den Halmen wiegen.
Ach, wie ist es da so schön
Tief im Gras zu liegen
Und zum Himmel aufzusehn! —
Das ist ein Vergnügen.

Rob. Reinick.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! Geheimes Wehn.
Als knieten viele ungesehn,
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

L. Uhland

Vom Schlaraffenland.

Kommt, wir wollen uns begeben
Jetzo ins Schlaraffenland!
Seht, da ist ein lustig Leben,
Und das Trauern unbekannt.
Seht, da läßt sich billig zechen
Und umsonst recht lustig sein:
Milch und Honig fließt in Bächen,
Aus den Felsen quillt der Wein.

Alle Speisen gut geraten,
Und das Finden fällt nicht schwer.
Gäns' und Enten gehn gebraten
Überall im Land umher.
Mit dem Messer auf dem Rücken
Läuft gebraten jedes Schwein.
O wie ist es zum Entzücken!
Ei, wer möchte dort nicht sein!

Und von Kuchen, Butterwecken
Sind die Zweige voll und schwer;
Feigen wachsen in den Hecken,
Ananas im Busch umher.
Keiner darf sich mühn und bücken,
Alles stellt von selbst sich ein.
O wie ist es zum Entzücken!
Ei, wer möchte dort nicht sein!

Und die Straßen allerorten,
Jeder Weg und jede Bahn
Sind gebaut aus Zuckertorten,
Und Bonbons und Marzipan.
Und von Brezeln sind die Brücken
Aufgeführt gar hübsch und fein.
O wie ist es zum Entzücken!
Ei, wer möchte dort nicht sein!

Ja, das mag ein schönes Leben
Und ein herrlich Ländchen sein!
Mancher hat sich hinbegeben,
Aber keiner kam hinein.
Ja, und habt ihr keine Flügel,
Nie gelangt ihr bis ans Tor,
Denn es liegt ein breiter Hügel
Ganz von Pflaumenmus davor.

Hoffmann von Fallersleben.

Der Mönch und das Vögelein.

Es war in einem Kloster ein junger Mönch, des Namens Urbanus, gar fromm und fleißig, dem war der Schlüssel zur Bücherei des Klosters anvertraut, und er hütete sorglich diesen Schatz, schrieb selbst manches schöne Buch und studierte viel in den anderen Büchern und in der heiligen Schrift. Da fand er auch einen Spruch des Apostels Petrus, der lautet: Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag und wie eine Nachtwache. Das dünkte den jungen Mönch schier unmöglich, mochte und konnte es nicht glauben und quälte sich darob mit schweren Zweifeln. Da geschah es eines Morgens, daß der Mönch heruntерging aus dem dumpfen Bücherzimmer in den hellen, schönen Klostergarten, da saß ein kleines, buntes Waldvögelein im Garten, das suchte Körnlein, flog auf einen Ast und sang schön wie eine Nachtigall. Es war auch dieses Vöglein gar nicht scheu, sondern ließ den Mönch nahe an sich herankommen, und er hätte es gern erhascht, doch entfloh es, von einem Ast zum andern, und der Mönch folgte ihm eine gute Weile nach, dann sang es wieder mit lauter und heller Stimme, aber es ließ sich nicht fangen, obschon der junge Mönch das Vögelein aus dem Klostergarten heraus in den Wald noch eine gute Weile verfolgte. Endlich ließ er ab und kehrte zurück nach dem Kloster, aber ein anderes dünkte ihn alles, was er sah. Alles war weiter, größer und schöner geworden, die Gebäude, der Garten, und statt des niederen alten Klosterkirchleins stand jetzt ein stolzes Münster da mit drei Türmen. Das dünkte den Mönch sehr seltsam, ja zauberhaft. Und als er an das Klostertor kam und mit Zagen die Schelle zog, da trat ihm ein ihm gänzlich unbekannter Pförtner entgegen, der wich bestürzt zurück vor ihm. Nun wandelte der Mönch über den Klosterkirchhof, auf dem waren so viele, viele Denksteine, die er gesehen zu haben sich nicht erinnern konnte. Und als er nun zu den Brüdern trat, wichen sie alle vor ihm aus, ganz entsetzt. Nur der Abt, aber nicht sein Abt, sondern ein andrer, junger, hielt ihm stand, streckte ihm aber auch gleich ein Kruzifix entgegen und rief: „Im Namen des Gekreuzigten, Gespenst, wer bist du? Und was suchst du, der den Höhlen der Toten entflohen, bei uns, den Lebenden?"

Da schauerte der Mönch zusammen und wankte wie ein Greis wankt, und senkte den Blick zur Erden. Siehe, da hatte er einen langen silbernen Bart, bis über den Gürtel herab, an dem noch der Schlüsselbund hing zu den vergitterten Bücherschreinen. Den Mönchen dünkte der Mann ein wunderbarer Fremdling, und sie leiteten ihn mit scheuer Ehrfurcht zum Sessel des Abtes. Dort gab er einem jungen Mönch die Schlüssel zu dem Büchersaal, der schloß auf und brachte ein Chronikbuch getragen, darin stand zu lesen, daß vor dreihundert Jahren der Mönch Urban spurlos verschwunden, niemand wisse, ob entflohen oder verunglückt. „O Waldvögelein, war das dein Lied?" fragte der Fremdling mit einem

Seufzer. „Kaum drei Minuten lang folgte ich dir und horchte deinem Gesang, und drei Jahrhunderte vergingen seitdem! Du hast mir das Lied von der Ewigkeit gesungen, die ich nicht fassen konnte! Nun fasse ich sie und bete Gott an im Staube, selbst ein Staub!" Sprach's und neigte sein Haupt, und sein Leib zerfiel in ein Häuflein Asche.

Ludwig Bechstein.

Katzenliedchen.

Husch, Kätzchen, husch!
Dreimal um den Busch,
Dreimal um die Haselbüsche,
Aber laß dich nicht erwischen!
Husch! Kätzchen, husch!

Husch, Kätzchen, husch!
Der Vogel sitzt im Busch:
Wenn du willst den Vogel fangen,
Schlag ich dich mit meiner Stangen!
Husch! Kätzchen, husch!

C. Ferdinands.

Rotkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinauskommst, so geh hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht, guten Morgen zu sagen, und guck' nicht erst in allen Ecken herum."

„Ich will schon alles gut machen," sagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf." — „Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?" — „Zur Großmutter." — „Was trägst du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein; gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zugut tun und sich damit stärken." — „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: Das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst. Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen; sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haußen in dem Wald.

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voller schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr Freude machen, es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme," lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief darnach und geriet immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Türe. „Wer

ist draußen?" — „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf." — „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Türe sprang auf und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es soviel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut zumut, und ich bin sonst so gerne bei der Großmutter!" Es rief: „Guten Morgen," bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gezogen und sah so

wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „Daß ich dich besser hören kann.“ — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!“ „Daß ich dich besser sehen kann.“ — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!“ — „Daß ich dich besser packen kann.“ — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ — „Daß ich dich besser fressen kann.“ Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht! — du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder?“ sagte er, „ich habe dich lange gesucht.“ Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten, schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus, konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich totfiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim; die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“

Gebrüder Grimm.

Mailied.

Zwischen Weizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir das!
  Fand mein Holdchen
  Nicht daheim;
  Muß das Goldchen
  Draußen sein.

  Grünt und blühet
  Schön der Mai;
  Liebchen ziehet
  Froh und frei.
An dem Felsen beim Fluß,
Wo sie reichte den Kuß,
Jenen ersten im Gras,
Seh ich etwas!
Ist sie das?

Goethe.

Sonntagsfrühe.

Sonntagsfrühe.

Der Samstag ruft dem Sonntag zu:
„Da bracht ich alle denn zur Ruh.
So Arbeit durch die ganze Woch',
Die macht am Ende schläfrig doch;
Mir selber will's nicht besser gehn,
Kaum kann ich auf den Beinen stehn."

Wie glitzert doch auf Gras und Laub
Vom Morgentau der Silberstaub,
Wie weht so frische Maienluft!
Voll Kirschenblüt' und Schlehenduft!
Und Bienchen sammeln immer zu
Die wissen nichts von Sonntagsruh.

Wie prangt nicht in dem Garten heut
Der Kirschenbaum im Maienkleid,
Der Goldlack und die Tulipan,
Und Sternenblumen neben dran,
Und Hyazinthen bunt und schön,
Man glaubt, ins Paradies zu sehn!

Wie still ringsum die Gegend liegt!
Man ist so ruhig und vergnügt,
Man hört im Dorf kein „Hüh" und „hott",
Nur „Guten Tag" und „Dank dir Gott!"
„Heut ist gottlob ein schöner Tag!"
's ist alles, was man hören mag.

Und's Vögelchen sagt: „Ei sieh da!
Der Tausend! schau, da ist er ja!
Sein Himmelsglanz, der flimmert gleich
Durch Busch und Blüt' und Laub und Zweig!"
Und auch der Fink spaziert heran,
Hat schon das Sonntagsröcklein an.

Da läuten sie! Nu machet schnell!
Der Pfarrer ist heut früh zur Stell'!
Rasch! pflück mir noch Aurikeln, lauf!
Verwisch mir nicht den Staub darauf.
Und, Gundel, zieh recht flink dich an,
Und steck dir auch noch Blumen an!

J. P. Hebel.

Die drei Hunde.

Ein Schäfer hinterließ seinen beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nichts als drei Schafe und ein Häuschen, und sprach auf seinem Totenbette: „Teilt euch geschwisterlich darein, daß nicht Hader und Zank zwischen euch entstehe." Als der Schäfer nun gestorben war, fragte der Bruder die Schwester, welches sie lieber wolle, die Schafe oder das Häuschen? Und als sie das Häuschen wählte, sagte er: „So nehm' ich die Schafe und gehe in die weite Welt: es hat schon mancher sein Glück gefunden, und ich bin ein Sonntagskind." Er ging darauf mit seinem Erbteil fort; das Glück wollte ihm jedoch lange nicht begegnen. Einst saß er recht verdrießlich an einem Kreuzweg, ungewiß, wohin er sich wenden sollte; auf einmal sah er einen Mann neben sich, der hatte drei schwarze Hunde, von denen der eine immer größer war, als der andre. „Ei, junger Gesell," sagte der Mann, „Ihr habt da drei schöne Schafe. Wißt Ihr was? Gebt mir die Schafe, ich will Euch meine Hunde dafür geben." Trotz seiner Traurigkeit mußte jener lachen. „Was soll ich mit Euren Hunden tun?" fragte er. „Meine Schafe ernähren sich selbst, die Hunde aber wollen gefüttert sein." — „Meine Hunde sind von absonderlicher Art," antwortete der Fremde; „sie ernähren Euch, statt Ihr sie und werden Euer Glück machen. Der kleine da heißt: Bring Speisen, der zweite Zerreiß'n und der große starke Brich Stahl und Eisen." Der Schäfer ließ sich endlich beschwatzen und gab seine Schafe hin. Um die Eigenschaft seiner Hunde zu prüfen, sprach er: „Bring Speisen!" und alsbald lief der eine Hund fort und kam zurück mit einem großen Korb voll der herrlichsten Speisen. Den Schäfer gereute nun der Tausch nicht; er ließ sich wohl sein und zog im Lande umher.

Einst begegnete ihm ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt und ganz mit schwarzen Decken bekleidet, und auch der Kutscher war schwarz angetan. In dem Wagen saß ein wunderschönes Mädchen in einem schwarzen Gewande, das weinte bitterlich. Die Pferde trabten traurig und langsam und hingen die Köpfe. „Kutscher, was bedeutet das?" fragte der Schäfer. Der Kutscher antwortete unwirsch. Er aber ließ nicht nach zu fragen, bis der Kutscher erzählte, es hause ein großer Drache in der Gegend, dem habe man eine Jungfrau als jährlichen Tribut versprechen müssen. Das Los entscheide allemal unter den vierzehnjährigen Jungfrauen, und diesmal habe es die Königstochter betroffen. Der Schäfer fühlte Mitleid mit der schönen jungen Königstochter und folgte dem Wagen. Dieser hielt endlich an einem hohen Berge. Die Jungfrau stieg aus und schritt langsam ihrem schrecklichen Schicksal entgegen. Der Kutscher sah nun, daß der fremde Mann ihr folgen wollte, und warnte ihn; der Schäfer ließ sich jedoch nicht abwendig machen. Als sie die Hälfte des Berges erstiegen hatten, kam vom Gipfel herab ein schreckliches Untier mit einem Schuppenleib, Flügeln und ungeheuren Krallen an den Füßen; aus seinem Rachen loderte ein glühender Schwefelstrom, und schon wollte es sich auf seine Beute stürzen, da rief der

Schäfer: „Zerreiß'n!" und der zweite seiner Hunde stürzte sich auf den Drachen, biß sich in der Weiche desselben fest und setzte ihm so zu, daß das Ungeheuer endlich niedersank und sein giftiges Leben aushauchte. Der Hund aber fraß ihn völlig auf, daß nichts übrig blieb als ein paar Zähne, die steckte der Schäfer zu sich. Die Königstochter war ganz ohnmächtig vor Schreck und vor Freude, der Schäfer erweckte sie wieder zum Leben, und nun sank sie ihrem Retter zu Füßen und bat ihn flehentlich, mit zu ihrem Vater zu kommen, der ihn reich belohnen werde. Der Jüngling antwortete, er wolle sich erst in der Welt umsehen, nach drei Jahren aber wiederkommen. Und bei diesem Entschluß blieb er. Die Jungfrau setzte sich wieder in den Wagen, und der Schäfer ging eines andern Weges fort.

Der Kutscher aber war auf böse Gedanken gekommen. Als sie über eine Brücke fuhren, unter der ein großer Strom floß, hielt er still, wandte sich zur Königstochter und sprach: „Euer Retter ist fort und begehrt Eures Dankes nicht. Es wäre schön von Euch, wenn Ihr einen armen Menschen glücklich machtet. Saget deshalb Eurem Vater, daß ich den Drachen umgebracht habe; wollt ihr das aber nicht, so werf' ich Euch hier in den Strom, und niemand wird nach Euch fragen, denn es heißt, der Drache habe Euch verschlungen." Die Jungfrau wehklagte und flehte, aber vergeblich; sie mußte endlich schwören, den Kutscher für ihren Retter auszugeben und keiner Seele das Geheimnis zu verraten. So fuhren sie in die Stadt zurück, wo alles außer sich vor Entzücken war; die schwarzen Fahnen wurden von den Türmen genommen und bunte darauf gesteckt, und der König umarmte mit Freudentränen seine Tochter und ihren vermeintlichen Retter. „Du hast nicht nur mein Kind, sondern das ganze Land von einer großen Plage errettet," sprach er. „Darum ist es auch billig, daß ich dich belohne. Meine Tochter soll deine Gemahlin werden; da sie aber noch allzu jung ist, so soll die Hochzeit erst in einem Jahre sein." Der Kutscher dankte, ward prächtig gekleidet, zum Edelmanne gemacht, und in allen feinen Sitten, die sein nunmehriger Stand erforderte, unterwiesen. Die Königstochter aber erschrak heftig und weinte bitterlich, als sie dies vernahm, und wagte doch nicht, ihren Schwur zu brechen. Als das Jahr um war, konnte sie nichts erreichen, als die Frist noch eines Jahres. Auch dies ging zu Ende, und sie warf sich dem Vater zu Füßen und bat noch um ein Jahr, denn sie dachte an das Versprechen ihres

wirklichen Erretters. Der König konnte ihrem Flehen nicht widerstehen und gewährte ihr die Bitte, mit dem Zusatz jedoch, daß dies die letzte Frist sei, die er ihr gestatte. Wie schnell verrann die Zeit! Der Trauungstag war nun festgesetzt, auf den Türmen wehten rote Fahnen, und das ganze Volk war im Jubel.

An demselben Tage geschah es, daß ein Fremder mit drei Hunden in die Stadt kam. Der fragte nach der Ursache der allgemeinen Freude und erfuhr, daß die Königstochter eben mit dem Manne vermählt werde, der den schrecklichen Drachen erschlagen. Der Fremde schalt diesen Mann einen Betrüger, der sich mit fremden Federn schmücke. Aber er wurde von der Wache ergriffen und in ein enges Gefängnis mit eisernen Türen geworfen. Als er nun so auf seinem Strohbündel lag und sein trauriges Geschick überdachte, glaubte er plötzlich draußen das Winseln seiner Hunde zu hören; da dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eisen!" rief er so laut als er konnte, und alsbald sah er die Tatzen seines größten Hundes an dem Gitterfenster, durch welches das Tageslicht spärlich in seine Zelle fiel. Das Gitter brach, und der Hund sprang in die Zelle und zerbiß die Ketten, mit denen sein Herr gefesselt war, darauf sprang er wieder hinaus und sein Herr folgte ihm. Nun war er zwar frei, aber der Gedanke schmerzte ihn sehr, daß ein andrer seinen Lohn ernten solle. Es hungerte ihn auch, und er rief seinen Hund an: „Bring Speisen!" Bald darauf kam der Hund mit einer Serviette voll köstlicher Speisen zurück; in die Serviette war eine Königskrone gestickt.

Der König hatte eben mit seinem ganzen Hofstaat an der Tafel gesessen, als der Hund erschienen war und der bräutlichen Jungfrau bittend die Hand geleckt hatte. Mit freudigem Schreck hatte sie den Hund erkannt und ihm die eigne Serviette umgebunden. Sie sah dies als einen Wink des Himmels an, bat den Vater um einige Worte und vertraute ihm das ganze Geheimnis. Der König sandte einen Boten dem Hunde nach, der bald darauf den Fremden in des Königs Kabinett brachte. Der König führte ihn an der Hand in den Saal; der ehemalige Kutscher erblaßte bei seinem Anblick und bat kniend um Gnade. Die Königstochter erkannte den Fremdling als ihren Retter, der sich überdies durch die Drachenzähne, die er noch bei sich trug, auswies. Der Kutscher ward in einen tiefen Keller geworfen, und der Schäfer nahm seine Stelle an der Seite der Königstochter ein. Diesmal bat sie nicht um Aufschub der Trauung.

Das junge Ehepaar lebte schon eine geraume Zeit in wonniglichem Glück, da gedachte der ehemalige Schäfer seiner armen Schwester und sprach den Wunsch aus, ihr von seinem Glück mitzuteilen. Er sandte auch einen Wagen fort, sie zu holen, und es dauerte nicht lange, so lag sie an der Brust ihres Bruders. Da begann einer der Hunde zu sprechen und sagte: „Unsere Zeit ist nun um; du bedarfst unser nicht mehr. Wir blieben nur so lange bei dir, um zu sehen, ob du auch im Glück deine Schwester nicht vergessen würdest." Darauf verwandelten sich die Hunde in drei Vögel und verschwanden in den Lüften.

Ludwig Bechstein.

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schau hinab in das Tal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin heruntergekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Türe dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Goethe.

Der Morgenstern.

Woher so früh? 's ist zeitig noch,
Herr Morgenstern, was eilst du doch
In deiner glitzrigen Himmelstracht,
In deiner goldigen Lockenpracht,
Mit deinen Augen klar und blau
Und frisch gewaschen im Morgentau?

Du meinst, du wärst allein im Gang?
Da kommst du recht! Wir mähn schon lang,
Wir mäh'n schon eine halbe Stund',
Frühaufstehn ist dem Leib gesund,
Macht frischen Sinn und frohen Mut,
Da schmeckt erst recht die Suppe gut.

's gibt Leute, die duseln immerzu
Und schnarchen noch in guter Ruh',
Der Mäher und der Morgenstern
Stehn zeitig auf und machen gern
Und was man früh um viere tut
Kommt einem nachts um neun zu gut.

J. P. Hebel.

Regenliedchen.

Regen, regnet Tröpfchen,
Es regnet mir aufs Köpfchen,
Es regnet aus dem Wolkenfaß,
Alle Blumen werden naß.
Alle Gräser sagen Dank
Für den lieben Himmelstrank!

Volkstümlich.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andere, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht viel über Fingers Länge, daher nannte man ihn Däumling. Zwar ist er hernach noch in etwas gewachsen, doch nicht gar zu sehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit seine Brüder alle in den Sack steckte.

Den Eltern ging es erst gar übel; denn Korbmachen und Strohflechten ist keine so nahrhafte Profession wie Semmelbacken und Kälberschlachten, und als vollends eine teure Zeit kam, wurde dem armen Korbmacher und seiner Frau himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren. Da beratschlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Eltern miteinander, was sie anfangen wollten, und wurden Rates, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht schlief wie seine Brüder, und schrieb sich der Eltern üblen Ratschlag hinter die Ohren. Simulierte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch kein Auge zutun konnte, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Frühmorgens lief der Däumling an den Bach, suchte sich die kleinen Taschen voll weiße Kiesel und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Eltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen; das sah niemand, weil er, als der jüngste, kleinste und schwächste, stets hintennach trottete. Das wußten die Alten schon nicht anders.

Im Walde machten sich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heimkamen, bescherte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam auch das Reuelein, daß die Kinder verstoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentieren: „Ach du lieber, allerliebster Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Walde gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich dicksatt essen, und so haben die Wölfe sie vielleicht schon im Magen! Ach, wären nur unsre liebsten Kinder da!“ — „Mutter, da sind wir ja!“ sprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Türe angelangt war und die Wehklage gehört hatte, öffnete die Tür, und herein trippelten die kleinen Korbmacher, — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und daß der Tisch so reichlich gedeckt war, war ihnen ein gefundenes Essen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, so lange das Geld reichte, in Freuden gelebt; dies ist armer Handarbeiter Gewohnheit.

Nicht gar lange währte es, so war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeister, und ein Kellermeister mangelte ohnehin, und es erwachte aufs neue der

Vorsatz, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Da der Plan wieder als neues Abendgespräch zwischen Vater und Mutter verhandelt wurde, so hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Gespräch, Wort für Wort, und nahm sich's zu Herzen.

Am andern Morgen wollte Däumling abermals aus dem Häuschen schlüpfen, Kieselsteine aufzulesen, aber o weh! da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können; da gedachte er sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte Däumling Brot ein und streute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wiederzufinden.

Alles begab sich wie das erste Mal, nur mit dem Unterschied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefressen hatten. Nun war guter Rat teuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen, bis auf Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Unter dem schimmernden Laubdach eines Baumes auf weichem Moose schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte sich die Richtung, rutschte vom Baume herab und ging seinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Disteln sahen alle das Häuschen durch die Büsche blicken und schritten guten Mutes darauf los, klopften auch ganz bescheidentlich an der Tür an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt und wüßten nicht wohin? Die Frau sagte: „Ach, ihr armen Kinder!" und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten wie Espenlaub, als sie dies hörten, hätten gern lieber selbst etwas zu essen gehabt, und sollten nun statt dessen gegessen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu

essen. Bald darauf hörte man Tritte, und es klopfte stark an die Tür; das war kein andrer, als der heimkehrende Menschenfresser.

Der Menschenfresser setzte sich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen und schnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittre Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entsetzen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, und nur allmählich gab er den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. So ließ der böse Mann und Kinderfresser sich endlich beschwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, und zwar in derselben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menschenfressers sieben Töchter schliefen, die so alt waren, wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr geworden, machte sich ganz still aus dem Bette, nahm seine und seiner Brüder Nachtmützen, setzte diese Menschenfressers Töchtern auf und deren Krönlein sich und seinen Brüdern.

Der Menschenfresser trank vielen Wein, und da kam ihm seine böse Lust wieder an, die Kinder zu morden, nahm sein Messer und schlich sich in die Schlafkammer, wo sie schliefen, willens, ihnen die Hälse abzuschneiden. Es war aber stockdunkel in der Kammer, und der Menschenfresser tappte blind umher, bis er an ein Bett stieß, und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte er die Krönchen und sprach: „Halt da! Das sind deine Töchter. Bald hättest du betrunkenes Schaf einen Eselsstreich gemacht!“

Nun tappte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der andern. Dann legte er sich nieder und schlief

seinen Rausch aus. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg und liefen in der Irre herum voll Angst und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser und sprach zu seiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die gestrigen!“ Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als sie nun sah, was geschehen war; sie fiel gleich in Ohnmacht über diesen schrecklichen Anblick, den sie da hatte. Als sie nun dem Menschenfresser zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet. Seine Wut, in die er geriet, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefel an, die er hatte, das waren Stiefel, wenn man damit sieben Schritte tat, so war man eine Meile gegangen, das war nichts Kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Täler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in der Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich Däumling hervor, wie ein Mäuschen aus seinem Loch, und zog ihm die Meilenstiefel aus und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefel die Eigenschaft, an jeden Fuß zu passen wie angemessen und angegossen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen! mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen. Däumling empfahl seinen Eltern ein sorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun mit Hilfe der Stiefel schon selbst für sein Fortkommen sorgen, und als er das kaum gesagt, so tat er einen Schritt, und er war schon weit fort, noch einen und er stand über eine halbe Stunde auf einem Berge, noch einen, und er war den Eltern und Brüdern aus den Augen.

Nach der Hand hat der Däumling mit seinen Stiefeln sein Glück gemacht und viele große und weite Reisen, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm wo nicht gefallen hat, ist er spornstreichs weitergegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hilfe seiner Stiefel bestand, sind nicht zu beschreiben.

Ludwig Bechstein.

Der Grasplatz im Frühlingsschmuck.

Der sonst so dürre Grasplatz steht im bunten Schmuck von tausend Blüten. Komm, wir setzen uns mitten hinein, sammeln einen Strauß und flechten für das Schwesterchen einen Kranz.

Mit verwunderten Blauaugen schaut uns der Ehrenpreis an, neugierig das Blumengesicht des Stiefmütterchens. Das Sandvergißmeinnicht verbirgt sich verschämt, weil es gar so kleine Blüten hat. Der Reiherschnabel reckt komisch seinen Hals und stellt den Schnabel kerzengerade in die Höhe. Stolz stehen die hohen Grasnelken, in stiller Freude die blauen Jasionen, weil ihr dürftig dünner Stengel doch noch zu schöner Blüte kam. Triumphierend schaut die Winde über die andern hinweg; klug hat sie ihren langen, fadendünnen Stengel um einen schwankenden Grashalm gewunden, stellt nun ihre pfeilförmigen Blätter erfreut ins Sonnenlicht und öffnet die rosafarbenen Trichterblüten. Aber schon neigt sich der Grashalm unter seiner Last; dort ist ein andrer gänzlich hingesunken, und die Winde hebt ihre Blätter erschrocken aus der Tiefe zum Licht.

In unsern Strauß nehmen wir Ehrenpreis, Stiefmütterchen und Reiherschnabel, die schlanken Jasionen fügen wir zu der zierlichen kleinen Ampferart, die dort ihr tiefes Rot weithin ausbreitet. Presse die Blumen in deiner warmen Hand nicht so fest zusammen, sonst welken sie schnell. Recht lose mußt du sie tragen und zu Hause gleich ins Wasser stellen.

Warum diese Blumen hier Stiefmütterchen heißen? Du mußt denken, die fünf grünen Kelchblätter seien die Ruheplätze der farbigen Kronenblätter. Das breite, nach unten gestellte Blumenblatt gebraucht zwei Kelchblätter für seine Ruhe. Das ist die Stiefmutter. Sie macht es wie die böse Stiefmutter im Märchen von Aschenbrödel. Jedem der eigenen Kinder rechts und links ihr zur Seite hat sie ein Stühlchen gegeben, daß sie bequem sitzen können. Die beiden Stiefkinder aber müssen auf einem Schemelchen beieinander hocken.

Was nehmen wir nun zum Kranz für das Schwesterchen? Ich denke, die langgestielten Grasnelken passen dazu am besten. Die Blüten welken nicht so schnell, und die langen Stiele können wir leicht ohne eine Schnur zusammenflechten. — So, da wären wir fertig! Aber wo ist unsere Kleine geblieben? Da sitzt sie und bläst dem Löwenzahn die graue Haube vom Kopf, daß die Federchen weit umherfliegen.

Komm her, Schwesterlein, und laß dich putzen! Ei, wie nett siehst du jetzt aus! Nun tanzt noch einen Ringelreihen, ich strecke mich derweil lang in Gras und Blumen aus und schaue den segelnden Wolken nach.

Mein Kindchen.

Mein Kindchen ist fein,
Könnt schöner nicht sein,
Es hat mir versprochen
Sein Herzchen g'hör mein.

Blaue Augen im Kopf
Und ein Grübchen im Kinn:
O du herzliebes Kindchen
Wie gut ich dir bin!

Fr. Güll.

Die Bauernkirmes.

Das Schiff.

Dar fahrt en Schipp, dat fahrt so wit,
De Wulken kamt un fahrt der mit,
Opt Water treckt dat lank o blank,
Un baben treckt de Wulken lank,
So sachte so kleen, man eben mehr to sehn,
So lütt so lütt, so witt so witt —
Nu mank de Wulken geit dat mit.

Klaus Groth.

Abschied.

Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfraun, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüt';
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!"
„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!"

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht' ihre Tränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder! und hast du noch keinen Strauß:
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf du, Schönste von allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!"

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen wie ihr!
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen."

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe."

„Da steh ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein:
Dem ich alles gäbe so gerne,
Der ist nun in die Ferne."

Ludwig Uhland.

Die Mutter der Schmerzen.

In den Kirschen.

Schwellende Kirschen
Strotzend von Saft,
Fröhliche Wangen
Blühend in Kraft!

Rötet die Kirsche sich,
Bald ist's getan;
Bräunt sich die Wange,
Fängt's Leben recht an!

Robert Reinick.

Elfenlied.

Bei Nacht im Dorf der Wächter rief:
„Elfe!"
Ein ganz kleines Elfchen im Walde schlief —
Wohl um die Elfe! —
Und meint, es rief ihm aus dem Tal
Bei seinem Namen die Nachtigall,
Oder Silpelit hätt' ihm gerufen.
Reibt sich der Elf' die Augen aus,
Begibt sich vor sein Schneckenhaus,
Und ist als wie ein trunken Mann,
Sein Schläflein war nicht voll getan,
Und humpelt also tippe tapp
Durchs Haselholz ins Tal hinab,
Schlupft an der Mauer hin so dicht,
Da sitzt der Glühwurm, Licht an Licht.
„Was sind das helle Fensterlein?
Dadrin wird eine Hochzeit sein:
Die Kleinen sitzen beim Mahle,
Und treiben's in dem Saale.
Da guck ich wohl ein wenig 'nein!"
— Pfui, stößt den Kopf an harten Stein!
Elfe, gelt, du hast genug?
Gukuk! Gukuk!

Eduard Mörike.

Die kurze Wanderschaft.

Wer vor fünfzig und etlichen Jahren am Tage Matthäi die blauen Herbstblumen in dem oberen Altmühltal zählen wollte, der durfte nur mit einem Handwerksburschen gehen, dem seine Mutter noch von der Haustüre aus über die Wiesenfläche nachsah. Ihr Sohn, ein Schuhmacher wie sein verstorbener Vater, war schon etliche Tage, in tiefe Gedanken verloren, auf seinem Rappen gesessen. Und wenn ihn seine Mutter fragte: „Andres, fehlt dir was? ist dir was?“ so empfing sie jedesmal eine Antwort, aus der sie so wenig herausklauben konnte, als eine Henne aus Sägespänen. „Ich weiß es wohl, Andres,“ sprach dann die Witwe in ihrem Herzen, „wo dich der Schuh drückt, ohne daß du es mir zu sagen brauchst. Dir gefällt es nicht mehr in deines Vaters Hause, und der Hoffartsteufel macht's dir zu enge. Du möchtest ein großer Herr Schuhmacher werden, wie du sie auf deiner Wanderschaft in Nürnberg und Frankfurt gesehen hast, und weißt nicht, daß du wärmer sitzest als hundert andere Meister, die keinen Knieriemen mehr an den Fuß bringen, sondern nur zuschneiden. Aber in Gottes Namen! Willst du fort, so geh fort! Halt ich dich auf, so bleibst du ewig unzufrieden; versuchst du's aber, so meine ich, wird es dich bald gereuen. Andres, es ist ein großer Unterschied zwischen einer Wanderschaft von etlichen Jahren und zwischen einem Abschied von Mutter und Heimat auf Nimmerwiederkommen!“

Endlich machte Andres eine halbe Schwenkung mit seinem Rappen und sprach: „Mutter, nun ich alles recht überlegt habe, kann ich Ihr sagen, daß ich nicht mehr hierbleibe.“ „Warum, Andres?“ fragte die Witwe hinter ihm an dem Hanfrocken, und tat, als wunderte sie sich so wenig über seine Rede, als hätte er gesagt, sie solle die fertigen Stiefel zu dem untern Wirt tragen, der sie bestellt. „Es ist hier nichts,“ antwortete Andres, „was einer in diesem Neste ist, das muß er sein Leben lang bleiben.“ „Du hast recht,“ versetzte seine Mutter, „dein seliger Vater hat wohl zwanzig Knieriemen zerrissen an sich und dir, und am Ende hat es eben in seinem Lebenslaufe geheißen: ‚Der ehrbare Matthias Palmberger, Altreis (Altschuhmacher) und Schutzverwandter dahier.‘ Nichts dahinter und nichts davor.“

„Darum“, fuhr der junge Schuhmacher fort, „will ich nach England oder Amerika, da hat schon mancher sein Glück gemacht.“ „Jawohl, sein Glück gemacht,“ stimmte die Witwe dem Sohne bei. „Gerade jetzt erzählt man viel von einem Sattlergesellen aus Schneeberg in Sachsen. Ackermann heißt er. Der ging über Paris nach London in England und ward daselbst ein so reicher und angesehener Mann, daß jetzt die Grafen und Fürsten in seinem Hause ein- und ausgehen wie bei unsereinem die Hühner. Und der Erzbischof ist schon bei ihm zum Kaffee gewesen mit seiner Frau. Seinen armen Freunden in Schneeberg aber schickt er ein Goldstück um das andere.“ — „Ich werde Eurer auch nicht vergessen, liebe Mutter,“ versicherte der junge Mann auf dem Rappen und stellte die Stiefel des Wirts auf die Seite, nachdem er die letzte Hand daran gelegt hatte. „Ich werde Euch schon

von Zeit zu Zeit schreiben, wie es mir geht. Und wenn Ihr einmal unter einem Briefe von mir leset: ‚Euer dankbarer Sohn Andreas, Hof-Schuhmachermeister Seiner Majestät des Königs von Groß-Britannien, Schottland und Irland‘, dann dürft Ihr Euch flugs aufmachen wie der Erzvater zu seinem Sohne Joseph in Ägyptenland. Denn ich wollte mich Eurer nicht schämen, und wenn ich König würde.“ „Bis dahin“, versetzte die Mutter, indem sie sich mit der Schürze eine Träne aus dem Auge wischte, „darfst du dir um meinetwillen keine Sorge machen. Denn ein neues Haus, zwei Kühe im Stall und etliche Morgen im Feld und an der Altmühl sind für eine Witfrau mehr als genug.“

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Andres schon anfing, um seinen Rappen herum aufzuräumen. Seine Mutter aber wehrte es ihm und sprach: „Lieber Sohn, das überlaß mir. Nimm nur das Handwerkszeug, das du als Geselle auf der Wanderschaft brauchst, und schnalle dein Bündel. Der Ranzen, den du vor drei Jahren aus der Fremde mitgebracht hast, ist noch ganz gut und hängt drüben in der Kammer. Indes habe ich Zeit, dir zum Abschied dein Leibgericht zu bereiten. Denn du sollst erst gegen Abend ausziehen und heute nicht mehr weiter als nach Merkendorf gehen. Du möchtest dir sonst wehe tun.“ Und so geschah es auch. Andres schnallte sein Wanderbündel, aß sein Leibgericht mit großem Beifall, plauderte noch zwei oder drei Stunden mit seiner Mutter über dieses und jenes, und ging dann, von ihr bis vor die Haustüre begleitet. Die Witwe aber sprach bei sich, als sie, die beiden Hände in der Rocktasche, nach ihrem Stüblein zurückkehrte: „Ich lasse alles liegen und stehen, auch seinen Rappen; denn er wird nicht lange ausbleiben.“ Und als eine Stunde darauf die Nachbarin kam und Schuhe zum Flicken brachte, nahm sie dieselben an und antwortete: „Morgen abend könnt Ihr wiederkommen und sie holen; da werden sie fertig sein.“

Andres aber, je weiter er ging, desto länger wurde ihm der Weg nach England und Amerika. Schon auf den Wiesen zwischen den beiden nächsten Ortschaften gelobte er bei sich selber, sich mit der neuen Welt nicht einzulassen. In dem großen Mönchswalde gab er auch England auf, in dem tiefen Sande hinter demselben fiel der Zeiger bis auf Frankfurt zurück, und als ihm in Merkendorf da und dort aus den Stuben ein heimliches Abendlicht entgegenschimmerte, wie vom Himmel die ersten Sterne, fühlte er ganz, was es heiße, Mutter und Heimat auf Nimmerwiederkommen zu verlassen. So kam er in die Herberge seines Handwerks, nippte ohne großen Appetit von dem Biere, welches ihm vorgesetzt wurde, und legte sich dann zwischen die Würzburger Fuhrleute, die auf dem Stroh in der Stube herumlagen. Sein Wanderbündel machte er zum Kopfkissen. Dann löschte der Wirt die mit Schmalz gefüllte Lampe aus, und das Mondlicht herrschte nun allein in der Stube.

Andres aber hatte einen schlimmen Platz gewählt. Sein Schlafkamerad zur Linken träumte vielleicht von einer Schlägerei. Wenigstens schlug er mit seinen großen und harten Fäusten gewaltig um sich und traf dabei den Schuhmacher so in das Genick, daß dieser erschrocken aufsprang und eine andere Schlafstätte suchte. Eine lange, schmale Tafel, welche an der Wand von dem Fenster bis zur Stubentüre reichte, und auf der nichts stand als ein Scheffel, lud ihn ein. Er hob den Scheffel herab und sein Wanderbündel hinauf und legte sich dann selbst nach Bequemlichkeit zurecht. Wenige Minuten darauf schloß ein sanfter Schlaf seine Augen, und eine Erinnerung aus seiner frühesten Jugend zog, in einen Traum verwandelt, durch seine Seele. Es träumte ihm, er liege als Knabe von sieben oder acht Jahren zum Baden entkleidet auf dem flachen Ufer der Altmühl, und wollte sich in dem schwarzen Schlamm wälzen, um dann seinen Kameraden plötzlich als Mohr zu erscheinen. Lange war es ihm, als könnte er über ein Brett nicht in den Schlamm hinunterkommen.

Endlich wich das Hindernis, und er sank nun bis über die Ohren in die weiche, schwarze Masse. Eine Weile war es ihm wohl darin; aber durch eine rasche Wendung bedeckte er auch sein ganzes Gesicht, Mund und Nase damit, und war nun dem Ersticken nahe.

Darüber erwachte Andres und lag mitten in einem Backtroge, wie ihn hierzulande diejenigen Wirte haben, die ihr Brot für Kirchweihen, Hochzeiten usw. selbst backen. Denn während er sich in seinem lebhaften Traume bemühte, über das Brett in den Balsam der Schweine hinunterzukommen, wich der Deckel des Troges allmählich, schnappte dann auf und ließ den Träumer mit seinem Wanderbündel in den gärenden Semmelteig hinabgleiten. Als Andres seine Badewanne mit wachenden Augen sah, war er wohl mit einem Sprunge wieder heraus. Aber was nun anfangen? Hätte er Lärm geschlagen, so würde der Zorn des Wirtes, dem er sein Hochzeitbrot verdorben hatte, und der Spott der Fuhrleute, Dienstboten und Kinder haufenweise über ihn gekommen sein. Er beschloß also, wie der Iltis aus dem Taubenschlage, ohne Abschied davon zu gehen, schüttelte sich, daß die Teigflocken weit umherflogen, nahm Hut, Stock und Wanderbündel und ging durch das Fenster wieder hin, woher er gekommen war. Dabei lief er, was er nur konnte, um noch vor Tagesanbruch zu seiner Mutter heimzugelangen, und schwitzte unter seinem Überzug wie ein Schinken, der in Teig gewickelt in einem Backofen liegt.

Seine Mutter hatte indessen auch wenig geschlafen. Denn ihre zuversichtliche Hoffnung auf die baldige Wiederkehr ihres Sohnes war doch etwas gewichen. Sie trat schon, als der Morgen graute, unter ihre Haustüre und sah den Wiesengrund hinauf, der fast bis an den Mönchswald vor ihr lag. Und es währte nicht lange, so erkannte sie in dem wandelnden Teige ihren Andres. Ob sie bei seinem Empfange mehr Freude oder mehr Erstaunen zeigte, war nicht zu unterscheiden. Andres hielt sich am wenigsten bei dieser Untersuchung auf, sondern schlüpfte der Nachbarn wegen so schnell als möglich unter Dach. Eine Stunde darauf, nachdem er sich von seiner Salbe gewaschen und in sein Hausgewand geworfen hatte, saß er schon wieder auf seinem alten Rappen und flickte die Schuhe, die tags zuvor gebracht worden waren, als wäre zwischen gestern und heute nichts Besonderes vorgefallen. Fort begehrte er nicht mehr, sondern suchte sich eine Gehilfin, die um ihn sei, nach dem Willen seiner Mutter, und hielt eine große Hochzeit. Etliche Tage zuvor erinnerte er sich an den Hochzeitsteig, den er auf seiner Reise nach Amerika verdorben hatte, und schickte, jedoch ohne Namensunterschrift, dem Wirte in Merkendorf zur vollen Entschädigung drei neue Kronentaler mit der Post.

Karl Stöber.

Unterm Busch.

Lüttje Musch un grote Musch
De seten ünnern Rosenbusch,
Rosenbusch mit Twigen
Dar wulln se ünner stigen,

Rosenbusch mit Knuppen
Dar wulln se ünner krupen,
Rosenbusch mit smucke Blöm,
Dar wulln se sitten un spinn' und söm'.

Klaus Groth.

Die drei Hochzeitgäste.

Es waren einmal in einem Dorfe drei Hofhunde, die hielten gute Nachbarschaft miteinander. Nun sollte da eine große Bauernhochzeit sein, zu derselbigen war alt und jung geladen, und es wurde gekocht und gebacken, gesotten und gebraten, daß der Geruch durchs ganze Dorf zog. Die drei Hunde waren auch beisammen und rochen den feinen Duft, und ratschlagten, wie sie auch hin zur Hochzeit gehen wollten und sehen, ob nichts für sie abfallen werde. Aber um unnützes Aufsehen zu vermeiden, beschlossen sie, nicht zugleich, alle drei auf einmal, hinzulaufen, sondern einzeln, einer nach dem andern.

Der erste ging, machte sich in das Schlachthaus, erschnappte jählings ein großes Stück Fleisch und wollte damit seiner Wege gehen; allein er wurde erwischt und empfing eine fürchterliche Tracht Prügel, nächstdem, daß man ihm das Stück Fleisch aus den Zähnen riß. So kam er hungrig und übel geschlagen zurück auf den Hof zu seinen Nachbargesellen, die hungerten schon nach guter Nachricht und fragten: „Nun, wie hat es dir ergangen und gefallen?" Nun schämte sich aber der Hund, die Wahrheit zu gestehen, daß sein Hochzeitmahl in einer scharfgesalzenen Prügelsuppe bestanden, sprach deshalb: „Ganz wohl! aber es geht dort scharf her, und muß einer hart und weich vertragen können!"

Die Kameraden, als sie das hörten, vermeinten, es werde über alle Maßen gegessen und getrunken auf der Hochzeit, und es fallen viele gute Bröcklein ab, harte und weiche, Fleisch und Bein, und alsbald rannte der zweite Hund in vollen Sprüngen nach dem Hochzeithaus, gerade in die Küche, und nahm, was er fand. Aber ehe er noch den Rückweg fand, war er schon bemerkt, und es ward ihm ein Topf voll siedend heißen Wassers über den Rücken gegossen, daß es nur so dampfte, als er von dannen schoß, wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt; doch ob's ihn auch schrecklich brannte, verbiß er seinen Schmerz. Als er nun auf den Hof kam, wo die beiden Kameraden seiner harrten, fragten die gleich: „Nun, wie hat es dir gefallen?" — „Ganz wohl!" antwortete der Hund, „aber es geht dort heiß her, und muß einer kalt und warm vertragen können!"

Da dachte der dritte Hund: die Hochzeitgäste sind beim Schmaus in voller Arbeit, und kalte und warme Speisen wechseln ab, wollte daher nichts versäumen und wenigstens zum Nachtisch da sein, wenn der mürbe Kuchen aufgetragen wird; eilte sich, was er konnte. Kaum aber war er im Hause, so erwischte ihn einer, klemmte ihm den Schwanz zwischen die Stubentür, gerbte ihm das Fell windelweich und klemmte so lange, bis die Haut vom Schwanze sich abstreifte und der Hund verschändet entsprang.

„Nun, wie hat es dir auf der Hochzeit gefallen?" fragten die Freunde, jeder mit etwas Spott im Herzen. Der Übelzugerichtete zog seinen geschundenen Schwanz, so gut es gehen wollte, zwischen die Beine, daß man diesen nicht sah, und sprach: „Ganz wohl! es ging recht toll her und gab viel Mürbes, aber Haare lassen muß einer können."

Und da dachten die drei Hunde noch lange daran, wie wohl ihnen die Hochzeitsuppe, die Hochzeitbrühe und der Hochzeitkuchen geschmeckt hatten, und vom Braten hat jeder genug gerochen.

Ludwig Bechstein.

Die Gäste der Wiesenblumen.

Hier am Waldrande laß uns rasten! Die Mittagsonne brütet auf der weiten Wiesenfläche, flimmernd wogen die heißen Wellen der durchglühten Luft. Im Schatten der breitästigen Eiche wollen wir ruhen und die Stunden des Mittags verträumen.

Die Vogelkehlen sind stumm geworden. Über die Wiese klingt fern aus dem Dorfe matt und schläfrig der Klang der Mittagsglocke.

Aber die Stille ist erfüllt von einem feinen, klingenden, singenden Summen und Zirpen. Das ungeheure Heer der Insekten regt sich in größter Lebensfülle und verwebt seine zahlreichen Stimmen zu einem summenden Getön.

Eine Hummel naht, fliegt am Boden hin und her und singt ihre tiefe Melodie. Da blüht das Leinkraut, das die Lippen seines gelben Blütenrachens so trotzig verschließt. Wie oft haben wir in vergnüglichem Spiel die kleinen Mäulchen durch einen leichten Druck geöffnet! Die Hummel stößt in vollem Fluge den dicken Kopf gegen die Pforte, daß sie sich dem groben Gaste öffnet, der sich nun hineinzwängt und den Honigbecher des langen Sporns bis zum Grunde leert. Die kleineren Bienen vermögen die Tür nicht aufzusprengen. Sie klettern an der verschlossenen Kammer auf und ab und entdecken bald, daß der Honig den Sporn anfüllt. Ein kräftiger Biß in die dünne Wand, und der Einbrecher raubt den süßen Schatz.

Um die roten Polster des Thymians und die leuchtenden Blüten der Steinnelken dicht daneben gaukelt ein Heer von Schmetterlingen: Schillernde Bläulinge, farbenprächtige Pfauenaugen, Perlmutterfalter, Trauermantel, Admiral und Fuchs. Wenn wir sie stören, so schweben sie wie eine leichte Wolke auf und lassen sich auf den nächsten Blüten nieder.

Die Möhre hat einfachere Gäste. In ihrer Dolde bereitet sie die vielen Blüten zu einer Fläche aus, daß die kleinen Käfer bequem von einer zur andern hinüberspazieren können, und der Honig liegt so offen, daß die Gäste nicht erst lange zu suchen brauchen.

Aus dem frischeren Grase der Wiese erhebt sich die flattrige Blüte der Kuckuckslichtnelke. Über weite Flächen breitet sie einen rosigen Schimmer. Sie hat recht merkwürdige Gäste. An ihrem Stengel sitzt häufig ein Flöckchen Schaum. Die Kinder nennen ihn Kuckucksspeichel. Wenn du ihn mit dem Finger wegstreichst, findest du darunter ein eirundes, grünliches Tierchen. Es ist die Larve der Schaumzikade. Sie hat den Stengel angebohrt und saugt den Saft, der den Körper des Tierchens als Schaum wieder verläßt, wenn er seiner nährenden Stoffe beraubt ist. Dann hüllt er das Tierchen ein und schützt es gegen den Sonnenbrand.

Unter der Schar der blühenden Blumen steht mit merkwürdig verschrumpfter, verrunzelter Blüte das nickende Leinkraut. Wie welk sehen die Blüten aus, obgleich die ganze Pflanze im kräftigen Wuchs des ersten Lenzes steht. Aber in der Nacht breiten sich die eingerollten Blütenblättchen auseinander und bilden einen schneeweißen Stern, der einen köstlichen Duft in die Nacht sendet. Dann kommen Schmetterlinge zu Besuch, die jetzt verborgen und unscheinbar hier und da an den Baumstämmen sitzen und auf die Nacht warten. Im Morgengrauen verschwindet der Duft der Blume, sacht rollen die Blütenblättchen sich wieder zusammen, und wenn die Sonne aufgeht, hängt wieder das kleine verschrumpfte Blumengesicht am Blütenstiel. —

Die Moritat.

Kahnfahrt.

Wer hat Lust zu einer Kahnfahrt? Alle? Das ist recht, keiner ist wasserscheu. Aber dennoch steigen wir vorsichtig ein, sitzen still und schaukeln nicht. Wir wollen auf unsrer Fahrt in der Nähe des Ufers bleiben, weil wir dann am besten sehen können, wieviel Wasservögel aller Art jetzt auf dem See versammelt sind.

Die Schwäne kommen als gute Bekannte mit kraftvollen Ruderstößen gleich herbei und fordern die gewohnte Gabe. Die beiden Jungen tragen ein putziges graues Daunenkleid, und erst allmählich werden sie so schön weiß wie die beiden Alten.

Fern auf dem See rudert geschäftig der Haubentaucher. Der Kopf nickt in komischem Takt, und Haube und Federkragen lassen den Vogel noch merkwürdiger erscheinen. Mit seinem Weibchen macht er gemeinsam Jagd. Er ruft hinüber: Kork, Kork! und gleich tauchen beide in die Tiefe. Wo sie nur bleiben? Da, endlich, wohl hundert Schritte weiter, tauchen sie wieder auf. Nur einige Augenblicke schöpfen sie Luft, und schon sind sie wieder verschwunden.

Das weißgestirnte Wasserhuhn führt seine Jungen durch das Schilf. Sie bleiben immer in der Nähe des Ufers und begnügen sich mit den Larven von Libellen und Wasserkäfern und mancherlei Grünfutter. Jetzt sind sie zwischen den vom Wasser entblößten Wurzeln der alten Erle, und gleich wird die von einem Dampfer herüberlaufende Welle hineinschlagen. Schnell führt das kluge Tier die Jungen ins offene Wasser hinaus, uns entgegen. Es weiß sehr gut, daß wir seiner Brut nicht gefährlich sind, aber der scharfe Wellenschlag die Kleinen zwischen den Wurzeln und am Uferrande verletzen würde.

In einer Bucht des Sees ist ein fröhliches Gewimmel von Stockenten, Kriekenten und Wasserhühnern. Da kracht irgendwo ein Schuß, und sogleich erhebt sich die ganze Enten-Gesellschaft mit lauten, klatschenden Flügelschlägen und vorgestrecktem Halse, kreist in langen Zügen um die Mitte des Sees und fällt schließlich wieder ein. Anders die Wasserhühner, die tauchen unter.

Ich weiß noch eine stille Ecke, da können wir das Teichhuhn beobachten, das sonst nur kleine verkrautete Tümpel und Teiche liebt. Wir wollen recht vorsichtig fahren. Da ist das scheue Tierchen. Geschickt läuft es über das Gewirr der Seerosen, von Krebsschere und Wasserpest. Jetzt hat es uns erblickt und taucht schnell hinab. Ja, da können wir nun lange warten, es wird sich nicht wieder zeigen. Das Schlaumeierchen sitzt irgendwo unter einem Seerosenblatt, hat mit seinen langen Zehen den Blattstiel umkrallt und hebt das Blatt mit dem Kopfe ein wenig an. So äugt es aus dem sichern Versteck vorsichtig zu uns herüber. Wir wollen es nicht länger ängstigen und lenken unsern Kahn auf die breite Fläche des Sees hinaus.

Die Kornähren.

Es war einmal eine Zeit, aber das ist schon undenklich lange her, da trugen alle Roggenhalme, und auch die von anderm Getreide, volle goldgelbe Ähren herab bis auf den Boden; da gab es keine Armut und keine Hungersnot, niemals, und das war die goldene Zeit. Da konnten sich alle Menschen mit Wonne sättigen, und auch die Vögel, die gerne Körner fressen, Hühner und Tauben und andere Vögel, fanden Futter vollauf.

Aber da waren unter den Menschen welche, die waren undankbar und gottvergessen und achteten die schöne, werte Gottesgabe, das liebe Getreide, für gar nichts. Da gab es Frauen, die nahmen, wenn ihre kleinen Kinder in den Schmutz gefallen waren, die vollen Ährenbüschel und reinigten damit ihre Kinder und warfen die Ähren auf den Mist; und die Mägde scheuerten mit den vollen Ähren, und die Buben und die kleinen Mädchen jagten sich durch das liebe Korn, spielten Verstecken darin, wälzten sich darauf herum und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, der das Getreide den Menschen zur Nahrung gegeben hatte und dem Vieh zum Futter und nicht zum mutwilligen Verderben und dachte bei sich, wir wollen es anders machen, und die goldene Zeit soll ein Ende haben.

Und da schuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm nur eine einzige Ähre trug, einmal für die Menschen, damit sie das liebe Getreide besser schonen lernten, und einmal für die unschuldigen Tiere, damit sie noch ihr Futter haben sollten, wenn auch die Menschen nicht einmal die eine Ähre wert wären.

Von da an ist Hunger und Teuerung und Armut in die Welt gekommen. Nur zuweilen und selten läßt der liebe Gott da oder dort einen Wunderhalm mit vielen, vielen Ähren emporschießen und zeigt so den Menschen, wie es einst beschaffen war um das Getreide, und was Er kann. Und es geht eine alte Prophezeiung unter dem Volke, daß einmal nach langen Jahren, wenn das Engelwort sich erfüllt: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und unter den Menschen ein Wohlgefallen, daß dann der Boden auch wieder von Gott erweckt werden solle, solche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Ähren sind. Unser keiner aber wird das erleben.

Ludwig Bechstein.

Puthühnchen.

Puthöneken, Puthöneken
Wat deist du in min Hof?
Du plückst mi all de Blömeken,
Du makst dat gar to groff!

Mama de ward di kisen,
Papa de ward di slan,
Puthöneken, Puthöneken
Wa ward di dat noch gan!

Klaus Groth.

Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Das Heideröslein.

Sah' ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Goethe.

Sneewittchen.

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab; da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt' ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen." Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und ward darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderlichen Spiegel; wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

So antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land."

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und ward immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

so antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring' das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten, und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen." Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf' hin, du armes Kind." — „Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben," dachte er, und doch war's ihm, als wär' ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein jnnger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge nnd Leber gegessen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterselig allein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte; da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein, und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs' und Brot, und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war; und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte: „Wer hat mit meinem

Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Delle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen.“ Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott!“ riefen sie, „was ist das Kind so schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ — „Ich heiße Sneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ — „Ja,“ sagte Sneewittchen, „von Herzen gern,“ und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung: morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter! — die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn solange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: „Schöne Ware feil, feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?“ — „Gute Ware, schöne Ware,“ antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben,“ und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen,“ dachte Sneewittchen, riegelte die Tür auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind“,

sprach die Alte, „wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren!" Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen!" sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus; aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei; da fing es an, ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin; hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind."

Das böse Weib aber, als es nach Hause gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber", sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde richten soll," und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Gute Ware feil! feil!" Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht

nur weiter, ich darf niemand hereinlassen." — „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein," sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen." Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte, und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit," sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen," und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist doch noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben," rief sie, „und wenn es mein eignes Leben kostet." Darauf ging sie in eine ganz verborgene, einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam; aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten." — „Mir auch recht," antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken." — „Nein," sprach Sneewittchen, „ich darf's nicht annehmen." — „Fürchtest du dich vor Gift?" sagte die Alte. „Siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen." Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken." Und als sie daheim den Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

so antwortete er endlich:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land."

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch, und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken," und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn.

Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut, und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berge den Sarg und das schöne Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?“ rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir,“ und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Feste wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr.“

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit eisernen Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.

Gebrüder Grimm.

Wurstmachen.

Das Ferkelchen ist gestochen,
Der Kessel beginnt zu kochen!
(In des Kindes Hand hinzählend:)
Pfeffer, Salz und Majoran
Wird in die Leberwurst getan.
(Hineintupfend:)
Stopf ein!
(Hineinpatschend:)
Klapp ein!
(Mit allen Fingern kitzelnd:)
Die Leberwurst wird daumesdick,
Das Ferkelchen schreit quick, quick, quick!

Volksmund.

Der Taufgang.

Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Joseph von Eichendorff.

Der Angler.

Es ist doch ein recht mäßiges Vergnügen, so dicht in der Nähe der Stadt am Wasser zu stehn und zu angeln. Fauchend und prustend kriechen die Schleppdampfer herbei, wühlen das Wasser auf und werfen dicke Rauchwolken in die Luft. Das Floß der Angel schwimmt in einer trüben Flut, und wenn ein Fischlein beißt, so ist es immer wieder eine magere Plötze.

Ich denke noch oft daran, wie ich als Knabe nach einem stillen, kleinen Waldsee zum Angeln ging. Der Weg führte erst durch dürftige Kiefernschonungen und senkte sich dann hinab in einen frischen, kräftigen Waldbestand, in dem der Adlerfarn mannshoch wuchs. Dort lag die Angelrute unter dem hohen Kraut verborgen. Dann waren es noch ein paar Schritte zum See, der ganz plötzlich hinter dem Erlengebüsch hervorblitzte. Eine alte Eberesche neigt sich über das Wasser, um eine Wurzel ist die Kette des Kahns gelegt. Schnell ist sie gelöst, und nun geht es ganz langsam und leise über den See. Es ist noch sehr früh. Die Tautropfen hängen noch an den Blättern der hohen Rohrstengel, die alten Kiefernstämme sehen im roten Licht der Morgensonne jünger aus als sonst. Unter leisem Scharren und Rauschen gleitet der Kahn in den Rohrwald. Die Halme neigen sich auseinander, drei oder vier biege ich auf meinen Sitz, nun kann der Kahn nicht abtreiben. Die Angel wird in Ordnung gebracht und fällt mit kurzem Schwung ins Wasser. Mögen nun die Fische beißen oder nicht, die Morgenstunden auf dem See sind wundervoll. Zwei Libellen jagen sich durch die Luft, manchmal klirren die starren Flügel aneinander, nun sitzen sie auf der Angelstange und sonnen sich. Ein behäbiger Wasserfrosch rudert langsam herbei, erklettert ein breites Seerosenblatt nnd sagt im Baßton der Befriedigung: Ork! Regungslos sitzt er, aber die goldgeränderten Augen folgen aufmerksam dem Tanz der Mücken nnd Fliegen. Wehe der Leichtsinnigen, die ihm zu nahe kommt, sie sie verloren!

Durch die Rohrhalme geht von Stengel zu Stengel eine leichte Bewegung. Der Rohrsänger schießt von Halm zu Halm. Jetzt ist er nahe bei mir. Da erblickt auch er den Eindringling, mit lautem Schreckruf streicht er ab. Vor dem Kahne flitzt ein anderer Vogel vorbei, in prachtvollem Edelsteinglanz schillerte einen Angenblick sein Gefieder. Es ist der Eisvogel, der sonst hier auf dem alten Pfahl seinen Jagdplatz hat. Aus Rohr nnd Binsen kommt zntraulich das Bleßhuhn mit der drolligen Schar seiner Inngen hervor. Sie lassen sich nicht stören und unterhalten den Beobachter stundenlang durch ihr munteres Wesen.

Die Sonne steht schon hoch. Es wird Zeit zum Heimweg. Der Fang war zwar gering, aber die Morgenstunden sind nirgends so schön wie in der ungestörten Einsamkeit des stillen Waldsees.

FLEGEL

Storchliedchen.

Storch, Storch, Langbein,
Wann fliegst du ins Land hinein,
Bringst dem Kind ein Brüderlein?
Wenn der Roggen reifet,
Wenn der Frosch pfeifet,
Wenn die goldnen Ringen
In der Kiste springen,
Wenn die roten Appeln
In der Kiste rappeln.

Wunderhorn.

Vom tapferen Schneiderlein.

Es war einmal ein Schneiderlein, das saß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte einmal, da es arbeitete, einen Apfel neben sich liegen, darauf setzten sich viele Fliegen, wie das Sommerszeiten so gewöhnlich, die angelockt waren von dem süßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte sich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen lassen, schlug auf den Apfel und befand im Hinsehen, daß damit sieben Fliegen erschlagen waren. Ei, dachte bei sich das Schneiderlein, bist du solch ein Held?! Ließ sich stracklich einen blanken Harnisch machen und auf das Brustschild mit goldnen Buchstaben schreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog es, mit seinem Harnisch angetan, umher auf Gassen und Straßen, und die es sahen, vermeinten, der Held habe sieben Männer auf einen Streich gefällt, und fürchteten sich.

Nun war in demselben Lande ein König, dessen Lob weit und breit erschallte. Zu dem begab sich der Schneider, trat in den Hof des Schlosses, legte sich alldort in das Gras und entschlief. Die Hofdiener, so aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen und die Goldschrift lasen, verwunderten sich sehr, was doch jetzt zu Friedenszeiten dieser streitbare Mann an des Königs Hof tun wolle? Er deuchte sie ohne Zweifel ein großer Herr zu sein.

Des Königs Räte, so den schlafenden Schneider gleichfalls gesehen, taten solches Sr. Majestät, ihrem allergnädigsten König, zu wissen, mit dem untertänigsten Bemerken, daß, so sich kriegerischer Zwiespalt erhebe, dieser Held ein sehr nützlicher Mann werden und dem

Lande gute Dienste leisten könne. Dem König gefiel diese Rede wohl, er sandte alsbald nach dem geharnischten Schneider und ließ ihn fragen, ob er Dienste begehre? Der Schneider antwortete, ebendeshalb sei er hergekommen und bäte die Königliche Majestät, wo Höchstdieselbe ihn zu gebrauchen gedächte, ihm allergnädigst Dienste zu verleihen. Der König sagte dem Schneiderlein Dienste zu, verordnete ihm ein stattliches Losament und Zimmer und gab ihm eine gute Besoldung, von der es, ohne etwas zu tun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währte es nicht lange Zeit, so wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung hatten, dem guten Schneider gram und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn sie mit ihm uneins würden, möchten sie ihm nicht sattsam Widerstand leisten, da er ihrer sieben allewege auf einen Streich totschlagen würde, sonst hätten sie ihn gern ausgebissen, und so sannen sie täglich und stündlich darauf, wie sie doch von dem freislichen Kriegsmanne kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfsinn etwas kurz zugeschnitten war, wie ihre Röcklein, so fanden sie keine List, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden sie Rates miteinander, alle zugleich vor den König zu treten und um Urlaub und Entlassung zu bitten, und das taten sie auch.

Als der gute König sah, daß alle seine treuen Diener um eines einzigen Mannes willen ihn verlassen wollten, ward er traurig wie nie zuvor und wünschte, daß er den Helden doch nie möge gesehen haben; scheute sich aber doch, ihn hinwegzuschicken, weil er fürchten mußte, daß er samt all seinem Volke von ihm möchte erschlagen und hernach sein Königreich von dem stracklichen Krieger möchte besessen werden. Da nun der König in dieser schweren Sache Rat suchte, was doch zu tun sein möge, um alles gütlich abzutun und zum besten zu lenken, so ersann er letzlich eine List, mit welcher er vermeinte des Kriegsmannes (den niemand für einen Schneider schätzte) ledig zu werden und abzukommen. Er sandte sogleich nach dem Helden und sprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein gewaltigerer und stärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden sei, denn er (der Schneider). Nun hauseten im nahen Walde zwei Riesen, die täten ihm aus der Maßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch sonst wie beikommen, denn sie erschlügen alles, und so er sich's nun unterfangen wolle, die Riesen umzubringen, und brächte sie wirklich um, so sollte er des Königs Tochter zur ehelichen Gemahlin und das halbe Königreich zur Aussteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hilfe gegen die Riesen mitgeben.

Auf diese Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zumute und deuchte ihn schön, daß er sollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Aussteuer empfangen; sprach daher kecklich: er wolle gern dem König, seinem allergnädigsten Herrn, zu Diensten stehen und die Riesen umbringen, und sie wohl ohne Hilfe der hundert Reiter zn töten wissen. Darauf verfügte er sich in den Wald, ließ die hundert Reiter, die ihm auf des Königs Befehl dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickicht und lugte umher, ob er die Riesen irgendwo sehen möchte. Und endlich nach langem Suchen fand er sie beide unter einem Baume schlafend und also schnarchend, daß die Äste an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin- und herrauschten.

Der Schneider besann sich nicht lange, las schnell seinen Busen voll Steine, stieg auf den Baum, darunter die Riesen lagen, und begann den einen mit einem derben Steine auf die Brust zu werfen, davon der Riese alsbald erwachte, über seinen Mitgesellen zornig ward und fragte, warum er ihn schlüge? Der andere Riese entschuldigte sich bestens, so gut er's vermochte, daß er mit Wissen nicht geschlagen, es müsse denn im Schlafe geschehen

sein; da sie nun wieder entschliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein und warf den andern Riesen, der nun auffahrend über seinen Kameraden sich erzürnte und fragte, warum er ihn werfe? der aber nun auch nichts davon wissen wollte. Als beiden Riesen nun nach einigem Zanken die Augen vom Schlafe wieder zugegangen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den andern, der es nun nicht länger ertragen mochte und auf seinen Gesellen, von dem er sich geschlagen vermeinte, heftig losschlug; das wollte dann der andere Riese auch nicht leiden, sprangen beide auf, rissen Bäume aus der Erde, ließen aber doch zu allem Glück den Baum stehen, darauf der Schneider saß, und schlugen mit den Bäumen so heftig aufeinander los, bis sie einander gegenseitig totschlugen.

Als der Schneider von seinem Baume sah, daß die beiden Riesen einander totgeschlagen hatten, ward ihm besser zumute, als ihm jemals gewesen, stieg fröhlich vom Baume, hieb mit seinem Schwerte jeglichem Riesen eine Wunde oder etliche, und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Riesen entdeckt oder ob er sie nirgends gesehen habe? „Ja," sagte der Schneider, „entdeckt und gesehen und alle zwei totgeschlagen habe ich, und sie liegen lassen unter einem Baume." Das war den Reitern verwunderlich zu hören, konnten's und wollten's nicht glauben, daß der eine Mann so unverletzt von den Riesen sollte gekommen sein, und sie noch dazu totgeschlagen haben, ritten nun selbst in den Wald, dies Wunder zn beschauen und fanden es also, wie der Schneiderheld gesagt hatte. Darob verwunderten sich die Reiter gar sehr und empfanden einen grauslichen Schrecken, ward ihnen noch übler zumute denn vorher, da sie fürchteten, der Sieger werde sie alle umbringen, wenn er ihnen feind würde; ritten heim und sagten dem König an, was geschehen.

Da nun der Schneider zum Könige kam, seine Tat selbst anzeigte und die Königstochter samt dem halben Königreich begehrte, gereute den König sein Versprechen, das er dem unbekannten Kriegsmanne gegeben, gar übel, denn die Riesen waren nun erwürgt und konnten keinen Schaden mehr tun; dachte darüber nach, wie er des Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindesten gesonnen, ihm die Tochter zu geben. Sprach daher zum Schneider, wie er in einem anderen Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm sehr großen Schaden tue an Fischen und Leuten; dasselbe solle er doch auch noch fangen, und so er dieses vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben. Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauste, und befahl seinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er

wolle allein hineingehen und allein die Tat bestehen, wie er die gegen die zwei Riesen auch allein und ohne andere Hilfe bestanden. Als der Schneider eine Weile im Walde umherspaziert war, ersieht er das Einhorn, das gegen ihn daher rennt mit vorgestrecktem Horn und will ihn umbringen. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn gar nahe an ihn herankam, und als es nahe bei ihm war, schlüpfte er rasch hinter den Baum, neben dem er zu allernächst stand, und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und sich nicht mehr wenden konnte, mit aller Hast gegen den Baum, daß es ihn mit seinem spitzen Horn fast durch und durch stieß und das Horn unverwandt darin stecken blieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baume fest zappeln sah, hervor, schlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an den Baum vollends fest, ging heraus zu seinen Jagdgesellen und zeigte ihnen seinen Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf ging das Schneiderlein zum König, tat demütiglich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunsches und erinnerte bescheidentlich an das königliche zweimalige Versprechen. Darob ward der König über die Maßen traurig, wußte nicht, was zu tun sei, da der Schneider der Tochter begehrte, die er doch nicht haben sollte, und begehrte noch eins an den Kriegsmann. Dieser sollte nämlich auch das grausame Wildschwein, das in einem dritten Walde liefe und alles verwüste, einfahen, und so er auch dieses vollbringe, dann wolle der König ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wolle ihm auch seine ganze Jägerei zur Hilfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht sonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit seinen Gesellen zum Walde hinaus und befahl ihnen, als der Forst erreicht war, draußen zu bleiben. Des waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon öfter dermaßen empfangen, daß ihrer viele das Wiederkommen auf immer vergessen hatten, und sie alle nicht mehr begehrten, ihm nachzustellen, dankten daher dem Schneider sehr aufrichtig, daß er sich allein in die Fährnis wage und sie in Numero Sicher dahinten lasse. Der Schneider war noch nicht lange in den Wald getreten, so wurde das Wildschwein seiner ansichtig und stürzte auf ihn zu mit schäumendem Rachen und wetzenden Hauern und wollte ihn gleich zu Boden rennen, so daß sein Herz erzitterte, und er sich schnell nach Rettung umsah. Da stand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, darin man vorzeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabeistand und die Kapelle ersah, sprang er mit einem Satze hinein, aber auch der Türe gegenüber mit einem Luftsprung durch ein Fenster, darin keine Scheiben mehr waren, wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildsau, die nun in der Kapelle rumorte. Der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wischte vor an die Türe, warf sie eilends zu und versperrte so das grausame Gewild in das Kirchlein, ging dann hin zu den Jagdgesellen und zeigte ihnen seine Tat an: die kamen hin, befanden die Sache also wahr und richtig und ritten heim mit großer Verwunderung, dem König Bericht erstattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen glückhaften Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht, das mag ein jeglicher selbst mit geringem Verstand leichtlich ermessen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben oder fürchten, daß dieser seine Heldenkraft, davon er drei so erstaunliche Proben gegeben, gegen ihn selber wenden dürfte. Doch ist wohl zweifelsohne, hätte der König vollends gewußt, daß der Held ein Schneider wäre, so hätte

er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, denn seine Tochter geschenkt. Ob nun aber der König seine Tochter mit kleiner oder mit großer Bekümmernis, gern oder ungern gebe, danach fragte das Scheniderlein wenig oder gar nicht, genug, er war stolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu sein. Also wurde die Hochzeit begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.

Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin, wie ihr Herr und Gemahl im Schlafe redete, und vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wams — flicke mir die Hosen — spute dich — oder ich — schlage dir das Ellenmaß über die Ohren!" Das kam der jungen Königsgemahlin sehr verwunderlich vor, merkte schier, daß ihr Gemahl ein Schneider sei, zeigte das ihrem Herren und Vater an und bat ihn, er möge ihr doch von diesem Manne helfen. Solche Rede durchschnitt des Königs Herz, daß er habe seine einzige Tochter einem Schneider antrauen müssen, tröstete sie auf das beste und sagte, sie solle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, so sollten vor der Tür etliche Diener stehen, und wenn sie wieder solche Worte vernähme, sollten diese Diener hineingehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ sich die junge Frau gefallen und verhieß also zu tun. Nun war aber ein Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold und hatte des alten Königs untreue Rede gehört, verfügte sich daher eilend zu dem jungen König und eröffnete ihm das schwere Urteil, das über ihn soeben gefällt war, und bat ihn, er möge seines Leibes sich nach besten Kräften wehren. Dem sagte der Schneider-König ob seines Warnens großen Dank, und er wisse wohl, was in dieser Sache zu tun sei. Wie nun die Nacht gekommen war, begab sich zu gewohnter Zeit der junge König mit seiner Gemahlin zur Ruhe und tat bald, als ob er schliefe. Da stand die Fran heimlich auf und öffnete die Tür, worauf sie sich wieder ganz still niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören konnten: „Knecht, mache mir die Hosen — bletze mir — das Wams, oder ich will dir das Ellenmaß über die Ohren schlagen. Ich — hab' Sieben auf einen Streich — totgeschlagen — zwei Riesen hab' ich — totgeschlagen — das Einhorn hab' ich gefangen — die Wildsau hab' ich auch gefangen — sollt' ich die fürchten — die draußen vor der Kammer stehen?"

Als die vor der Kammer solche Worte vernahmen, so flohen sie nicht anders, als jagten sie tausend Teufel, und keiner wollte der sein, der sich an den Schneider wagte. Und so war und blieb das tapfere Schneiderlein ein König all sein Lebtag und bis an sein Ende.

Ludwig Bechstein.

Tanzliedchen.

Hinter dem Müllersteg
Steht 'n klein's Häusle:
Drinnen rund um und um
Hupfen die Mäusle.

Hinter dem Müllersteg
Steht 'n klein's Häusle:
Draußen rund um und um
Hupfen die Geißle.

Hinter dem Müllersteg
Steh 'n klein's Häusle:
Droben rund um und um
Hupfen die Zeisle.

Mäusle und Geißle und Zeisle —
Rundum!

Friedrich Güll.

Rosengarten.

Wi makt uns en Water, un dat ward de Dik,
Denn plant wi de Büscher, und dat ward de Knick,
Denn sett wi de Rosen, un dat ward de Garn,
En Port mit en Slött, und de Sloetel ward verlarn.

Denn bu't wi en Hüschen — weet nümms wo dat steit,
Dar sitt wi un singt smuck — weet nümms wull dat deit;
De Vageln un Sünn kikt von baben inn Garn:
De Port is so hoch, un de Sloetel verlarn.

Klaus Groth.

Der König im Bade.

Es war einmal ein König, dem waren viele Lande deutscher und welscher Zunge untertan; darob wurde sein Herz übermütig, und er glaubte, es gäbe in der Welt keinen mächtigen Herrn, außer ihm allein. Nun geschah es, daß er eines Abends in die Vesper ging und hörte den Priester die Worte lesen: Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles. Da fragte er, weil er kein Latein verstand, die gelehrten Männer, die um ihn waren, was diese Worte bedeuteten? Und da wurde ihm die Deutung: Gott der Herr wirft die Mächtigen vom Thron und erhöhet die Niedrigen. Der König erschrak über diesen Spruch und wurde zornig, und gab ein Gebot, daß dieser Ausspruch des Evangelisten Lukas fürder nicht mehr sollte gelesen werden, auch solle niemand ihn hören, und er solle ganz und gar vertilgt werden aus den heiligen Büchern. Das Gebot trugen des Königs Sendboten in alle Lande und zu allen Geistlichen und in alle Klöster. Die Bücher aber, darin diese Schriftstelle stehen blieb, die sollten verbrannt werden. Also wurden jene Worte vielfach zerstört und ausgetilgt, und wurden öffentlich in den Kirchen nicht mehr gelesen oder gesungen.

Nun geschah es zu einer Zeit, daß der König in ein Bad ging; da sandte Gott, auf daß er büße für den Frevel am heiligen Worte des Evangeliums, einen Engel, der nahm des Königs Gestalt an und schlug die Augen aller mit Blindheit, daß sie ihn für den König hielten, den König selbst aber nicht als solchen, der er war, erkannten. Als der König aus dem Bade trat, setzte er sich auf eine Bank, auf welcher der Engel schon saß. Da hieß ihn der Bader aufstehen und sich anderswohin setzen. „Bist du trunken, Bader?" fragte der König, „daß du also schmachvoll zu mir redest? Ich bin's, der König, dein Gebieter!" — „Ein Narr mögt Ihr sein!" antwortete der Bader. „Mein Herr, der König, sitzt ja hier; wessen König seid Ihr denn? Und wo ist das Reich Eurer Majestät! Wohl Narragonia?"

„Bösewicht!" schrie der König voller Zorn, nahm einen Kübel und warf ihn an des Baders Kopf. Da hörte das Badegesinde den Lärm, eilte herzu und salbte den König mit Faustöl, bis der Engel als König dazwischen trat und ihn aus den Händen des Gesindes befreite. Dann aber verließ er ihn, trat aus der Badestube, und da legten ihm des Königs Diener, die den Engel für ihren Herrn halten mußten, jenes köstliche Gewand an und geleiteten ihn auf stolzen Rossen in allem Glanze nach der Hofburg. Den König aber warfen der Bader und seine Gesellen nackt und bloß aus dem Hause, und da stand er vor der Türe und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Und das Volk sammelte sich um ihn und spottete über ihn, dazu sein eigenes Gesinde; denn es kannte ihn keiner mehr. Und er eilte nackend, wie er war, und mit großer Scham von den Leuten hinweg, die ihm aber nachliefen wie einem Toren, zum Hause seines Schenkens und viel treuen Rates.

Es war nach der Zeit des Mittagessens, und der Schenk saß und pflegte der Mittagsrast, als der König am Tore schellte und Einlaß begehrte. Der Pförtner fragte, wer er sei und was er begehre? Und jener sagte: „Ich, der König!"

„Ei pfui dich!“ rief der Pförtner. „So schandbar hab' ich noch keinen König gesehen. Du kommst mit nichten herein!“ Da schrie und lärmte der König ungetümlich, daß der Schenk es hörte und fragte, was es gebe. Der Pförtner sprach: „Herr, es steht ein Mann draußen, der ist nackt und bloß und sagt, er sei dein Herr und König, und das Volk ist hinter ihm her und hat seinen Narren an dem Affen.“

„Laßt ihn herein!“ sprach mitleidsvoll der Schenk, „und reicht ihm ein notdürftig Gewand, auf daß er seine Blöße bedecke.“ Dies geschah, und dann trat der König herein zu dem Schenken, der ihn auch nicht als seinen Herrn zu erkennen vermochte, und sprach: „O mein Freund, du wirst und mußt mich erkennen, daß ich dein König bin, obschon mich heute ein wunderlich Verhängnis heimsucht und von Ehren und Gute mich vertreibt. Denke der Reden, die wir gestern früh vertraulich miteinander pflogen, als ich euch, meinen Räten, einen Befehl gab, den ich erfüllt sehen wollte, und ihr mir es ausredetet, als eines Fürsten nicht würdig.“ Und solcher Heimlichkeiten sagte der König zum Schenken noch mehr, der aber begann zu lachen und sprach: „Die Wahrheit sagt Ihr, ja, aber Euch muß sie der Teufel ins Ohr geblasen haben!“ Und der König sprach: „Womit ich auch das Unglück verdient, das mich schlägt, mein Herz sagt mir, daß ich ein gerechter und wahrhafter König bin.“

Der Schenke mochte nicht widersprechen, weil das die Narren aufzubringen pflegt, und bei Klugen auch nicht für ein Zeichen von guter Lebensart gilt, aber er gebot, dem Fremden Speise aufzutragen, und dachte bei sich: Ich will diesen seltenen Fall doch dem König als Neuigkeit hinterbringen. Er, der Schenk, galt bei Hofe so viel durch seine weisen Ratschläge, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt hatte, und so machte er sich gleich auf zur Königsburg, trat vor den Engel und verkündete ihm die Mär von seinem wunderlichen Gast. Der gebot ihm, den Narren zu Hofe zu führen, und es sammelte sich in einem großen Saale der ganze Hofstaat, und das Gesinde erfüllte alle Treppen und Galerien. Wie nun der Schenk den gedemütigten König brachte, schrie alles spöttisch: „Grüß Gott, Herr König ohne Land!“

Als der vermeinte Narr, der aber in Wahrheit der gedemütigte König war, vor den Engel geführt wurde, der seine Gestalt angenommen hatte, saß dieser in reicher Pracht neben der schönen Königin auf dem Throne, grüßte seinen Doppelgänger und sprach: „Sagt an, ist es wahr, seid Ihr hier König?“ Und der König antwortete: „Wohl sah ich den Tag, da ich hier gewaltig war, wo meine Gemahlin noch mich empfing als ihren König und Herrn, deren gütlichen Gruß ich nun ganz entbehre, der mir doch sonst nie versagt ward, bis heute an diesem Tag meiner Schmach und meines Leides. O, wie freundlich schied ich noch heute morgen aus ihren minniglichen Armen!“

Die Königin ward ob dieser Rede ganz schamrot, daß sie sollte den fremden Mann umfangen haben, und sprach zum Engel: „Mein Königlicher Herr und Gemahl, dieser Mann ist wohl unsinnig!?“ Und ein alter Hof-Ritter rief: „Schweige, Bösewicht! Dich müßte man auf einer Kuhhaut zum Galgen schleifen!“ Und die jungen Lecker am Hofe wollten schon sich Gunst machen und ihren Heldenmut sehen lassen und griffen nach dem König, hätten ihm auch übel genug mitgespielt, aber der Engel wehrte sie ab und führte den König mit sich hinweg in ein schönes einsames Gemach. Dort sprach er zu ihm: „Sag' an, glaubst du oder glaubst du nicht, daß Gott Gewalt habe über alle Geschöpfe? Siehe, wie seine allmächtige Kraft dich in den Staub tritt! Was hilft dir dein mächtiges Kriegsheer? Wer gehorcht deinem Rufe und Gebote? Noch lebt die Wahrheit: Deposuit potentes de sede, und du und deinesgleichen werdet sie ewig nicht unterdrücken!“

So sprach der Engel zum König, und dieser fragte erbebend: „Mann, wer seid Ihr? Seid Ihr Gott der Allmächtige, von dem Ihr redet, so erbarme sich Eure Gnade über mich armen, betörten Mann!"

„Ich bin nicht Gott!" sprach darauf der Engel, „aber seiner Boten einer bin ich, und des wahren Christus Diener. Der sandte mich, und dir sandte er die Strafe deiner Hoffart. Gott erhöhet und erniedrigt, wen er will! Warum verfolgst du diese Wahrheit?"

Da fiel der König hin zu des Engels Füßen und bat um Gottes Huld und Verzeihung. Der Engel hieß ihn aufstehen und sprach: „Du mußt Glauben haben an das Wort der Schrift aus der Priester Munde! Du mußt barmherzig sein gegen die, so dir ihren Kummer klagen! Du mußt gerecht sein gegen die Kleinen, wie gegen die Großen! Willst du das, so sollst du wieder einnehmen den Stuhl deiner Macht und deiner Ehren."

Da demütigte sich aufs neue der König vor dem Boten des Herrn, neigte sich, kniete nieder und sprach: „Ich folge dir gerne, gewähre mir durch Gott Gnade! Da bot ihm der Engel seine Hand und reichte ihm die Königsgewande und verlieh ihm die Königsgestalt wieder, und der König legte das dürftige Röcklein ab, das der Schenk ihm geben ließ. Der Engel aber verschwand vor den Augen des Königs und flog wieder hinauf gen Himmel, in die Heimat der Seelen, in das Reich des ewigen Vaters.

Der König sprach: „Gelobt sei der süße Christ, der Gewaltige. Was der Engel mir sagte, das ist die rechte Wahrheit." Und ging heraus aus dem Gemach wie einer, dem nie ein Leid widerfahren. Da fragten ihn die Dienstmannen ehrfurchtsvoll: „Herr, wo ist der Narr geblieben?" Er aber berief die Königin und alle die Seinen um sich her und erzählte ihnen alles, wie es sich begeben und was er erlitten; seinen Streit mit dem Bader und alles andere, und zeigte ihnen das dürftige Röcklein. Des erschraken die Schranzen und schämten sich, daß sie den Herrn also gekränkt und mißkannt, und meinten ihrer viele, es werde ihnen nunmehr an Leib und Gut gehen. Selbst die Königin bat den Gemahl um Huld und Gnade und versicherte heilig und teuer, daß sie ihn nicht erkannt habe. Er schloß sanft ihre Hände in seine Hand und sprach: „Frau, schweiget stille! Gott hat es so gewollt! Kannte ich doch zuletzt mich selbst nicht mehr!" —

Dann ließ er den Spruch Deposuit wieder in alle Bücher schreiben, wo er ausgelöscht worden, und ließ ihn wieder in den Kirchen lesen, und ward gar ein demütiger Herrscher. Und wer diese Mär liest, der demütige sein Herz vor Gott und bitte, daß er ihn vor Hoffart und Übermut gnädiglich bewahren wolle.

Ludwig Bechstein.

Kinderlust.

Nun feget aus den alten Staub,
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein schwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erste weiße Blüte flog
Mir heut ins Angesicht.
Willkommen Lenz! Ich lebe noch
Und weiß vom Leide nicht.

O seht, da plätschern schon im See
Die lieben Kinderlein,
Und ziehn die Hemdchen in die Höh'
Und wollen gern hinein.

Wie lockt der warme Sonnenschein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da ist kein Fuß zu weich, zu klein:
Er probt, wie's Wasser tut.

W. Müller.

Der Mann im Mond.

„Ach, Mutter, schau, was ist im Mond?“
Nu, siehst du nicht? ein Mann.
„Ach richtig, ja, ich seh' ihn schon,
Er hat' nen Kittel an.“

„Was treibt er denn die ganze Nacht?
Er steht so still und stumm.“ —
Ein Bündel Reisig hat er da,
Schnürt einen Strick herum.

„Wär' ich wie er, ich blieb daheim,
Hab hier den Wald so nah.“
Der Mann ist nicht aus unserm Dorf,
Nein, laß ihn immer da.

Du meinst, er kann so wie er will?
Da wär' er längst schon fort.
Ja, könnt' er's nur, der saub're Bursch!
Zur Strafe sitzt er dort.

„Was hat er Böses denn getan,
Daß er da oben sitzt?“ —
Den Dieter hat man ihn genannt,
Nie hat er was genützt.

Das Beten war nicht seine Sach',
Die Arbeit ihm ein Greul,
Und etwas muß man treiben doch,
Sonst hat man lange Weil'.

Drum, wenn der Schulz' ihn grade nicht
Zur Straf' hat eingesperrt,
Da trieb er sich im Land herum,
Hat Flasch auf Flasch geleert.

„Sag, Mutter, wer gab ihm das Geld
Zu solchem Leben her?“ —
Du Narr, er stahl aus Haus und Feld,
Und fragt nicht viel, woher?

Einmal, an einem Sonntag war's,
Da steht vor Tag er auf,
Und nimmt ein Beil, ist flink dabei,
Und läuft zum Wald hinauf.

Er haut die jungen Buchen um,
Macht Bohnenstangen draus,
Und trägt sie fort, sieht sich nicht um,
Bis nah' vor seinem Haus.

Und eben steht er auf dem Steg,
Da hört er eine Stimm':
„Jetzt geht es einen andern Weg,
Jetzt, Dieter, geht's dir schlimm!"

Und auf und fort! Zu sehn seitdem
Kein Dieter weit und breit.
Da oben steht er im Gebüsch
Und in der Einsamkeit.

Bald haut er junge Buchen um,
Bald haucht er in die Händ',
Und dreht am Strick und schnürt ihn um,
Das Saufen hat ein End!

So geht's dem armen Dieter jetzt,
Er leidet große Pein.
„Ach Mütterchen, bewahr uns Gott,
Ich möcht' nicht bei ihm sein!" —

Drum hüt' du dich vor Schlechtigkeit,
Es reut dich sicherlich!
Wenn Sonntag ist, so bet' und sing',
Am Werktag plage dich!

J. P. Hebel.

Kinderlust zur Erntezeit.

Heute werden die letzten Fuder Roggen eingefahren. Der große Erntewagen steht schon auf dem Hof, die Kinder dürfen mit hinaus. Sie setzen sich auf das breite Wagenbrett und stecken die nackten Beine mit den Holzschuhen an den Füßen zwischen den Sprossen der Wagenleitern hinaus. So, jetzt kann's losgehen! In scharfem Trabe fährt der Knecht durch die staubige Dorfstraße, daß die Hühner erschreckt zur Seite stieben und der Ganter aufgeregt hinter dem Wagen herschreit.

Auf dem Felde springen alle schnell vom Wagen. Ein Junge nimmt die Pferde beim Zügel und leitet sie an der langen Reihe der Roggenmandeln entlang. Der Knecht stakt auf, und die Magd packt die Garben fest. Wagen auf Wagen wird heimgeführt, bald kommt die letzte Fuhre heran.

Die Mädchen sitzen unterdessen am Feldrain, winden aus Kornblumen, Raden und Mohn bunte Kränze und setzen sie auf. Dann legen sie sich lang ins Gras und schauen den Grashüpfern zu, verstecken sich zwischen den schräg zusammengestellten Roggengarben und lassen sich suchen. Der kleinste Bruder ist im Schatten einer Roggenmandel eingeschlafen. Endlich rattert der Wagen zum letztenmal auf das Feld, alle Kinder laufen herbei, das Spiel ist vergessen. Aufgeregt und voller Erwartung reden sie davon, wie hoch wohl das letzte Fuder werden wird; denn sie dürfen ja oben auf dem Wagen heimfahren. Nun hebt sie der Vater mit seinen starken Armen hinauf, und wenn sie auch ganz still sitzen müssen, daß keins hinunterfällt, wunderschön ist doch die Fahrt. In die Zweige der hohen Dorflinde können sie greifen, auf die Nachbarskinder, auf Hühner und Gänse und auf die Rücken der Pferde können sie hinuntersehen.

Im Hoftor steht die Mutter und winkt den Kindern. Der Vater grüßt sie mit fröhlichem Kopfnicken. Es war eine gute Ernte, sie können ohne Sorge in die Zukunft schauen.

Der Harfner sang:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt:
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zuhause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwärmen hoch vor Lust,
Was soll ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Im Sommer.

Vom Berg hinabgestiegen
Ist nun des Tages Rest;
Mein Kind liegt in der Wiegen,
Die Vögel all im Nest;
Nur ein ganz klein Singvögelein
Ruft weit daher im Dämmerschein:
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Das Spielzeug ruht im Schreine,
Die Kleider auf der Bank,
Ein Mäuschen ganz alleine
Es raschelt noch im Schrank.
Und draußen steht der Abendstern
Und winkt dem Kind aus weiter Fern':
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Die Wiege geht im Gleise
Die Uhr tickt hin und her,
Die Fliegen nur ganz leise
Sie summen noch daher.
Ihr Fliegen, laßt mein Kind in Ruh'!
Was summt ihr ihm so heimlich zu.
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Der Vogel und die Sterne,
Die Fliegen rings umher,
Sie haben mein Kind schon gerne,
Die Engel noch viel mehr.
Sie decken's mit den Flügeln zu
Und singen leise: „Schlaf in Ruh!"
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Rob. Reinick.

Schöne Aussicht.

Die letzten Garben.

Entsinnt ihr euch noch, wie ich einmal sagte, daß die Sage vom Blocksberg und Hexen-tanzplatz der letzte Rest einer Erinnerung an das alte Frühlingsfest der Germanen zu Ehren Donars sei? So klingt in Spruch und Brauch hier und da noch leise eine Erinnerung an die Götterwelt unserer Vorfahren weiter.

Im Herbst feierten sie zu Ehren Wodans, der die Fluren gesegnet hatte, das Erntefest. Sie brachten ihm Opfer von Pferden und Gänsen und ließen für seine Rosse einige Garben zurück. Noch manches Jahrhundert der christlichen Zeit blieb es Sitte, das letzte Eckchen des Getreidefeldes nicht abzumähen. Die Schnitter stellten sich in einem Kreis um den Kornbusch, richteten ihre Sensen auf und sprachen laut:

Ho Wôde, ho Wode, du gôder! Hâle nu Disteln und Dorn!
Hâle dinen Rosse nu Fôder! Tom andern Jâr beter Korn!

Was einst in der Vorstellung unsrer Väter eine Opfergabe an Wodan war, das ist heute eine Tat christlicher Barmherzigkeit an den Armen, die kein Feld besitzen, und ein mitleidiges Gedenken der Tiere während der Not des Winters. Willst du hören, wie der Dichter Hermann Lingg in seinem Gedichte „Fürbitte" die altgermanische Sitte in die Pflicht christlicher Nächstenliebe umdeutet?

Gedenke, daß du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben,
Und deren Recht gleich deinem ist
An allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu dir des Lebens
Gesegnet goldne Ströme gehn,
Laß nicht auf deinen Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster sehn.
Verscheuche nicht die wilde Taube,
Laß hinter dir noch Ähren stehn,
Und nimm vom Weinstock nicht die letzte Traube.

Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
Er weiß nicht recht, wohin er will;
Es kommt so schwarz, es kommt so schwer,
Und in den Lüften hängt ein Meer.
Von Dunst und Wetter. — Horch, wie's schallt
Am Berg und wie es widerhallt!

In großen Wirbeln fliegt der Staub
Zum Himmel auf mit Halm und Laub.
Und sieh einmal die Wolken an:
Ich hab kein groß Gefallen dran.
Sieh, wie sich's auseinanderrupft,
Grad so, als wenn man Wolle zupft.

So helf uns Gott, behüt uns Gott! —
Da! Aus der Wolke zuckt es rot!
Es kracht und stößt, es ist ein Graus,
Die Fenster zittern und das Haus. —
Schau's Kind dort in der Wiegen an,
Das schläft und kümmert sich nicht dran.

Sie läuten, hörst du? Drauf und drauf
Im nächsten Dorf! — Es hört nicht auf. —
Sie läuten uns die Ohren voll;
Das fehlt auch noch, wenn's donnern soll!
Ach, helf uns Gott! — Das ist ein Schlag
Das traf den Baum am Gartenhag! —

Und sieh, das Kind schläft immer fort,
Was fragt das nach dem Wetter dort?
Es denkt bei sich: „Was kümmert's mich?
Sein Auge wacht doch sicherlich!" —
Leis atmet's auf, dreht sich in Ruh'
Aufs andre Ohr. — Schlaf, Kind, schlaf zu! —

O, siehst den hellen Streifen da?
Horch, wie es rasselt fern und nah!
Es kommt! Gott mag uns gnädig sein,
Geht rasch und hängt die Läden ein!
's ist akkurat, wie dazumal,
Ade, du schöner Weizen all!

Es prasselt auf dem Kirchendach
Und vor dem Haus. Wie schäumt der Bach!
Das läßt nicht nach! — Daß Gott erbarm,
Jetzt sind wir alle wieder arm! —
Wir glaubten's damals auch, — und doch,
Hernach wurd' alles besser noch.

Und sieh, das Kind schläft immer fort,
Was fragt das nach den Hageln dort?
Es denkt: „Vom Weinen wird's nicht gehn,
Mein Teil bleibt doch im Felde stehn."
's ist wahr, sein Teil hat's, Gott sei Dank,
Bekommen all sein Leben lang.

O geb uns Gott der Kinder Sinn!
's ist großer Trost und Segen drin,
Und regnet's Nägel auch und Spieß',
Sie traun auf Gott und schlafen süß,
Und er macht auch sein Sprüchlein wahr
Vom Schutz der Engel in Gefahr. —

Wo blieb das Wetter denn so schnell?
Da scheint die Sonne klar und hell!
Grüß Gott! und kommst du auch zu spät.
„Was?" sagt sie, „spät? Woher so spät?
Es steht noch mancher Halm im Feld,
Am Baum noch mancher Apfel hält." —

Der Tausend! 's Kind ist aufgewacht,
Das hat einmal 'nen Schlaf gemacht!
Es lacht und weiß von nichts, ei ja!
Siehst Friedel, wie es aussieht da?
Der Schelm hat gar Gefallen dran.
Geht, rührt ihm doch sein Süppchen an!

J. P. Hebel.

Der Hasenhüter und die Königstochter.

Es hatte ein reicher König eine sehr schöne Tochter. Als diese sich verheiraten wollte, mußten sich alle ihre Freier auf einer großen, grünen Wiese versammeln, da warf sie nun einen goldenen Apfel mehrmals in die Luft, und wer ihn auffing und sich unterstand, drei Bund oder Aufgaben, die sie selbst aufgab, zu lösen, der sollte sie dann zur Gemahlin haben. Da hatten nun viele den Apfel aufgefangen, zuletzt auch ein schöner, munterer Schäferbursch; aber von allen war keiner imstande, die drei Aufgaben zu lösen.

Da kam die Reihe an den Schäferburschen, als an den letzten und geringsten unter den Freiern.

Die erste Aufgabe war die: Der König hatte in einem Stalle hundert Hasen; wer die auf die Weide trieb, hütete und am Abend alle wieder zurückbrachte, der hatte die erste Aufgabe erledigt. Als das der Schäferbursche vernahm, sprach er, er wolle sich erst noch einen Tag darüber besinnen, am andern Tage aber ganz gewiß bestimmen, ob er sich getraue, die Sache zu unternehmen oder nicht.

Nun lief aber der Schäferbursche auf den Bergen umher und war traurig, denn er scheute sich vor dem Wagnis. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit; er aber sagte: „Ach, mir kann niemand helfen.“ Da sprach das graue Mütterchen: „Urteile nicht so vorlaut; sage dein Anliegen, vielleicht kann ich dir helfen.“ Und da erzählte er denn die Aufgabe. Da gab ihm das Mütterchen ein Pfeifchen und sagte: „Hebe es wohl auf, es wird dir nützen!“ Und ehe noch der Bursche sich bedankt hatte, war das Mütterchen verschwunden.

Nun ging er fröhlich hin zum König und sprach: „Ich will die Hasen hüten!“ Und da wurden sie aus dem Stalle herausgelassen. Als aber er letzte heraus war, sah man den ersten schon nicht mehr, der war schon über alle Berge.

Der Bursche aber ging hinaus aufs Feld und setzte sich auf einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fiel ihm sein Pfeifchen ein; er tat es schnell heraus und pfiff,

da kamen die hundert Hasen alle wieder gesprungen und weideten lustig um ihn herum an dem grünen Hügel. Und keiner lief wieder weg.

Dem König und der schönen Prinzessin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löse und die Prinzessin sich gewinne, weil er ein so geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und sie sannen auf Listen, wie sie machen wollten, daß der Hasenhüter seine Herde nicht vollzählig heimbringe.

Da kam die Königstochter daher gegangen und hatte sich verkleidet und ihr Gesicht verändert, daß er sie nicht kennen sollte; aber er kannte sie doch. Als sie nun die Hasen noch alle erblickte, fragte sie: „Kann man hier nicht einen von den Hasen kaufen?" Da sagte der Bursche: „Zu kaufen gibt's keinen, aber abzuverdienen!" Da fragte sie weiter: „Wie ist das zu verstehen?" Da sprach der Bursche: „Wenn Ihr eine süße Schäferstunde mit mir haltet!" Sie wollte aber nicht. Da sie aber doch gern einen Hasen wollte und er keinen anders hergab, so bequemte sie sich endlich doch dazu. Da er sie nun genugsam geherzt und geküßt hatte, fing er ihr einen Hasen und steckte ihn in ihr Handkörbchen, und sie ging fort. Als sie nun wohl eine Viertelstunde weit von ihm weg war, pfiff er auf seinem Pfeifchen, und geschwind drückte der Hase den Deckel des Körbchens auf, sprang heraus und kam wiedergesprungen.

Nicht lange währte es, da kam der alte König und hatte sich auch vermummt, aber der Bursche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Esel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: „Wird kein Hase verkauft!" — „Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!" antwortete ihm dreist der Bursche. „Wie ist das zu verstehen?" fragte der König. „Wenn Ihr den Esel hier unter den Schwanz küßt," begann der Bursche, „sollt Ihr einen haben!" Das wollte der König aber nicht tun; und er bot ihm schweres Geld, wenn er einen verkaufen wollte; der Bursche aber tat es nicht. Da nun der König sah, daß er keinen Hasen zu kaufen kriegte, bequemte er sich endlich dazu

und gab dem Esel einen tüchtigen Schmatz unter den Schwanz; dann wurde ein Hase gefangen, in den einen Korb am Esel gesteckt, und der König zog fort. Er war aber noch nicht weit, da pfiff der Bursche, und der Hase hüpfte aus dem Korbe heraus und kam wieder. Darauf kam der König nach Hause und sagte: „Er ist ein loser Bursche, ich konnte keinen Hasen bekommen!“ Was er getan hatte, sagte er nicht. „Ja!“ erwiderte die Prinzessin, „so ging es mir auch!“ Was sie aber getrieben hatte, gestand sie auch nicht. Als es Abend war, kam der Bursche mit seinen Hasen und zählte dem König sie vor, alle hundert zum Stall hinein.

Nun begann der König: „Die erste Aufgabe ist gelöst, und nun geht es an die zweite! Merk auf! Hundert Maß Erbsen und hundert Maß Linsen liegen auf meinem Boden, diese habe ich untereinander schütten und wohl durchmengen lassen; wenn du diese in einer Nacht ohne Licht auseinander sonderst, dann hast du die zweite Aufgabe vollbracht.“ Der Bursche sprach: „Ich kann es!“ Und da wurde er auf den Boden gesperrt, und es wurde die Türe fest verschlossen. Da nun alles im Schlosse ruhig war, pfiff er auf seinem Pfeifchen; da kamen gekrochen viele tausend Ameisen und wimmelten und kribbelten so lange, bis die Erbsen wieder auf einem besonderen Haufen waren und die Linsen auch. Als nun früh der König nachsah, war die Aufgabe gelöst, die Ameisen aber sah er nicht, die waren wieder fort. Der König wunderte sich und wußte nicht, wie es der Bursche machte.

Darauf sprach er: „Ich will dir nun auch die dritte Aufgabe sagen. Wenn du in künftiger Nacht dich durch eine große Kammer voll Brot hindurchißest, daß nichts übrig bleibt, dann hast du die dritte Aufgabe vollbracht, und dann sollst du meine Tochter haben!“

Als es nun dunkel war, wurde der Bursche in eine Brotkammer gesteckt, die war so voll, daß bei der Türe nur ein Plätzchen leer war, wo er hintrat. Wie aber alles ruhig im Schlosse war, pfiff er wieder auf seinem Pfeifchen; da kamen daher so viele Mäuse, daß es ihm schier unheimlich wurde; und als es tagte, war das Brot alles aufgefressen, daß kein Krümchen mehr übrig war! Er aber polterte an der Türe und schrie: „Macht auf! Ich habe Hunger!“ Da war nun auch die dritte Aufgabe gelöst.

Der König aber sagte: „Sage uns zum Spaß noch einen Sack voll Lügen, dann sollst du meine Tochter bekommen!“ Da fing der Bursche an und sagte schreckliche Lügen einen halben Tag lang, aber der Sack wollte immer nicht voll werden. Da erzählte er endlich: „Ich habe mit der allerliebsten Prinzessin, meiner Braut, ein süßes Schäferstündchen gehalten!“ Bei diesen Worten wurde sie feuerrot, der König sah sie an, und ob es gleich Lügen sein sollten, so glaubte er's doch und bildete sich schon ein, wie und wo es geschehen sei. „Der Sack ist aber noch nicht voll!“ rief er. Da begann der Bursche: „Der König hat auch den Esel —“ „Er ist voll, er ist voll! Strickt zu!“ rief der König, denn er schämte sich und wollte es nicht wissen lassen, welche Ehre dem Esel durch seinen königlichen Mund zuteil geworden war, da sein ganzer Hofstaat im Kreise herumstand. Nun wurde die Hochzeit des Schäferburschen mit der Königstochter gefeiert, vierzehn Tage lang, und da ging es so hoch her und lustig zu, daß, der es erzählt hat, wünschte, er wäre auch ein Gast dabei gewesen.

Ludwig Bechstein.

Pustespruch.

Pust' die Lampe aus,
Zünd das Licht an,
Mach die Tür auf,
Daß ich sehen kann!

Der Wächter in der Mitternacht.

Höret, was ich euch will sagen:
Die Glock' hat zwölf geschlagen.
Nun ist es schwarz und finster hier,
Doch schimmern licht die Sterne dir,
Und aus der Heimat kommt der Schein;
Wie muß es da erst lieblich sein!

Was will ich? Will durch den Kirchhof gehn
Ins Unterdorf? Die Tür da scheint mir offen,
Als wenn die Toten in der Mitternacht
Aus ihren Gräbern gingen und im Dorf
Ein wenig nachsäh'n, ob auch alles so,
Wie ehedem. Bis heute kam mir doch
Noch keiner in die Quer'. Ich möcht einmal
Die Toten rufen — nein! Das tu ich nicht!
Still will ich auf den stillen Gräbern gehn.

Wie ist es doch so heimlich hier! Sie schlafen.
Gott gönn' es ihnen! Bissel schaurig ist es
Wohl auch — doch ist ja hier nicht alles tot.
Ich hör die Uhr im Kirchturm ticken, 's ist
Der Puls der Zeit in ihrem tiefen Schlaf;
Die Mitternacht haucht von den Bergen her,
Es wehr ihr Atem über Feld und Wiese
Und haucht so feucht die Kirchhofsmau'r entlang.

Die hohen Fenster knistern in dem Wind —
Und hier das morsche Kreuz. — Da lüftet sich
Ein offnes Grab! — Du guter, alter Franz,
So haben sie dir auch dein Bett gemacht.
Das Deckbett liegt daneben und die Lichter
Von oben aus der Heimat schau'n hinein!
    Nun ja, uns allen geht es so. Der Schlaf
Packt jeden an auf seinem Weg und wär' es
Auch schon der Weg zur Heimat. Aber wer
Sein Bett im Kirchhoff einmal hat, gottlob,
Der übernachtet ja zum letztenmal.
    Du liebe Seel! Das wird ein Festtag sein,
Wenn mit der Zeit die letzte Nacht versinkt,
Wenn alle goldnen Sterne groß und klein,
Das Morgenrot, die Sonn' und auch der Mond
Im Himmelslicht verrinnen und der Glanz
Bis in die tiefen Gräber niederdringt,
Und wenn die Mutter dann den Kindern zuruft:
„Der Tag ist da!" Wenn alles aus dem Schlaf
An allen Orten aufwacht, und sich hier
Ein Fenster auftut, dort ein schweres Tor.
Die Toten schau'n heraus dann jung und schön,
Geheilt ist über Nacht so mancher Schaden,
Und manche tiefe Herzenswunde dann
Vernarbt. Sie schau'n heraus gesund und schön
Und tauchen ihr Gesicht in Himmelsluft;
Die stärkt bis tief ins Herz. — O käm' es bald!

Höret, was ich euch will sagen:
Die Glock' hat zwölf geschlagen:
Die Lichtlein brennen ihre Zeit,
Der Tag ist immer noch so weit.
Doch Gott im Himmel nimmer ruht,
Er hört, wenn's viere schlagen tut!

J. P. Hebel.

Das Ährenfeld.

Ein Leben war's im Ährenfeld
Wie sonst wohl nirgend auf der Welt:
Musik und Kirmes weit und breit
Und lauter Lust und Fröhlichkeit.

Die Grillen zirpten früh am Tag
Und luden ein zum Zechgelag:
Hier ist es gut; herein! herein!
Hier schenkt man Tau und Blütenwein.

Der Käfer kam mit seiner Frau
Und trank sein Mäßlein kühlen Tau,
Und wo nur winkt ein Blümelein,
Da kehrte gleich das Bienchen ein.

Den Fliegen ward die Zeit nicht lang,
Sie summten manchen frohen Sang.
Die Mücken tanzten ihren Reihn
Wohl auf und ab im Sonnenschein.

Das war ein Leben ringsumher,
Als ob es ewig Kirmes wär'.
Die Gäste zogen aus und ein
Und ließen sich's gar wohl dort sein.

Wie aber geht es in der Welt?
Heut ist gemäht das Ährenfeld.
Zerstöret ist das schöne Haus,
Und hin ist Kirmes, Tanz und Schmaus.

Hoffmann von Fallersleben.

Vom Schwaben, der das Leberlein gegessen.

Als unser lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern, das Evangelium predigte und viele Zeichen tat, kam zu ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab und fragte ihn: „Mein Leiden-Gesell, wo willt du hin?“ Da antwortete ihm unser Herrgott: „Ich ziehe um und mache die Leute selig.“ So sagte der Schwab: „Willt du mich mit dir lassen?“ — „Ja,“ antwortete unser Herrgott, „wenn du fromm sein willt und weidlich beten.“ Das sagte der Schwab zu. Als sie nun miteinander gingen, kamen sie zwischen zwei Dörfer, darinnen läutete man. Der Schwab, der gern schwätzte, fragte unsern Herrgott: „Mein Leiden-Gesell, was läutet man da?“ Unser Heiland, dem alle Dinge wissend waren, antwortete: „In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zum Begräbnis eines Toten.“ — „Gang du zum Toten!“ sprach der Schwab, „so will ich zur Hochzeit gehn.“

Darauf ging unser Herrgott in das Dorf nnd machte den Toten wieder lebendig, da schenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab tät sich auf der Hochzeit um, half einschenken, einem Gast um den andern, und auch sich selbst, und als die Hochzeit zu Ende war, da schenkte man ihm einen Kreuzer. Das war der Schwab wohl zufrieden, machte sich auf den Weg und kam wieder zu unserm Herrgott. Alsbald, wie der Schwab diesen von weitem sahe, hub er sein Kreuzerlein in die Höhe und schrie: „Lug, mein Leiden-Gesell! Ich hab Geld; was hast denn du?“ trieb also viel Prahlens mit seinem Kreuzerlein. Unser Herrgott lachte seiner und sprach: „Ach, ich hab' wohl mehr als du?“ tät den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der aber war nicht unbehend, warf geschwind sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen alles gemein miteinander haben!“ Das ließ unser Herrgott gut sein.

Nun, als sie weiter miteinander gingen, begab es sich, daß sie zu einer Herde Schafe kamen, da sagte unser Herrgott zum Schwaben: „Gehe, Schwab, zu dem Hirten, heiße

ihn uns ein Lämmlein geben, und koche uns das Gehänge oder Geräusch zu einem Mahle." — „Ja," sagte der Schwab, tat, wie ihm der Herr geheißen, ging zum Hirten, ließ sich ein Lämmlein geben, zog's ab und bereitete das Gehänge zum Essen. Und im Sieden da schwamm das Leberlein stets empor; der Schwab drückt's mit dem Löffel unter, aber es wollte nicht unten bleiben, das verdroß den Schwaben über alle Maßen. Nahm deshalb ein Messer, schnitt das Leberlein, dieweil es gar war, voneinander und aß es. Und als nun das Essen auf den Tisch kam, da fragte unser Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wär? Der Schwab aber war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe keines gehabt. „Ei!" sagte unser Herrgott, „wie wollte es denn gelebt haben, ohne ein Leberlein?" Da verschwur sich der Schwab hoch und teuer: „Es hat bei Gott und allen Gottes-Heiligen keines gehabt!" Was wollte unser Herrgott tun? Wollte er haben, daß der Schwab still schwieg, mußt' er wohl zufrieden sein.

Nun begab es sich, daß sie wiederum miteinander spazierten, und da läutete es abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Lieber, was läutet man da?" — „In dem einen Dorfe läutet man zu einem Toten, in dem andern zur Hochzeit," sagte unser Herrgott. „Wohl!" sprach der Schwab. „Jetzt gang du zur Hochzeit, so will ich zum Toten!" (vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen). Fragte den Herrn weiter: „Lieber, wie hast du getan, daß du den Toten auferwecket hast?" — „Ja," antwortete der Herr, „ich sprach zu ihm: Steh auf im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes! Da stand er auf." — „Schon gut, schon gut!" rief der Schwab, „nun weiß ich's wohl zu tun!" und zog zum Dorfe, wo man ihm den Toten entgegentrug. Als der Schwab das sahe, rief er mit heller Stimme: „Halt da, Halt da! Ich will ihn lebendig machen, und wenn ich ihn nit lebendig mache, so henkt mich ohne Urteil und Recht."

Die guten Leute waren froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden und setzten die Bahre, darauf der Tote lag, nieder. Der Schwab tät den Sarg auf und fing an zu sprechen: „Steh auf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" Der Tote aber wollte nicht aufstehen. Dem Schwaben ward angst, er sprach seinen Segen zum andern und zum dritten Male, als aber jener Tote sich nicht erhob, so rief er voll Zorn: „Ei, so bleib liegen in tausend Teufel Namen!" Als die Leute diese gottlose Rede hörten und sahen, daß sie von dem Gecken betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, faßten den Schwaben und eilten demnächst mit ihm dem Galgen zu, warfen die Leiter an und führten den Schwaben hinauf.

Unser Herrgott zog fein gemachsam seine Straße heran, da er wohl wußte, wie es dem Schwaben ergehen werde; wollte doch sehen, wie er sich stellen würde, kam nun zum Gericht und rief: „O guter Gesell, was hast du doch getan? In welcher Gestalt erblick' ich dich?" Der Schwab war blitzwild und begann zu schelten, der Herr hätte ihn den Segen nicht recht gelehrt. „Ich habe dich recht belehrt," sprach der Herr. „Du aber hast es nicht recht gelernt und getan. Doch dem sei, wie ihm wolle; willst du mir sagen, wo das Leberlein hingekommen ist, so will ich dich erledigen!" „Ach!" sagte der Schwab, „das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt! Wes zeihest du mich?" — „Ei, du willst's nur nicht sagen!" sprach der Herr. „Wohlan, bekenn' es, so will ich den Toten lebendig machen!" Der Schwab aber fing an zu schreien: „Henket mich, henket mich! So komm' ich der Marter ab. Der

will mich zwingen mit dem Leberlein und hört doch wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat! Henket mich nur stracks und flugs!"

Wie solches unser Herrgott hörte, daß sich der Schwab eher wollte henken lassen, als die Wahrheit gestehen, befahl er, ihn herabzulassen und machte nun selbst den Toten lebendig.

Als sie nun miteinander wieder von dannen zogen, sprach unser Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen miteinander das gewonnene Geld teilen und dann voneinander scheiden, denn wenn ich dich allewege und überall sollte vom Galgen erledigen, würde mir das zu viel." Nahm also die zweihundert Gulden und teilte sie in drei Teile. Als solches der Schwab sah, fragte er: „Ei, Lieber, warum machst du drei Teile, so doch unser nur zween sind?" — „Ja," antwortete unser lieber Herrgott, „der eine Teil, der ist mein; der andere Teil, der ist dein, und der dritte Teil, der ist dessen, der das Leberlein gegessen hat!" Als der Schwab solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab' ich's bei Gott und allen lieben Gottes-Heiligen doch gegessen!" Sprach's und strich auch den dritten Teil ein und nahm also Urlaub von unserm lieben Herrgott.

Ludwig Bechstein.

Hadbar.

Hadbar ann Heben, wa kannst du wit sehn!
Achter de Koppeln wat wahnt dar ver Een?
Is dat en Hüschen mit Finstern und Doer?
Steit dar wul ebn son lütt Hanne dervoer?

Klaus Groth.

Die Käufer.

Zu der Apfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen,
Alle wollten kaufen;
Mit munterm Sinn
Griffen sie aus dem Haufen,
Beschauten mit Verlangen
Nah und näher rotbäckige Wangen —
Sie hörten den Preis
Und warfen sie wieder hin,
Als wären sie glühend heiß.
Was der für Käufer haben sollte,
Der Ware gratis geben wollte.

Goethe.

Der Sommerabend.

O sieh, wie ist die Sonne müd,
Sieh, wie sie still nach Hause zieht!
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Wie sie ihr Tüchelchen da nimmt,
Ein Wölkchen, blau mit rot vermischt,
Und sich damit die Stirne wischt!

Wahr ist es, sie hat schlimme Zeit,
Im Sommer gar! Der Weg ist weit,
Und Arbeit find't sie überall. —
In Haus und Feld, in Berg und Tal
Drängt alles sich nach ihrem Schein,
Und will von ihr gesegnet sein.

Manch' Blümlein hat sie ausstaffiert,
Mit Farben so scharmant geziert.
Dem Bienchen gab sie seinen Trunk
Und sagt zu ihm: „Hast auch genung?"
Kam noch ein Käferchen in Eil,
Gewiß bekam es auch sein Teil.

Manch Samenhülschen sprengt sie auf
Und holt den Samen draus herauf.
Wie bettelten die Vögelchen,
Wie wetzten sie die Schnäbelchen!
Und kein's geht hungrig doch zu Bett,
Das nicht sein Teil im Kröpfchen hätt'.

Der Kirsche, die am Baume lacht,
Hat rote Backen sie gemacht.
Und wo im Feld die Ähre schwankt,
Und wo am Pfahl die Rebe rankt,
Gleich kümmert sich die Sonne drum,
Hängt ihnen Laub und Blüten um.

Und auf der Bleiche, seht doch an,
Macht sie sich Arbeit, wo sie kann.
Das hat dem Bleicher schon behagt,
Doch hat er nicht „Gott's-Lohn!" gesagt.
Ist irgend Wäsche wo im Ort,
Sie trocknet hier, sie trocknet dort.

Drum ist sie jetzt so schrecklich müd'
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder ist es, wenn sie schwitzt.
Sieh, wie sie auf dem Berg da sitzt.
„Schlaft alle wohl!" so ruft sie jetzt,
Und lächelt noch zu guter Letzt.

Da ist sie weg! Behüt' dich Gott!
Der Hahn am Kirchturm, seht, wie rot!
Er guckt ihr noch ins Haus hinein.
Du Naseweis, so laß das sein! —
Da hat er es! in guter Ruh
Zieht sie den roten Vorhang zu.

Die gute Frau, wie schade drum!
Ihr Hauskreuz trägt sie auch herum.
Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut!
Kommt sie nach Haus, nimmt er den Hut.
Paßt auf, paßt auf! jetzt kommt er bald —
Da sitzt er schon im Fichtenwald.

Er macht so lang', der närr'sche Wicht,
Es scheint, er traut dem Frieden nicht.
So komm! Sie ist ja nicht mehr da!
Ein Augenblick, dann schläft sie ja.
Jetzt steht er auf und schaut ins Tal,
Da grüßt der Frosch ihn überall.

Ich denk, wir gehen auch ins Nest!
Wen sein Gewissen ruhig läßt,
Schläft sicher ein auch ohne Lied,
Die Arbeit macht von selber müd'.
So manches ist doch heut vollbracht.
Gott geb' uns eine gute Nacht!

J. P. Hebel.

Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel.

Diese Geschichte ist ganz lügenhaft zu erzählen, Jungens, aber wahr ist sie doch, denn mein Großvater, von dem ich sie habe, pflegte immer, wenn er sie erzählte, dabei zu sagen: „Wahr muß sie doch sein, mein Sohn, denn sonst könnte man sie ja nicht erzählen." Die Geschichte aber hat sich so zugetragen.

Es war einmal an einem Sonntagmorgen in der Herbstzeit, just als der Buchweizen blühte. Die Sonne war goldig am Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging frisch über die Stoppeln, die Lerchen sangen in der Luft, die Bienen summten in dem Buchweizen, und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche, kurz, alle Kreatur war vergnügt und der Swinegel auch.

Der Swinegel stand vor seiner Türe, hatte die Arme übereinander geschlagen, guckte dabei in den Morgenwind hinaus und trällerte ein Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht, als es nun eben am lieben Sonntagmorgen ein Swinegel zu singen vermag. Indem er nun noch so halbleise vor sich hinsang, fiel ihm auf einmal ein, er könne wohl, während seine Frau die Kinder wüsche und anzöge, ein bißchen im Felde spazieren und dabei sich umsehen, wie seine Steckrüben stünden. Die Steckrüben waren das nächste bei seinem

Hause, und er pflegte mit seiner Familie davon zu essen, und deshalb sah er sie denn auch als die seinigen an. Der Swinegel machte die Haustüre hinter sich zu und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht sehr weit vom Hause und wollte just um den Schlehenbusch, der da vor dem Felde liegt, hinaufschlendern, als ihm der Hase begegnete, der in ähnlichen Geschäften ausgegangen war, nämlich um seinen Kohl zu besehen. Als der Swinegel des Hasen ansichtig wurde, bot er ihm einen freundlichen Gutenmorgen. Der Hase aber, der nach seiner Weise ein gar vornehmer Herr war und grausam hochfahrig dazu, antwortete nichts auf des Swinegels Gruß, sondern sagte zu ihm, wobei er eine gewaltig höhnische Miene annahm: „Wie kommt es denn, daß du schon bei so frühem Morgen im Felde herumläufst?" „Ich gehe spazieren," sagte der Swinegel. „Spazieren?" lachte der Hase, „mich deucht, du könntest die Beine auch wohl zu besseren Dingen gebrauchen." Diese Antwort verdroß den Swinegel über alle Maßen, denn alles kann er vertragen, aber auf seine Beine läßt er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief sind. „Du bildest dir wohl ein," sagte nun der Swinegel, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" „Das denk' ich," sagte der Hase. „Nun, es käme auf einen Versuch an," meinte der Swinegel, „ich pariere, wenn wir wettlaufen, ich laufe dir vorbei." „Das ist zum Lachen, du mit deinen schiefen Beinen!" sagte der Hase, „aber meinetwegen mag es sein, wenn du so übergroße Lust hast. Was gilt die Wette?" „Einen goldenen Lujedor und eine Buttelje Schnaps," sagte der Swinegel. „Angenommen," sprach der Hase, „schlag ein, und dann kann's gleich losgehen." „Nein, so große Eile hat es nicht," meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erst will ich nach Hause gehn und ein bißchen frühstücken. In einer halben Stunde bin ich auf dem Platze." Darauf ging der Swinegel, denn der Hase war es zufrieden.

Unterwegs dachte der Swinegel bei sich: „Der Hase verläßt sich beim Wettlauf auf seine langen Beine, aber ich will ihn schon kriegen. Er dünkt sich zwar ein vornehmer Herr zu sein, ist aber doch ein dummer Kerl, und bezahlen muß er doch." Als nun der Swinegel zu Hause ankam, sagte er zu seiner Frau: „Frau, zieh dich eilig an, du mußt mit ins Feld hinaus." „Was gibt es denn?" sagte die Frau. „Ich habe mit dem Hasen um einen goldnen Lujedor und eine Buttelje Schnaps gewettet, ich will mit ihm um die Wette laufen, und da sollst du dabei sein." „O mein Gott, Mann!" schrie dem Swinegel seine Frau, „bist du nicht klug, hast du den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?" „Halt das Maul, Weib!" sagte der Swinegel, „das ist meine Sache. Räsonniere nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh' dich an und dann komm mit." Was sollte dem Swinegel seine Frau machen? Sie mußte wohl folgen, sie mochte wollen oder nicht.

Als sie nun miteinander unterwegs waren, sprach der Swinegel zu seiner Frau also: „Nun paß auf, was ich dir sagen werde. Sieh, auf dem langen Acker dort wollen wir unsern Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der einen Furche und ich in der andern, und

von oben fangen wir an zu laufen. Nun hast du weiter nichts zu tun, als du stellst dich hier unten in die Furche, und wenn der Hase auf der andern Seite ankommt, so rufst du ihm entgegen: „Ich bin schon da."

Damit waren sie beim Acker angelangt, der Swinegel wies seiner Frau ihren Platz an und ging nun den Acker hinauf. Als er oben ankam, war der Hase schon da. „Kann es losgehen?" fragte der Hase. „Jawohl," erwiderte der Swinegel. „Dann man zu!" Und damit stellte sich jeder in seine Furche. Der Hase zählte: „Eins, Zwei, Drei!" und los ging er wie ein Sturmwind, den Acker hinunter. Der Swinegel aber lief ungefähr drei Schritte, dann duckte er sich in die Furche nieder und blieb ruhig sitzen.

Als nun der Hase im vollen Laufe unten ankam, rief ihm dem Swinegel seine Frau entgegen: „Ich bin schon da!" Der Hase stutzte und verwunderte sich nicht wenig. Er meinte nicht anders, es wäre der Swinegel selbst, der ihm das zurufe, denn bekanntlich sieht dem Swinegel seine Frau gerade so aus wie ihr Mann.

Der Hase aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Er rief: „Noch einmal gelaufen, wieder herum!" Und fort ging es wieder wie der Sturmwind, so daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Dem Swinegel seine Frau aber blieb ruhig auf ihrem Platze. Als nun der Hase oben ankam, rief ihm der Swinegel entgegen: „Ich bin schon da!" Der Hase aber ganz außer sich vor Eifer schrie: „Noch einmal gelaufen, wieder herum!" „Mir recht," antwortete der Swinegel, „meinetwegen so oft als du Lust hast!" So lief der Hase dreiundsiebzigmal, und der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, sagte der Swinegel oder seine Frau: „Ich bin schon da!"

Zum vierundsiebzigstenmal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde, das Blut floß ihm aus dem Halse, und er blieb tot auf dem Platze. Der Swinegel aber nahm seinen gewonnenen Louisdor und die Flasche Branntwein, rief seine Frau aus der Furche ab und beide gingen vergnügt nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

Ludwig Bechstein.

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Tau!
Wie Perlen schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Goethe.

Wanderung durchs Waldtal.

An den letzten Häusern des Dorfes vorbei führt der Weg ins Waldtal. Wir gehen an der Sägemühle vorüber, an hohen Stapeln von Brettern, an Stämmen und Balken. Der Bach rauscht übers Wehr, schwerfällig dreht sich das große Rad, in unermüdlichem Spiel rinnen und fallen die glitzernden Tropfen von den schwärzlichen Schaufeln.

Wo der Weg in den Wald führt, steht unter breitästigen Eichen ein Gasthaus. Hier halten die Fuhrknechte Rast, die aus dem Walde die langen Baumstämme nach der Sägemühle fahren. Aus der Haustur kläfft der Spitz, wir gehen vorüber.

Die Straße läuft neben dem Bache hin. Der Staub liegt dick und grau auf den Disteln und dem Tannengebüsch, und jeder Lastwagen wirbelt dichte Wolken auf. Ob wir nicht auf die andere Seite des Baches gelangen können? Ein Steg ist nicht zu sehen, aber der

Bach fließt breit und flach über Kies und hellen Sand; schnell die staubigen Schuhe und Strümpfe herunter, hinein ins Wasser, das kühl und klar um die Füße rinnt, und schon sind wir hinüber!

Der schmale Wiesenstreifen zwischen dem Bach und dem Tannenwald ist bunt getupft mit blühenden Federnelken, Skabiosen und Disteln. Zwischen den Büschen blüht das schlanke, liebliche Weidenröschen und am Waldrande der hohe, stolze Fingerhut.

Aus dem Waldboden ragen große, graue Steinblöcke auf. Grünes Moos schmiegt sich an die alten Gesellen, helle Sonnenlichter spielen in neckischer Liebkosung drüber hin. Es rührt sie nicht. Was ist ihnen ein einzelner Sonnentag mit Amselruf und Finkenschlag, wenn schon hunderttausend Jahre über sie hingegangen sind!

Durch den Wald klingt plötzlich der scharfe Warnruf des Hähers. Vor welchem Räuber warnt der, der selber ein Strauchdieb ist? Schau hier auf der Lichtung gegen den blauen Himmel —; mit weitgespannten Flügeln zieht dort oben ein Habicht in ruhigem Gleichmaß seine Kreise und äugt scharf ins Waldtal hinab, ob es nicht ein unvorsichtiges Junghäslein oder eine Ringeltaube zu schlagen gebe. Das Eichhörnchen, das noch eben von einem Tannenzapfen Schuppe um Schuppe löste und stillzufrieden die Samen knabberte, läßt schnell den Zapfen fallen und flüchtet mit langen Sätzen in einen dichten Wipfel und hockt sich eng an den Stamm. Mag nun auch der Räuber den Stamm umkreisen, schneller noch hastet es immer auf die andere Seite, bis der Habicht die Jagd aufgibt und ärgerlich abstreift.

Der Weg führt steiler hinauf. Die Steinblöcke liegen zahlreicher, gelbe und graue Flechten haben sich auf ihnen angesiedelt. Nun noch ein letzter Aufstieg, und wir stehen auf der Höhe. In weite Ferne schweift das trunkene Auge über grüne Waldkuppen und freundliche Täler, bis in die Ebene mit ihren Dörfern und den qualmenden Fabrikschloten der Städte.

Der Lärm der Straßen dringt nicht in unsre Einsamkeit herauf; nichts ist zu hören als das leise Rauschen der bewegten Wipfel auf all den Waldbergen ringsum. So friedlich ist es hier oben, daß die Seele wunschlos wird.

Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!

Tanzliedchen.

Mein Kindchen, das will tanzen,
Wer macht die Tanzmusik?
Spielhansel mit dem Ranzen
Ist da im Augenblick.

Dideldum, schon streicht und zupft er
Die Saiten alle vier
Dideldum, schon geigt und hupft er
Und schreit: Herr Wirt, mein Bier!

Und mit der Zunge schnalzen
Tut er voll Lust dazu. —
Nun wolln wir aber walzen,
Bis durch die Strümpf und Schuh!

Fr. Güll.

Das Erntefest.

In Schönerlinde ist Erntefest. — Schon am Eingang des Dorfes hören wir ein abgerissenes Stück Musik. Wir müssen uns beeilen, daß wir nicht das Beste versäumen. Vor dem Wirtshaus stehen Bläser und Pfeifer und mühen sich ab nach Können und Vermögen. Nur Takt halten, die Melodie ist Nebensache! Die jungen Burschen sprengen stolz auf ihrer Herren wohlgenährten Ackergäulen einher, und jeder Reiter bekommt einen Willkommenstusch. Sättel haben sie nicht, es geht auch so. Vor dem Wirtshaus zügeln sie die Gäule und ordnen sich zu einer stattlichen Reihe. Die jungen Mädchen treten im schönsten Schmuck herzu und binden rote und blaue und gelbe und grüne Seidenbänder an die Zäume. Eins der Mädchen ist Ehrenjungfrau. Sie trägt auf einer langen Stange die schwere, aus Blumen und Ähren geflochtene Erntekrone, an der sechs grellbunte Seidentücher und eine Tabakspfeife hängen.

Die Reiter sind alle beisammen. Die vier Musikanten treten vor und spielen einen Marsch; dann folgen die Mädchen; über ihnen schwankt die Erntekrone mit den flatternden Tüchern; hinter ihnen reiten je zwei und zwei die jungen Burschen, nebenher und vorauf lärmt die Schuljugend, während die Alten des Dorfes bedächtig nachschreiten.

Der ganze Zug geht zum Dorfe hinaus auf ein langgestrecktes Stoppelfeld, auf dem durch buschige Kiefernzweige eine Reitbahn abgesteckt ist. Der Platzmeister, dem die jungen Mädchen zum Zeichen seiner Würde breite Seidenbänder an der Schulter befestigt haben, ordnet die Gäule am Start und schreit: „Los!“ Der Boden dröhnt unter den schweren Hufen, eine dichte, braune Staubwolke wirbelt auf; ein Reiter wird abgeworfen, er fällt nicht hart; ein andrer hängt am Hals des Pferdes und hält sich krampfhaft an der Mähne fest; ein Gaul bricht aus und rast über den Kartoffelacker in die Kiefernschonung. Die Dorfjugend tobt und jauchzt vor Vergnügen, die Reiter treiben ihre Pferde mit Gertenhieben und wütenden Rufen an, und schnell genug ist die kurze Strecke durchritten.

Jetzt schreit alles durcheinander, jeder bekräftigt seine Meinung über die Reihenfolge der Sieger mit dem möglichsten Stimmenaufwand; dazwischen ein Zank zwischen zwei Nebenbuhlern und eine kleine Rauferei, durch die das allgemeine Vergnügen noch erhöht wird. So geht es zum Dorfe zurück. Erst kommen die braven Rosse nach der so ungewohnten Aufregung in den Stall, dann versammelt sich alles unter der breitästigen Kastanie, schließt einen dichten Ring, und nun müssen die Burschen die Tücher, die ihnen die Mädchen schon angesteckt haben, erst „abtanzen“. Der letzte im Rennen hat die Tabakspfeife bekommen.

Dann wird der Tanz im Saal fortgesetzt, die Großmütter schauen zu, die kleinen Mädchen versuchen draußen vor der Saaltür den ersten Hopser. Die Knaben aber umlagern die Zeltbude eines Krämers, kaufen Zuckerstangen, erstaunlich billige Taschenmesser, gellende Trillerpfeifen.

Das sonst so stille Dorf ist voll von fröhlichem Lärm. Die Bauern, die Knechte und Mägde haben saure Wochen voll harter Arbeit hinter sich und lieben beim Erntefeste die laute Fröhlichkeit.

Hänsel und Gretel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bett Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?" — „Weißt du was, Mann," antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist; da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los." — „Nein, Frau", sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollt' ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen? — Die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen." — „O du Narr," sagte sie, „dann müssen wir alle vier Hungers sterben: du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln," und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch," sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: „Nun ist's um uns geschehen." — „Still, Gretel" sprach Hänsel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen." Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Untertüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf' nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen," und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: „Steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: „Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück? Hab' acht und vergiß deine Beine nicht." — „Ach, Vater," sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen." Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, daß ihr nicht friert." Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, nnd als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab."

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!" Hänsel aber tröstete sie: „Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden." Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neugeschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tage wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen." Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns." Dem Manne fiel's schwer aufs Herz, und er dachte, „es wäre besser, daß du den letzen Bissen mit deinen Kindern teiltest." Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt, muß auch B sagen, und weil er das erstemal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen, wie das vorigemal, aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus.

Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen."

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege nach dem Walde bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. „Hänsel, was stehst du und guckst dich um," sagte der Vater, „geh deiner Wege." — „Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir Ade sagen," antwortete Hänsel. „Narr," sagte die Frau, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint." Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen; wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab." Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finstern Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte: „Wart' nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe; die zeigen uns den Weg nach Haus." Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die viel tausend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten sie weggepickt. Hänsel sagte zu Gretel: „Wir werden den Weg schon finden," aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an, zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehen blieben und ihm zuhörten. Dann schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, nnd als sie ganz nah' herankamen, so sahen sie, daß das Häuslein ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dran machen," sprach Hänsel, „und eine gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß." Hänsel reichte in die Höhe und brach

sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knupperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus:

„Knupper, knupper, kneischen,
Wer knuppert an meinem Häuschen?"

Die Kinder antworteten: „Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind,"

und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder und tat sich wohl damit. Da ging auf einmal die Türe auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid." Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuschen bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: „Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen." Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Bissen werden." Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein: er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zu Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch' deinem Bruder etwas Gutes, der draußen sitzt im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen." Gretel fing an bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist." Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen, und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da übernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel," rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und

trag Wasser; Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen." Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch," rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben." — „Spar nur dein Geplärre," sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts."

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen," sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlugen. „Kriech hinein," sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte, und sprach: „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm' ich da hinein?" — „Dumme Gans," sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug! — Siehst du wohl, ich könnte selbst hinein," krappelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! da fing sie an zu heulen, ganz grauselich; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot." Da sprang Hänsel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen nnd haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine," sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen," und füllte sich sein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort," sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwalde herauskommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber," sprach Hänsel, „ich sehe keinen Steg und keine Brücke." — „Hier fährt auch kein Schiffchen," antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente; wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber." Da rief sie:

„Entchen, Entchen,
Da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücke,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken."

Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. „Nein," antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinübertragen." Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttete sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, nnd Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen. Mein Märchen ist aus, dort lauft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.

Gebrüder Grimm.

Im Herbst.

Sonne hat sich müd gelaufen, spricht:
„Nun laß ich's sein!"
Geht zu Bett und schließt die Augen
und schläft ruhig ein.
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso, mein
Kindchen ist nicht dumm!

Bäumchen, das noch eben rauschte,
spricht: „Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen,
schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso, mein
Kindchen ist nicht dumm!

Vogel, der im Baum gesungen, spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso, mein Kindchen ist nicht dumm!

Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: „Was soll das sein?
Hör ich keinen Vogel singen, schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso, mein Kindchen ist nicht dumm!

Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
Seh' ich keinen Hasen laufen, schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso, mein Kindchen ist nicht dumm!

Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein?
Kein Jäger lauscht?
Kein Häschen springt?
Kein Vogel singt?
Kein Bäumchen rauscht?
Kein Sonnenschein!
Und 's Kind allein
Sollt' wach noch sein?"
Nein! nein! nein!
Lieb Kindchen macht die Augen zu,
Lieb Kindchen schläft schon ein! —

Rob. Reinick.

Ringelreihen.

Kling, Klang, Gloria,
Wer sitzt in diesem Turme da?
„Das ist des Königs Töchterlein!"
Was trinkt sie gern?
„Ein Gläschen Wein!"
Was ißt sie gern?
„Einen Kuchen fein!"
Der Turm der Turm ist viel zu klein,
Wir steigen mit der Leiter ein!
Hupp!

Volkstümlich.

Die drei Gaben.

Es war einmal ein armer Leinweber, zu dem kamen drei Studenten, und da sie sahen, daß der Mann sehr arm war, so schenkten sie ihm in seine Wirtschaft hundert Taler. Der Leinweber freute sich sehr über diese Gabe, gedachte sie gut anzuwenden, wollte aber noch eine Zeitlang seine Augen an den blanken Talern weiden, sagte daher seiner Frau, die nicht zu Hause gewesen war, nichts von seinem Glück und versteckte das Geld dahin, wo niemand Geld suchte, nämlich in die Lumpen.

Als er einmal auswärts war, kam ein Lumpensammler, und dem verkaufte die Frau den ganzen Vorrat für einige Kreuzer. Da war groß Herzeleid, wie der Leinweber heimkam und seine Frau ihm erfreut das für die Lumpen gelöste wenige Geld zeigte.

Über ein Jahr, so kamen die drei Studenten wieder, hofften den Leinweber nun in guten Umständen zu treffen, fanden ihn aber noch ärmer, wie zuvor, da er ihnen sein Mißgeschick klagte. Mit der Ermahnung, vorsichtiger zu sein, schenkten ihm die Studenten abermals hundert Taler; nun wollte er's recht klug machen, sagte seiner Frau wieder nichts und steckte das Geld in den Aschentopf. Und da ging's gerade wieder so, wie das vorigemal;

die Frau vertauschte die Asche an einen Aschensammler gegen ein paar Stückchen Seife, als gerade ihr Mann wieder abwesend war, irgendeinem Kunden bestellte Leinwand abzuliefern. Als er wiederkam, und den Aschenhandel erfuhr, wurde er so böse, daß er seine Frau mit ungebrannter Asche laugte.

Über ein Jahr kamen die Studenten zum dritten Male, fanden den Leinweber fast als Lumpen und sagten ihm, indem sie ihm ein Stück Blei vor die Füße warfen: „Was nutzt der Kuh Muskate? Dir Tropf Geld zu schenken, wäre dümmer, als du selbst bist. Zu dir kommen wir auch nicht wieder.“ Damit gingen sie ganz ärgerlich fort, und der Leinweber hob das Stück Blei vom Boden auf und legte es aufs Fensterbrett. Bald darauf kam sein Nachbar herein, der war ein Fischer, bot guten Tag und sprach: „Lieber Nachbar, habt Ihr nicht etwa ein Stückchen Blei oder sonst was Schweres, das ich an mein Netz brauchen könnte? Ich habe nichts mehr dergleichen.“ Da gab ihm der Leinweber das Stückchen Blei, und der Nachbar bedankte sich gar schön und sagte: „Den ersten großen Fisch, den ich fange, den sollt Ihr zum Lohne haben!“ — „Schon gut, es ist nicht darum,“ sprach der zufriedene Leinweber.

Bald darauf brachte der Nachbar wirklich einen hübschen Fisch von ein Pfunder viere bis fünfe, und der Leinweber mußte ihn annehmen. Dieser schlachtete alsbald den Fisch, da hatte derselbe einen großen Stein im Magen. Den Stein legte der Leinweber auch auf das Fensterbrett. Abends, als es dunkel wurde, fing der Stein an zu glänzen, und je dunkler es wurde, je heller leuchtete der Stein, wie ein Licht. „Das ist eine wohlfeile Lampe,“ sagte der Leinweber zu seiner Frau. „Willst du sie nicht vermöbelieren, wie du die zweihundert Taler vermöbeliert hast?“ Und legte den Stein so, daß er die ganze Stube erhellte.

Am folgenden Abend ritt ein Herr am Hause vorbei, erblickte den Glanzstein, stieg ab und trat in die Stube, besah den Stein und bot zehn Taler dafür. Der Weber sagte: „Dieser Stein ist mir nicht feil!“ — „Auch nicht für zwanzig Taler?“ fragte der Herr. „Auch nicht,“ antwortete der Leinweber. Jener aber fuhr fort zu bieten und zu bieten, bis er tausend Taler bot, denn der Stein war ein kostbarer Diamant und noch viel mehr wert. Jetzt schlug der Weber ein und war der reichste Mann im Dorfe. Nun hatte die Frau das letzte Wort und sagte: „Siehst du, Mann, wenn ich das Geld nicht zweimal mit fortgegeben hätte! Das hast du doch nur mir zu danken!“ —

Ludwig Bechstein.

Scheiden.

Es iſt beſtimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebſten, was man hat,
muß ſcheiden;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! ſo ſauer fällt als Schei-
den, ja Scheiden.

So dir geſchenkt ein Knöſplein 'was,
So tu es in ein Waſſerglas; doch wiſſe:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl ſchon die Nacht darauf; das
wiſſe, ja wiſſe.

Und hat Gott Liebes dir beſchert,
Und hältſt du es recht innig wert, das
Deine:
Es wird nur wenig Zeit wohl ſein,
Da läßt es dich ſo gar allein; dann weine,
ja weine.

Nun mußt du mich auch recht verſtehn!
Wenn Menſchen auseinandergehn, ſo ſa-
gen ſie:
„Auf Wiederſehn! Auf Wiederſehn!“

E. Freiherr von Feuchtersleben.

Abschied der Zugvögel.

Heimlich und über Nacht ist der Herbst ins Land gekommen. Die Linde auf dem Dorfanger hat gelbe Blätter, und hin und wieder taumelt schon ein müdes Blatt langsam zur Erde.

Die Schwalben sitzen in langen Reihen auf den Gesimsen und dem Telephondraht; sie halten Schule, sagen die Kinder. Nun, dann ist es eine recht vergnügliche Schule, in der hier die jungen Schwalben lernen müssen; sie zupfen sich die Federn zurecht, strecken erst den rechten, dann den linken Flügel, und alle Stimmen klingen in einem krausen Geschwätz durcheinander. Die Jungen fragen nach dem Ziel der weiten Reise, und die Alten haben viel zu erzählen von hohen Gebirgen und weiten Meeresflächen, von gierigen Raubvögeln und den tückischen Fangnetzen der Menschen. Das Geschwätz wird immer lebhafter, krauser und wirrer, bis sich alle zugleich kreischend in die Luft werfen; sie flattern um den Kirchturm, tauchen nieder bis auf den Dorfpfuhl, schießen dicht über dem Boden der staubigen Landstraße hin, schweben auf und nieder, und nach einigen Minuten sind sie von neuem in langer Reihe auf dem schwankenden Sitz des Telephondrahtes versammelt. So treiben sie es tagelang, bis sie eines Morgens verschwunden sind. In der Nacht sind sie weit nach Süden geflogen, erst im nördlichen Afrika finden sie Ruhe und Rast.

Wir wissen nicht, wie der geheimnisvolle Wandertrieb der Zugvögel entstand. Sie verlassen ihre Heimat schon, wenn es in warmen Tagen noch Futter in reicher Fülle gibt, und selbst Gefangene, die aus dem Nest genommen und im Bauer aufgezogen wurden, flattern nächtelang in größter Erregung gegen die Gitterstäbe, bis die Wanderzeit der freien Gesellen vorüber ist. Und merkwürdig, wenn im Frühling die Artgenossen in die Heimat zurückkehren, dann werden die Gefangenen zur selben Zeit wieder unruhig und wollen aus dem Gefängnis heraus.

Bis jetzt ist es nur gelungen, die großen Heerstraßen der wandernden Vögel festzustellen. Die Arbeit ist von den Vogelwarten geleistet worden. Eine ist in Rossitten auf der Kurischen Nehrung, eine andere auf Helgoland. Über diese Orte fliegen im Frühling und Herbst Hunderttausende von Wandervögeln und rasten dort auch. In jedem Jahre werden viele gefangen, und die Männer legen ihnen um den Lauf einen feinen, leichten Aluminiumring, auf dem Ort und Datum steht, und lassen sie wieder fliegen. Wenn ein Jäger einen dieser Vögel fängt oder schießt, so sendet er den Ring an die Vogelwarte zurück, so daß allmählich für jede Vogelart die Wege und die Zeit der Wanderung bestimmt werden können.

Über den geheimnisvollen Trieb zum Wandern erfahren wir dadurch aber nichts, und er wird uns wohl auch ein Geheimnis bleiben.

Tanzliedchen.

Hans Hänsemann, nun blas' einmal,
Mein Kindchen will doch tanzen!
Hat ein buntes Röckchen an,
Rund herum mit Fransen;
Hänsemann, blas immerzu!
Fliegt das Röckchen, fällt der Schuh!

C. F.

Der Wacholderbaum.

Es ist nun schon lange her, — wohl zweitausend Jahre, — da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine schöne fromme Frau, und die hatten sich beide recht lieb; aber sie hatten keine Kinder, sie wünschten sich aber gar sehr welche, und die Frau betete oft darum Tag und Nacht, aber sie kriegten keine und kriegten keine. Vor ihrem Hause war ein Hof, auf dem stand ein Wacholderbaum; unter diesem stand eines Tages im Winter die Frau und schälte sich einen Apfel, und als sie sich den Apfel so schälte, da schnitt sie sich in den Finger, und das Blut floß in den Schnee. „Ach," sagte die Frau und seufzte so recht dabei auf, sah das Blut vor sich an und war tief wehmütig, „hätte ich doch ein Kind, so rot als Blut und so weiß wie Schnee." Und als sie das sagte, so wurde ihr wieder fröhlich zumute, es war ihr, als sollte das wahr werden. Da ging sie wieder ins Haus, und als ein Monat vorbei war, da war der Schnee vergangen, und zwei Monat, da war es grün, und drei Monat, da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monat, da drängten sich alle Bäume in dem Holze, und die grünen Zweige waren alle ineinander gewachsen. Dort sangen die Vöglein, daß das ganze Holz erschallte, und die Blüten fielen von den Bäumen. Da war der fünfte Monat vorbei, und die Frau stand wieder unter dem Wacholderbaum, dort sprang ihr das Herz vor Freude, und sie fiel auf die Knie und wußte sich gar nicht zu lassen. Und als der sechste Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und stark, und sie wurde ganz still, und im siebenten Monat, da griff sie nach den Beeren und aß sich recht satt; da wurde sie traurig und krank. Der achte Monat ging hin, und sie rief ihren Mann und weinte und sagte, wenn ich sterbe, so begrabt mich unter dem Wacholderbaume. Da war sie ganz getrost und freute sich, bis der neunte Monat vorbei war; da kriegte sie ein Kind, so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, und als sie das sah, da freute sie sich so, daß sie starb.

Da begrub ihr Mann sie unter dem Wacholderbaum, und er fing an gar sehr zu weinen. Eine Zeitlang, und das ließ nach, und da er noch ein wenig geweint hatte, da wurde er wieder heiter und noch eine Zeit, da nahm er wieder eine Frau. Mit der zweiten Frau kriegte er eine Tochter, das Kind aber von der ersten Frau war ein kleiner Junge; der war so rot wie Blut und so weiß wie Schnee. Wenn die Frau ihre Tochter ansah, so hatte sie sie gar sehr lieb, aber wenn sie dann den kleinen Jungen ansah, da ging es ihr immer durchs Herz, und es deuchte sie, als stünde er ihr überall im Wege, und sie dachte dann immer, wie sie ihrer Tochter all das Vermögen zuwenden wollte. Das aber hatte ihr der Böse eingegeben. Sie wurde nun dem kleinen Jungen ganz gram, stieß ihn herum von einer Ecke in die andre, puffte ihn hier und knuffte ihn dort, so daß das arme Kind immer in Angst war. Wenn es aus der Schule kam, hatte es nicht, wo es ruhig sitzen konnte.

Einmal war die Frau in die Kammer gegangen, da kam das kleine Töchterchen auch herauf und sagte: „Mutter, gib mir einen Apfel." „Ja, mein Kind," sagte die Frau und gab ihr einen schönen Apfel aus der Kiste; die Kiste aber hatte einen großen, schweren Deckel

mit einem großen, scharfen, eisernen Schlosse. „Mutter," sagte das Töchterchen, „soll Brüderchen nicht auch einen haben?" Das verdroß die Frau, doch ließ sie's nicht merken und sagte: „Ja, wenn er aus der Schule kommt." Und als sie ihn durch das Fenster gewahr wurde, so war ihr doch gerade so, als wenn der Böse über sie käme. Schnell nahm sie der Tochter den Apfel wieder weg und sagte: „Du sollst nicht eher einen haben als der Bruder." Darauf warf sie den Apfel in die Kiste und machte sie zu. Als nun der kleine Junge in die Türe trat, da sagte sie ganz freundlich zu ihm: „Mein Sohn, willst du einen Apfel haben?" und sah ihn dabei ganz böse an. „Mutter," sagte der kleine Junge, „was siehst du mich so grausig an? ja, gib mir einen Apfel!" „Komm mit mir," sagte sie und machte den Deckel auf. „Hol' dir einen Apfel heraus." Und als sich der kleine Junge hineinbückte, — da rät ihr der Böse. — Bratsch! schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf des kleinen Jungen abflog, und unter die roten Äpfel fiel. Da überlief es sie, und sie dachte in großer Angst: „Wie kann ich das wohl von mir abbringen?" Da ging sie hinunter in die Stube und holte aus der untersten Schublade der Kommode ein weißes Tuch; nun setzte sie den Kopf auf den Leib und band das Halstuch so um, daß man nichts sehen konnte, dann setzte sie ihn vor die Tür auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Bald darauf kam Marlenchen zu ihrer Mutter in die Küche, die stand beim Feuer und rührte immer in einem Topfe. „Mutter," sagte Marlenchen, „Bruder sitzt vor der Tür und sieht ganz weiß aus; er hat einen Apfel in der Hand; ich habe ihn gebeten, er soll mir den Apfel geben, aber er antwortet nicht, und da wurde mir ganz graulich." „Geh noch einmal hin," sagte die Mutter, „und wenn er wieder nicht antworten will, so gib ihm eins hinter die Ohren." Da ging Marlenchen hin und sagte: „Bruder, gib mir den Apfel?" Aber er schwieg still, da gab sie ihm eins an die Ohren, und da fiel der Kopf herunter; darüber nun erschrak sie und fing an gar sehr zu weinen; sie lief zur Mutter und sagte: „Ach Mutter, ich hab' meinem Bruder den Kopf abgeschlagen," und weinte und weinte und wollte sich nicht zufrieden geben. „Marlenchen," sagte die Mutter, „was hast du getan! Aber sei nur still, daß es kein Mensch merkt, das ist nun doch einmal nicht zu ändern; wir wollen ihn in Essig kochen." Da nahm die Mutter den kleinen Jungen, hackte ihn in Stücke, tat sie in einen Topf und kochte ihn in Essig. Marlenchen aber stand dabei und weinte und weinte, und die Tränen fielen alle in den Topf, so daß sie gar kein Salz brauchten.

Da kam der Vater nach Haus, setzte sich zu Tisch, und sagte: „Wo ist denn mein Sohn?" Da trug die Mutter eine große, große Schüssel auf mit Schwarzsauer, und Marlenchen weinte und konnte sich gar nicht halten. Da sagte der Vater wieder: „Wo ist denn mein

Sohn?" „Ach," sagte die Mutter, „er ist über Land gegangen zum Großohm, er will dort eine Zeitlang bleiben." „Was tut er denn dort? Er hat nicht einmal Adieu zu mir gesagt." „Er wollte gern hin und fragte mich, ob er wohl sechs Wochen bleiben könnte, er ist ja dort gut aufgehoben." „Ach!" sagte der Mann, „ich bin recht traurig, und es ist doch nicht recht, er hätte mir doch Adieu sagen sollen." Damit fing er an zu essen und sagte: „Marlenchen, was weinst du? Bruder wird wohl wiederkommen." „Ach, Frau," sagte er dann, „was schmeckt mir das Essen gut, gib mir mehr!" Und je mehr er aß, je mehr wollte er haben, und er sagte immer: „Gebt mir mehr, ihr sollt nichts davon haben, das ist, als wenn das alles mein wäre." Und er aß und aß, und die Knochen warf er alle unter den Tisch, bis alles alle war. Marlenchen aber ging hin zu ihrer Kommode und nahm aus der untersten Schublade ihr bestes seidenes Tuch; holte alle die Knochen unter dem Tische hervor, band sie in das seidene Tuch und trug sie vor die Tür und weinte ihre blutigen Tränen. Dort legte sie sie unter den Wacholderbaum in das grüne Gras, und als sie sie dort hingelegt hatte, da war ihr mit einem Male so recht leicht, und sie weinte nicht mehr. Da fing der Wacholderbaum an sich zu bewegen, und die Zweige taten sich immer voneinander und dann wieder zusammen, so als wenn sich einer recht freut, und mit den Händen so tut. Damit ging durch den Baum ein Nebel, und durch den Nebel brannte ein Feuer, und aus dem Feuer flog ein schöner Vogel heraus, der sang so herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Wacholderbaum, wie er vorher gewesen war, aber das Tuch mit den Knochen war weg. Marlenchen aber war recht vergnügt, als ob der Bruder noch lebte. Da ging sie wieder ganz lustig in das Haus, setzte sich zu Tisch und aß.

Der Vogel aber flog weg, setzte sich auf eines Goldschmieds Haus und fing nun an zu singen:

„Meine Mutter, die mich schlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester das Marlenichen
Sucht alle meine Beenichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich."

Der Goldschmied saß in seiner Werkstatt und machte gerade eine goldene Kette, da hörte er den Vogel, der auf seinem Dache saß und sang, und das deuchte ihm gar zu schön. Da stand er auf, und als er über den Flur ging, da verlor er einen Pantoffel. Er ging aber so recht mitten in die Straße hin, und hatte nur einen Pantoffel und einen Socken an. Er hatte sein Schurzfell vor, und in der einen Hand die goldene Kette und in der andern Hand die Zange; die Sonne schien so hell auf die Straße. Da stellte er sich so, daß er den Vogel gut sehen konnte. „Vogel," sagte er, „wie schön kannst du singen! Sing' mir das Stück nochmal." „Nein," sagte der Vogel, „zweimal singe ich nicht umsonst. Gib mir die goldene Kette, so will ich es nochmals singen." „Da," sagte der Goldschmied, „hast du die goldene Kette, nun singe es mir nochmal." Da kam der Vogel, nahm die goldene Kette ins rechte Pfötchen, setzte sich vor den Goldschmied hin und sang:

„Meine Mutter, die mich schlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester das Marlenichen
Sucht alle meine Beenichen,

Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich."

Da flog der Vogel weg und ſetzte ſich auf das Dach eines Schuſters und ſang:

„Meine Mutter, die mich ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen
Sucht alle meine Beenichen,
Bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich."

Als der Schuſter das hörte, lief er in Hemdsärmeln vor ſeine Tür, ſah nach ſeinem Dache und mußte die Hand vor die Augen halten, damit ihn die Sonne nicht blende. „Vogel,"

sagte er, „was kannst du schön singen!“ Da rief er in seine Tür hinein: „Frau, komm mal heraus, da ist ein Vogel, der kann mal schön singen.“ Dann rief er auch seine Tochter, seine Kinder und Gesellen, die Lehrjungen und die Magd, und sie kamen alle auf die Straße und sahen den Vogel an, und wie schön er war; er hatte so schöne rote und grüne Federn, und um den Hals war es wie lauter Gold, und die Augen blinkten ihm im Kopfe wie Sterne. „Vogel,“ sagte der Schuster, „nun sing' mir das Stück nochmal.“ „Nein,“ sagte der Vogel, „zweimal singe ich nicht umsonst, du mußt mir was schenken.“ „Frau,“ sagte der Mann, „gehe in den Laden, auf dem obersten Brett da stehen ein Paar rote Schuh', die bring' heraus.“ Da ging die Frau hin und holte die Schuh'. „Da, Vogel,“ sagte der Mann, „nun sing' mir das Stück nochmal.“ Da kam der Vogel, nahm die Schuhe mit dem linken Pfötchen, flog wieder auf das Dach und sang:

„Meine Mutter, die mich schlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester das Marlenichen
Sucht alle meine Beenichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.“

Als er ausgesungen hatte, da tat er die Flügel auseinander, und hatte in dem rechten Pfötchen die Kette, in dem linken die Schuhe und um den Hals den Mühlstein und flog fort damit nach seines Vaters Hause. In der Stube saßen der Vater, die Mutter und Marlenchen bei Tisch, und der Vater sagte: „Ach, wie wird mir so leicht und wohl zumute.“ „Ach nein,“ sagte die Mutter, „mir ist es angst, als wenn ein schweres Gewitter käme.“ Marlenchen aber saß und weinte und weinte; da kam der Vogel angeflogen, und als er sich auf das Dach setzte, sagte der Vater: „Mir ist so recht freudig ums Herz, und die Sonne scheint draußen so schön, mir ist gerade, als sollte ich einen alten Bekannten wiedersehen.“ „Ach nein,“ sagte die Frau, „mir ist so angst, die Zähne klappern mir, mir ist, als hätte ich Feuer in den Adern.“ Aber Marlenchen saß in der Ecke und weinte, und hatte ein Tuch vor den Augen, und weinte das Tuch ganz naß. Da setzte sich der Vogel auf den Wacholderbaum und sang:

„Meine Mutter, die mich schlacht',

Da hielt die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zusammen, denn sie wollte nicht sehen noch hören; aber das brauste ihr in den Ohren wie der stärkste Sturm, und die Augen brannten und zuckten ihr wie Blitze.

Mein Vater, der mich aß,

„Ach Mutter,“ sagte der Mann, „das ist ein schöner Vogel, der singt so herrlich, die Sonne scheint so warm, und das riecht wie lauter Maiblumen.“

Meine Schwester das Marlenichen

Da legte Marlenchen den Kopf auf die Kniee und weinte immerfort, der Mann aber sagte: „Ich gehe hinaus, ich muß den Vogel in der Nähe sehen.“ „Ach, geh' nicht,“ sagte die Frau, „mir ist's, als bebte das ganze Hans und stände in Flammen.“ Aber der Mann ging hinaus und sah den Vogel an.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich."

Dabei ließ der Vogel die goldene Kette fallen, und sie fiel dem Manne just um den Hals, gerade so, daß sie ihm so recht schön paßte. Da ging er hinein und sagte: „Sieh, was ist das für ein guter Vogel; er hat mir diese schöne Kette geschenkt, und er sieht so prächtig aus." Der Frau aber wurde so angst, daß sie niederstürzte, wobei ihr die Mütze vom Kopfe fiel. Da sang der Vogel wieder:

„Meine Mutter, die mich schlacht',

„Ach, daß ich tausend Klafter unter der Erde wäre, damit ich das nicht hören müßte."

Mein Vater, der mich aß,

Da fiel die Frau für tot nieder.

Meine Schwester das Marlenichen

„Ach," sagte Marlenchen, „ich will auch hinausgehen und sehen, ob mir der Vogel was schenkt." Und da ging sie hinaus.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,

Da warf er ihr die Schuhe herunter.

Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich."

Da wurde sie ganz vergnügt und fröhlich; sie zog die neuen roten Schuhe an, tanzte und sprang ins Haus. „Ach," sagte sie, „ich war so traurig, als ich hinausging, und nun bin ich lustig; das ist 'mal ein herrlicher Vogel, hat mir ein Paar Schuhe geschenkt." „Nein," sagte die Frau und sprang auf, und die Haare standen ihr zu Berge wie Feuerflammen, „mir ist, als sollte die Welt untergehen! Ich will auch hinaus, vielleicht wird es mir auch leichter." Und als sie aus der Tür kam, bratsch! warf ihr der Vogel den Mühlstein auf den Kopf, daß sie ganz zerquetscht wurde. Als der Vater und Marlenchen das hörten, gingen sie hinaus, da sahen sie Dampf, Flammen und Feuer auf der Stelle, und als das verloschen war, da stand der kleine Bruder da, der nahm den Vater und Marlenchen bei der Hand. Alle drei waren nun recht vergnügt und gingen in das Haus, setzten sich zu Tische und aßen.

L. Bechstein.

Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Ps. 145.

LUDWIG RICHTER GEZ· AUGUST GABER GEST·

Wachtelruf.

Röppt ei Vagel achtern Knick:
Witt bün ick, witt bün ick!
Vagel segg wat sleist du?

Vagel segg wat deist du?
Uten Roggen röppt he glicks:
Flick de Büx, flick de Büx!

Klaus Groth.

Der Hase und der Fuchs.

Ein Hase und ein Fuchs reisten beide miteinander. Es war Winterszeit, grünte kein Kraut, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. „Das ist ein hungriges Wetter," sprach der Fuchs zum Hasen, „mir schnurren alle Gedärme zusammen." — „Ja wohl," antwortete der Hase. „Es ist überall Dürrhof, und ich möchte meine eignen Löffel fressen, wenn ich damit ins Maul langen könnte."

So hungrig trabten sie miteinander fort. Da sahen sie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korb kam dem Fuchs und dem Hasen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Semmeln. „Weißt du was?" sprach der Fuchs, „lege dich hin der Länge nach und stelle dich tot. Das Mädchen wird seinen Korb hinstellen und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen, denn Hasenbälge geben Handschuhe; derweilen erwische ich den Semmelkorb, uns zum Troste."

Der Hase tat nach des Fuchses Rat, fiel hin und stellte sich tot, und der Fuchs duckte sich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle Viere von sich streckte, stellte richtig den Korb hin und bückte sich nach dem Hasen. Jetzt wischte der Fuchs hervor, erschnappte den Korb und strich damit querfeldein; gleich war der Hase lebendig und folgte eilend seinem Begleiter. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Miene, die Semmeln zu teilen, sondern ließ merken, daß er sie allein fressen wollte. Das vermerkte der Hase sehr übel. Als sie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, sprach der Hase zum Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fische verschafften? Wir haben dann Fische und Weißbrot, wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz ein wenig ins Wasser, so werden die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. Eile aber, ehe der Weiher zufriert."

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging an den Weiher, der eben zufrieren wollte, und hing seinen Schwanz hinein, und eine kleine Weile, so war der Schwanz des Fuchses fest angefroren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich, eine nach der andern, und sagte zum Fuchs: „Warte nur bis es auftaut, warte nur bis ins Frühjahr, warte nur bis es auftaut!" und lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach wie ein böser Hund an der Kette.

Ludwig Bechstein.

Der Bettler.

Ein alter Mann, ein armer Mann
Spricht euch um eine Wohltat an,
Von eurem Tisch ein Stücklein Brot!
Erbarmt euch mein in meiner Not,
Tut es um Gotteswillen!

In Sturm und Wetter, arm und blaß,
Geboren bin ich auf der Straß';
Und auf der Straß' in Sturm und Wind
Erzogen arm, ein Bettelkind.
Drauf, wie ich kräftig worden bin,
Da starben mir die Eltern hin.
Da dacht ich denn: Soldatentod
Ist besser doch wie Bettelbrot. —
Ich hab in schwarzer Wetternacht
Vor Zelt und Fahnen oft gewacht.
Gefochten hab' ich wie ein Mann,
Manch feindlich Blut vom Säbel rann.
Vor mancher Batterie ich stritt,
Wohl zwanzig Schlachten macht' ich mit,

Und treu und tapfer, sicherlich,
Schlug ich durch Schwert und Kugeln mich,
Bis sie zuletzt mit lahmem Arm
Mich heimgeschickt, daß Gott erbarm!
Ach ja, durch Gottes Willen.

„Komm, armer Mann!
Ich geb dir, was ich geben kann.
Und weiter helf der liebe Gott
Und geb' dir Trost in deiner Not.“ —

Vergelt's der Herr und dank dir Gott!
Du zarter Engel weiß und rot.
Er geb' dir einen braven Mann. —
Was siehst mich so beweglich an?
Hast auch wohl einen Schatz im Zelt,
Mit Schwert und Roß im weiten Feld?
Erspar' der Herr dir Weh und Leid,
Geb' deinem Schatz ein gut Geleit
Und bring' gesund ihn wieder her!

Es geht jetzt scharf im Felde her;
Vielleicht, daß ich dir sagen kann — —
Du wirst ja blaß! Was siehst mich an? — —
Ich denk', den Bart werf' ich zur Seit'
Und auch das falsche Bettelkleid!
Und jetzt schau her und kennst mich noch?
Gott geb, ich bin willkommen doch! — —

„Herr Jesus, der Friedel, mein Friedel ist da!
Willkommen, willkommen! da hab ich dich ja! —
Wo immer ich ging, im Feld und im Wald,
Da war mir, als säh' ich auch deine Gestalt!
Wie ist dir gefolgt mein bekümmertes Herz
Durch Schwerter und Kugeln, in Hoffnung und Schmerz
Mit Beten und Weinen! Gott hat mir willfahrt
Und hat meinen Friedel vor Unglück bewahrt.
Wie klopft mir's im Busen, ich bin ja bei dir!
Ach Mutter! so komm doch, mein Friedel ist hier!“

J. P. Hebel.

Volkslied.

Ich habe mein Feinsliebchen, ich habe mein Feinsliebchen
So lange nicht gesehn, so lange nicht gesehn.

Ich sah sie gestern abend, ich sah sie gestern abend
Wohl in der Türe stehn, wohl in der Türe stehn.

Sie sagt, ich sollt sie küssen, die Mutter sollt's nicht wissen.
Die Mutter ward's gewahr, daß jemand bei ihr war.

„Ach Mädel, willst du freien? Es wird dich bald gereuen!
Gereuen wird es dich, daß du verläßest mich!

Wenn alle jungen, jungen Mädelchen mit ihren grünen,
grünen Kränzelchen
Wohl auf den Tanzboden gehn, wohl auf den Tanz-
boden gehn;

So mußt du junges Weibchen mit deinem zarten Leibchen
Wohl an der Wiege stehn, wohl an der Wiege stehn.

Mußt singen Ru- Ru- Rinnchen, schlaf du, mein süßes
Kindchen,
Schlaf du in guter Ruh, tu deine Äuglein zu."

Ach hätt' das Feuer nicht so sehr gebrennt, so wär die
Lieb nicht angezündt.
Das Feuer brennt so sehr, die Liebe noch viel mehr.

Das Feuer kann man löschen, die Liebe nicht vergessen,
Ja nun und nimmermehr, ja nun und nimmermehr.

Wir Vögel.

Wul achtern Wall to schuern,
Wul mank dat Gras to liggn:
Dar is dat nett to luern,
Dar is dat smuck to singn;
Dar stiggt de Lurk uns aewern Kopp,
De Iritsch sett sik dal,
Dar singt wi Vageln alltohop,
Wi Vageln alltomal.

Klaus Groth.

Das Nußzweiglein.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der mußte in seinen Geschäften in fremde Länder reisen. Da er nun Abschied nahm, sprach er zu seinen drei Töchtern: „Liebe Töchter, ich möchte euch gerne bei meiner Rückkehr eine Freude bereiten, sagt mir daher, was ich euch mitbringen soll." Die älteste sprach: „Lieber Vater, mir eine schöne Perlenhalskette!" Die andere sprach: „Ich wünschte mir einen Fingerring mit einem Demantstein." Die jüngste schmiegte sich an des Vaters Herz und flüsterte: „Mir ein schönes grünes Nußzweiglein, Väterchen." — „Gut, meine lieben Töchter!" sprach der Kaufmann, „ich will mir's aufmerken und nun lebet wohl."

Weit fort reisete der Kaufmann und machte große Einkäufe, gedachte aber auch treulich der Wünsche seiner Töchter. Eine kostbare Perlenhalskette hatte er bereits in seinen Reisekoffer gepackt, um seine Älteste damit zu erfreuen, und einen gleich wertvollen Demantring hatte er für die mittlere Tochter eingekauft. Einen grünen Nußzweig aber konnte er nirgends gewahren, wie er sich auch darum bemühte. Auf der Heimreise ging er deshalb große Strecken zu Fuß und hoffte, da sein Weg ihn vielfach durch Wälder führte, endlich einen Nußbaum anzutreffen; doch dies war lange vergeblich, und der gute Vater fing an betrübt zu werden, daß er die harmlose Bitte seines jüngsten und liebsten Kindes nicht zu erfüllen vermochte.

Endlich, als er so betrübt seines Weges dahinzog, der ihn just durch einen dunklen Wald und an dichtem Gebüsch vorüberführte, stieß er mit seinem Hut an einen Zweig, und es raschelte, als fielen Schloßen darauf; wie er aufsah, war's ein schöner grüner Nußzweig, daran eine Traube goldener Nüsse hing. Da war der Mann sehr erfreut, langte mit der Hand empor und brach den herrlichen Zweig ab. Aber in demselben Augenblicke schoß ein wilder Bär aus dem Dickicht und stellte sich auf die Hintertatzen, als wollte er den Kaufmann gleich zerreißen. Und mit furchtbarer Stimme brüllte er: „Warum hast du meinen Nußzweig abgebrochen, du? warum? ich werde dich auffressen!" Bebend vor Schreck sprach der Kaufmann: „O lieber Bär, friß mich nicht und laß mich mit dem Nußzweiglein meines Weges ziehen, ich will dir auch einen großen Schinken und viele Würste dafür geben!

Aber der Bär brüllte wieder: „Behalte deinen Schinken und deine Würste! Nur wenn du mir versprichst, mir dasjenige zu geben, was dir zu Hause am ersten begegnet, so will ich dich nicht fressen.“ Dies ging der Kaufmann gerne ein, denn er gedachte, wie sein Pudel gewöhnlich ihm entgegenlaufe, und diesen wollte er, um sich das Leben zu retten, gerne opfern. Nach derbem Handschlag trappte der Bär ruhig ins Dickicht zurück, und der Kaufmann schritt rasch und fröhlich von dannen.

Der goldene Nußzweig prangte herrlich am Hut des Kaufmanns, als er seiner Heimat zueilte. Wie erschrak aber der Kaufmann, als seine jüngste Tochter die erste war, die ihm entgegenflog! Bekümmert erzählte er, was ihm mit dem Nußzweig widerfahren. Da weinten nun alle und wurden betrübt, doch zeigte die jüngste Tochter den meisten Mut und nahm sich vor, des Vaters Versprechen zu erfüllen. Auch ersann die Mutter bald einen guten Rat und sprach: „Ängstigen wir uns nicht, meine Lieben, sollte ja der Bär kommen, so geben wir ihm, anstatt unserer jüngsten, die Hirtentochter; mit dieser wird er auch zufrieden sein.“ Dieser Vorschlag galt, und die Töchter waren wieder fröhlich und freuten sich recht über die schönen Geschenke. Die jüngste trug ihren Nußzweig immer bei sich; sie gedachte bald gar nicht mehr an den Bären und an das Versprechen ihres Vaters.

Aber eines Tages rasselte ein dunkler Wagen durch die Straße vor das Haus des Kaufmanns und der häßliche Bär stieg heraus und trat brummend in das Haus und vor den erschrockenen Mann, die Erfüllung seines Versprechens begehrend. Schnell und heimlich wurde die Hirtentochter herbeigeholt, schön geputzt und in den Wagen des Bären gesetzt. Und die Reise ging fort. Draußen legte der Bär sein wildes zotteliches Haupt auf den Schoß der Hirtin und brummte:

„Kraue mich, krabble mich
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich fress' dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen fing an zu krabbeln; aber sie machte es dem Bären nicht recht, und er merkte, daß er betrogen war; da wollte er die geputzte Hirtin fressen, doch diese sprang in ihrer Todesangst rasch aus dem Wagen.

Darauf fuhr der Bär abermals vor das Haus des Kaufmanns und forderte furchtbar drohend die rechte Braut. So mußte denn das liebliche Mägdelein herbei, um nach schwerem bitterem Abschied mit dem häßlichen Bräutigam fortzufahren. Draußen brummte er wieder, seinen rauhen Kopf auf des Mädchens Schoß legend:

„Kraue mich, krabble mich
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich fress' dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen krabbelte, und so sanft, daß es ihm behagte, und daß sein furchtbarer Bärenblick freundlich wurde, so daß allmählich die arme Bärenbraut einiges Vertrauen zu ihm gewann. Die Reise dauerte gar nicht lange, denn der Wagen fuhr ungeheuer schnell, als brause ein Sturmwind durch die Luft. Bald kamen sie in einen sehr dunklen Wald, und dort hielt plötzlich der Wagen vor einer finsteren Höhle. Die war die Wohnung des Bären. O wie zitterte das Mädchen! Und zumal da der Bär zu ihr sprach: „Hier sollst du wohnen, Bräutchen, und glücklich sein, so du drinnen dich brav benimmst, daß mein wildes Getier dich nicht zerreißt.“ Und er schloß, als beide in der dunklen Höhle einige

Schritte getan, eine eiserne Tür auf und trat mit der Braut in ein Zimmer, das voll von giftigem Gewürm angefüllt war, welches ihnen gierig entgegenzüngelte. Und der Bär brummte seinem Bräutchen ins Ohr:

„Sieh dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, so hast du Ruh!"

Da ging auch das Mädchen, ohne sich umzublicken, durch das Zimmer, und es regte und bewegte sich so lange kein Wurm. Und so ging es noch durch zehn Zimmer, und das letzte war von den scheußlichsten Kreaturen angefüllt, Drachen und Schlangen, giftgeschwollenen Kröten, Basilisken und Lindwürmern. Und der Bär brummte in jedem Zimmer:

„Sieh dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, so hast du Ruh!"

Das Mädchen zitterte und bebte vor Angst wie ein Espenlaub, doch blieb sie standhaft, sah sich nicht um, nicht rechts, nicht links. Als sich aber das zwölfte Zimmer öffnete, strahlte den beiden ein glänzender Lichtschimmer entgegen, es erschallte drinnen eine liebliche Musik und es jauchzte überall wie Freudengeschrei, wie Jubel. Ehe sich die Braut nur ein wenig besinnen konnte, tat es einen furchtbaren Donnerschlag, also, daß sie dachte, es breche Erde und Himmel zusammen. Aber bald war es wieder ruhig. Der Wald, die Höhle, die Gifttiere, der Bär, — alles war verschwunden; ein prächtiges Schloß, mit goldgeschmückten Zimmern und schön gekleideter Dienerschaft stand dafür da, und der Bär war ein schöner junger Fürst geworden, der sie nun an das Herz drückte, und ihr tausendmal dankte, daß sie ihn und seine Diener so liebreich erlöset.

Die junge Fürstin trug aber noch immer ihren schönen Nußzweig am Busen. Und er verwelkte niemals.

Ludwig Bechstein.

Die Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu,

Sah zu der blanken Säge —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein!

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh!"

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

Die dankbaren Tiere.

Es reiste einst ein Pilger über Land, der kam auf seinem Wege durch den Wald an eine Wolfsgrube und nahm wahr, daß etwas Lebendiges darin sei. Und wie er hinunterblickte, so sah er darin einen Menschen, der war ein Goldschmied, und bei ihm war ein Affe, eine Schlange und eine Ringelnatter; die waren alle vier unversehens in die Grube gefallen. Da gedachte der Pilger bei sich: Übe Barmherzigkeit mit den Elenden und hilf den Menschen von seinen Feinden, warf ein Seil in die Grube und hielt das eine Ende fest in der Hand, willens, den Goldschmied heraufzuziehen; schnell sprang aber der Affe zu, kletterte herauf und sprang aus der Grube. Zum andernmal warf der Waller das Seil hinab, da ringelte sich die Natter daran empor. Und zum drittenmal erfaßte die Schlange das Seil und kam auch zutage. Diese drei Tiere dankten dem Waller für seine Güte und sprachen zu ihm: „Was du uns Gutes getan, das wollen wir dir wieder zu vergelten suchen, und wann dich dein Weg in unsre Nähe trägt, so magst du auf uns rechnen, daß wir nach Kräften dir zu Diensten sind; sei aber treulich gewarnt vor dem Menschen da drunten, denn nichts, was da lebt, ist so undankbar, wie er. Dieses haben wir erfahren und sagen es dir an, daß du wissest dich zu verhalten."

Damit schieden die drei Tiere von dem Pilger, dieser aber gedachte an seine Pflicht, daß dem Menschen zieme, dem Menschen zu helfen, und warf das Seil wiederum in die Grube und zog den Goldschmied heraus. Dieser bedankte sich mit vielen Worten für die Gnade und Barmherzigkeit, die der Pilger an ihm getan, und bat, ihn ja in der Königsstadt zu besuchen, und verließ ihn.

Auf seinem Weiterwege kam der Waller an den Ort, wo der Affe, die Natter und die Schlange wohnten. Die freuten sich, und der Affe brachte dem Waller, der sehr ermattet war, Obst und süße Feigen, die Natter zeigte ihm eine kühle, angenehme Grotte, wo er ruhen und rasten konnte, und legte sich davor und bewachte seinen Schlaf; denn niemand wagte sich dorthin, wo die große Natter lag. Die Schlange aber schlüpfte in die Königsburg und stahl dort einige güldene Kleinode, die gab sie dem Waller zur Verehrung, sagte ihm aber nicht, woher sie sie hatte. Als der in die Königsstadt kam, suchte er den Goldschmied auf; dem zeigte er die Kleinode und bot sie ihm zum Kaufe an. Der Goldschmied sah, daß sie des Königs Eigentum waren, schwieg still, ging zum Könige und zeigte an, daß er den Dieb seiner Kleinode in seinem Hause gefangen habe. Dafür empfing er eine stattliche Belohnung, und der König sandte seine Häscher, die fingen den Waller, schlugen ihn, führten ihn durch die Straßen und hinaus zum Galgen, um ihn zu henken. Da gedachte der alte Mann auf dem Wege an die Warnung der Tiere und seufzte laut: „O, hätte ich euren Rat befolgt, ihr treuen Tiere, so wäre diese Trübsal mir nicht beschieden worden!"

Nun hatte die Schlange just ihre Wohnung an dem Weg, der zum Hochgericht führte, und hörte die Klagerede des unschuldigen Mannes, an dessen Unglück sie mit schuld war, und betrübte sich und dachte darauf, wie sie ihm helfe. Da nun der Königssohn, ein junger Knabe, auch des Wegs geführt ward, damit er des Diebes Strafe zusehe, kroch sie hin und

biß ihn in das Bein, daß es bald aufschwoll. Da blieb alles Volk erschrocken stehen, und man sandte eiligst nach Ärzten und nach Astrologen, womöglich zu helfen. Die Ärzte brachten Theriak herbei, eine Arznei, die gepriesen war gegen den Schlangenbiß, er half jedoch nichts. Die Astrologen aber lasen in den Sternen, daß der zum Tode geführte Waller unschuldig war, und der Königsknabe rief selbst mit heller Stimme: „Bringt mir den Pilger her, daß dieser seine Hand auf meine Wunde lege, so werde ich heil sein!"

Da wurde der Pilger vor den König geführt, der fragte nach seinen Schicksalen, und der Pilger erzählte dem König alles getreulich, von den guten, dankbaren Tieren und dem schändlichen Undank des Goldschmieds. Und dann hob er Hände und Augen zum Himmel und flehte: „O allmächtiger Gott, so wahr es ist, daß ich unschuldig bin an dem Diebstahl, so wahr wird meine Hand diesen Menschen heilen!" — Und da wurde von Stund' an der Königssohn gesund. Als das der König sah, ward sein Herz froh und freudevoll, und er ehrte den Pilger mit köstlichen Gaben, ließ ihm auch alle Kleinode, um derentwillen der Pilger Todesangst ausgestanden hatte. Der Goldschmied aber wurde zur Stelle gehenkt, zur Strafe seines großen und schwarzen Undanks.

Ludwig Bechstein.

Im Sommer.

„Ne, Gevatter, was soll daraus werden, wo werden wir Ochsen herkriegen, wenn die Dürre und der Futtermangel so fortdauert?"

„Nischt da, Gevatter, so lange wir beide leben, soll es an Ochsen nicht fehlen."

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't;
Gedeckt, gemauert ist es nicht;
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Tür
Bald fromme Kindlein springen für. —
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

L. Uhland.

Agathe an der Bahre ihres Paten.

Agathe komm! Hab keine Angst;
Ich denk mir schon, wovor du bangst.
Komm, sieh dem Paten ins Gesicht,
Ihm ist so wohl, so wein' doch nicht!

Er liegt so still und freundlich dort,
Man meint, er hört noch jedes Wort.
Ach Jesus, sieh, er lächelt still,
Als wenn er noch was sagen will.

An schwerer Krankheit litt der Mann,
Er sagt: „Es greift mich nichts mehr an;
Der Tod hat meinen Wunsch erfüllt,
Mein hitzig Fieber ist gestillt."

Auch mancher Kummer focht ihn an;
Er sagt: „Der ficht mich nicht mehr an,
Und geht's auf Erden wie es will,
Im Kirchhof unten ist es still."

Sein Nachbar war ein böser Mann.
Jetzt denkt der Pate nicht mehr dran,
Er sagt: „Wo's fehlt, da tröst' ihn Gott,
Und geb' ihm einen sanften Tod!"

Ihm selbst hing mancher Fehler an.
Was tut's, wir denken nicht mehr dran.
Er sagt: „Jetzt bin ich davon frei,
Mein Herz war niemals schlecht dabei."

Er schläft und sieht dich nicht mehr an;
Wie lacht er sonst sein Patchen an!
Er sagt: „Will's Gott, so wird's geschehn,
Daß wir uns droben wiedersehn."

Agathe, geh und denk daran!
Dein Pate war ein braver Mann;
Geh, liebes Kind, und halt dich gut,
Bis auch dein Stündlein schlagen tut.

J. P. Hebel.

Der zufriedene Landmann.

Ich denk, ich lang' mal in den Sack
Und schmauch mein Pfeifel Rauchtoback,
Und fahr jetzt heim mit Egg' und Pflug,
Der Bleß' meint auch, es sei genug.

Mir schmeckt's gottlob, mir ist's gesund,
Der Weizen liegt im feuchten Grund,
Und mit dem Tau im Morgenrot,
Mit seinem Hauch erquickt ihn Gott.

Und meine Anne flink und frisch,
Sie deckt daheim mir schon den Tisch.
Und Mädel hab' ich, kerngesund,
Und lust'ge Jungen, derb und rund.

Drum schmeckt mir auch mein Pfeifel hier,
Ich denk, ich stopf's von neuem mir.
Zum frohen Sinn, zum freien Mut,
Und heimwärts schmeckt doch alles gut!

J. P. Hebel.

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle,
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns allewege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Matthias Claudius.

Siebenschön.

Es waren einmal in einem Dorfe ein paar arme Leute, die hatten ein kleines Häuschen und nur eine einzige Tochter, die war wunderschön und gut über alle Maßen. Sie arbeitete, fegte, wusch, spann und nähte für sieben, und war so schön wie sieben zusammen, darum ward sie Siebenschön geheißen. Aber weil sie ob ihrer Schönheit immer von den Leuten angestaunt wurde, schämte sie sich und nahm Sonntags, wenn sie in die Kirche ging — denn Siebenschön war auch frömmer wie sieben andere, und das war ihre größte Schönheit, — einen Schleier vor ihr Gesicht. So sah sie einstens der Königssohn und hatte seine Freude über ihre edle Gestalt, ihren herrlichen Wuchs, so schlank wie eine junge Tanne, aber es war ihm leid, daß er vor dem Schleier nicht auch ihr Gesicht sah, und fragte seiner Diener einen: „Wie kommt es, daß wir Siebenschöns Gesicht nicht sehen?" — „Das kommt daher," antwortete der Diener, „weil Siebenschön so sittsam ist." Darauf sagte der Königssohn: „Ist Siebenschön so sittsam zu ihrer Schönheit, so will ich sie lieben mein Leben lang und will sie heiraten. Gehe du hin und bringe ihr diesen goldnen Ring von mir und sage ihr, ich habe mit ihr zu reden, sie solle abends zu der großen Eiche kommen." Der Diener tat, wie ihm befohlen war, und Siebenschön glaubte, der Königssohn wolle ein Stück Arbeit bei ihr bestellen, ging daher zur großen Eiche, und da sagte ihr der Prinz, daß er sie lieb habe um ihrer großen Sittsamkeit und Tugend willen und sie zur Frau nehmen wolle. Siebenschön aber sagte: „Ich bin ein armes Mädchen, und du bist ein reicher Prinz, dein Vater würde sehr böse werden, wenn du mich wolltest zur Frau nehmen." Der Prinz drang aber noch mehr in sie, und da sagte sie endlich, sie wolle sich's bedenken, er solle ihr ein paar Tage Bedenkzeit gönnen. Der Königssohn konnte aber unmöglich ein paar Tage warten, er schickte schon am folgenden Tage Siebenschön ein Paar silberne Schuhe und ließ sie bitten, noch einmal unter die große Eiche zu kommen. Da sie nun kam, fragte er schon, ob sie sich besonnen habe? Sie aber sagte, sie habe noch keine Zeit gehabt sich zu besinnen, es gebe im Haushalt gar viel zu tun, und sie sei ja doch ein armes Mädchen und er ein reicher Prinz, und sein Vater werde sehr böse werden, wenn er, der Prinz, sie zur Frau nehmen wolle. Aber der Prinz bat von neuem und immer mehr, bis Siebenschön versprach, sich gewiß zu bedenken und ihren Eltern zu sagen, was der Prinz im Willen habe. Als der folgende Tag kam, da schickte der Königssohn ihr ein Kleid, das war ganz von Goldstoff, und ließ sie abermals zu der Eiche bitten. Aber als nun Siebenschön dahinkam, und der Prinz wieder fragte, da mußte sie wieder sagen und klagen, daß sie abermals gar zu viel und den ganzen Tag zu tun gehabt, und keine Zeit zum Bedenken, und daß sie mit ihren Eltern von dieser Sache auch noch nicht habe reden können, und wiederholte auch noch einmal, was sie dem Prinzen schon zweimal gesagt hatte, daß sie arm, er aber reich sei, und daß er seinen Vater nur erzürnen werde. Aber der Prinz sagte ihr, das alles habe nichts auf sich, sie solle nur seine Frau werden, so werde sie später auch Königin, nnd da sie sah, wie aufrichtig der Prinz mit ihr es meinte, so sagte sie endlich ja, und kam nun jeden Abend zu

der Eiche und zu dem Königssohne — der König aber sollte noch nichts davon erfahren. Aber da war am Hofe eine alte, häßliche Hofmeisterin, die lauerte dem Königssohn auf, kam hinter sein Geheimnis und sagte es dem König an. Der König ergrimmte, sandte Diener aus und ließ das Häuschen, worin Siebenschöns Eltern wohnten, in Brand stecken, damit sie darin verbrenne. Sie tat dies aber nicht, sondern sprang, als sie das Feuer merkte, heraus und alsbald in einen leeren Brunnen hinein; ihre Eltern aber, die armen alten Leute, verbrannten in dem Häuschen.

Da saß nun Siebenschön drunten im Brunnen und grämte sich und weinte sehr, konnt's aber zuletzt doch nicht auf die Länge drunten im Brunnen aushalten, krabbelte herauf, fand im Schutt des Häuschens noch etwas Brauchbares, machte es zu Geld und kaufte dafür Manneskleider, ging als ein frischer Bub an des Königs Hof und bot sich zu einem Bedienten an. Der König fragte den jungen Diener nach dem Namen, da erhielt er die Antwort: „Unglück!" Und dem König gefiel der junge Diener also wohl, daß er ihn gleich annahm und auch bald vor allen andern Dienern gut leiden konnte.

Als der Königssohn erfuhr, daß Siebenschöns Häuschen verbrannt war, wurde er sehr traurig, glaubte nicht anders, als Siebenschön sei mit verbrannt, und der König glaubte das auch und wollte haben, daß sein Sohn nun endlich eine Prinzessin heirate, und mußte dieser nun eines benachbarten Königs Tochter freien. Da mußte auch der ganze Hof und die ganze Dienerschaft mit zur Hochzeit ziehen, und für Unglück war das am traurigsten, es lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Er ritt auch mit hintennach, der letzte, und sang wehklagend und mit klarer Stimme:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Das hörte der Prinz von weitem, es fiel ihm auf, er hielt und fragte: „Ei, wer singt doch da so schön?" — „Es wird wohl mein Bedienter, der Unglück sein, den ich zum Diener angenommen habe," antwortete der König. Da hörten sie noch einmal den Gesang:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Da fragte der Prinz noch einmal, ob das wirklich niemand anders sei, als des Königs Diener; und der König sagte, er wisse es nicht anders.

Als nun der Zug ganz nahe an das Schloß der neuen Braut kam, erklang noch einmal die schöne, klare Stimme:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Jetzt wartete der Prinz keinen Augenblick länger, er spornte sein Pferd und ritt wie ein Offizier längs des ganzen Zugs in gestrecktem Galopp hin, bis er an Unglück kam und Siebenschön erkannte. Da nickte er ihr freundlich zu und jagte wieder an die Spitze des Zuges und zog in das Schloß ein. Da nun alle Gäste und alles Gefolge im großen Saal versammelt waren, und die Verlobung vor sich gehen sollte, sagte der Prinz zu seinem künftigen Schwiegervater: „Herr König, ehe ich mit Eurer Prinzessin Tochter mich feierlich verlobe, wollet mir erst ein kleines Rätsel lösen. Ich besitze einen schönen Schrank, dazu verlor ich vor einiger Zeit den Schlüssel, kaufte mir also einen neuen; bald darauf fand ich den alten wieder; jetzt saget mir, Herr König, welches Schlüssels ich mich bedienen soll?"

— „Ei, natürlich des alten wieder!" antwortete der König, „das alte soll man in Ehren halten, und es über neuem nicht hintansetzen." — „Ganz wohl, Herr König," antwortete nun der Prinz, „so zürnet mir nicht, wenn ich Eure Prinzessin Tochter nicht freien kann, sie ist der neue Schlüssel und dort steht der alte." Und nahm Siebenschön an der Hand

und führte sie zu seinem Vater, indem er sagte: „Siehe, Vater, das ist meine Braut." Aber der alte König rief ganz erstaunt und erschrocken aus: „Ach, lieber Sohn, das ist ja Unglück, mein Diener!" — Und viele Hofleute schrien: „Herr Gott, das ist ja ein Unglück!" -- „Nein!" sagte der Königssohn, „hier ist gar kein Unglück, sondern hier ist Siebenschön, meine liebe Braut." Und nahm Urlaub von der Versammlung und führte Siebenschön als Herrin und Frau auf sein schönstes Schloß.

Ludwig Bechstein.

Zur Mühle.

Geht die Mühle klipp, klapp,
Kommt der Esel tripp, trapp,
O du alter Hafersack
Klipp, klipp, klapp!

Volkstümlich.

Beim Baden.

Der Hund muß sich schuppen,
Die Henne sich struppen,
Glatt leckt sich der Kater,
Der Fisch geht ins Wasser.
Ins Wasser der Fisch,
So blank und so frisch,
So blank und so frisch.

Eine Lehre.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, lehrt folgendes Beispiel.

Ein Knabe sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dies liest, wird denken, das zu lernen sei keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer wert, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr wert als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und den vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid,“ rief jetzt der Junge, „schon so alt und noch so unverständig! Hab' ich Euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Warum schlagt Ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmanne dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe recht und er selber unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sei wohl sechs Kreuzer wert gewesen.

Lud. Aurbacher.

Das blaue Licht.

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient; als aber der Krieg zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, sprach der König zu ihm: „Du kannst heimgehen, ich brauche dich nicht mehr; Geld bekommst du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir Dienste dafür leistet." Da wußte der Soldat nicht, womit er sein Leben fristen sollte: ging voll Sorgen fort und ging den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finsternis einbrach, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem Haus, darin wohnte eine Hexe. „Gib mir doch ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken," sprach er zu ihr, „ich verschmachte sonst." „Oho!" antwortete sie, „wer gibt einem verlaufenen Soldaten etwas? Doch ich will barmherzig sein und dich aufnehmen, wenn du tust, was ich verlange." „Was verlangst du?" fragte der Soldat. „Daß du mir morgen meinen Garten umgräbst." Der Soldat willigte ein und arbeitete den folgenden Tag aus allen Kräften, konnte aber vor Abend nicht fertig werden. „Ich sehe wohl," sprach die Hexe, „daß du heute nicht weiter kannst; ich will dich noch eine Nacht behalten, dafür sollst du mir morgen ein Fuder Holz spalten und kleinmachen." Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag und abends machte ihm die Hexe den Vorschlag, noch eine Nacht zu bleiben. „Du sollst mir morgen nur eine geringe Arbeit tun, hinter meinem Hause ist ein alter, wasserleerer Brunnen, in den ist mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verlischt nicht, das sollst du mir wieder heraufholen." Den andern Tag führte ihn die Alte zu dem Brunnen und ließ ihn in einem Korb hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen, daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rande nahe war, reichte sie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. „Nein," sagte er, und merkte ihre bösen Gedanken, „das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehe." Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunnen fallen und ging fort.

Der arme Soldat fiel ohne Schaden zu nehmen auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort, aber was konnte ihm das helfen? Er sah wohl, daß er dem Tod nicht entgehen würde. Er saß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in seine Tasche und fand seine Tabakspfeife, die noch halb gestopft war. „Das soll mein letztes Vergnügen sein," dachte er, zog sie heraus, zündete sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen. Als der Dampf in der Höhle umhergezogen war, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen vor ihm und fragte: „Herr, was befiehlst du?" „Was habe ich dir zu befehlen?" erwiderte der Soldat ganz verwundert. „Ich muß alles tun," sagte das Männchen, „was du verlangst." „Gut," sprach der Soldat, „so hilf mir zuerst aus dem Brunnen." Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdischen Gang, vergaß aber nicht, das blaue Licht mitzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Schätze, welche die Hexe zusammengebracht und da versteckt hatte und der Soldat nahm so viel Gold, als er tragen konnte. Als er oben war, sprach er zu dem Männchen: „Nun geh hin, bind' die alte Hexe und führe sie vor das Gericht." Nicht lange, so kam sie auf einem wilden Kater mit furchtbarem Geschrei schnell wie der Wind vorbeigeritten, und es dauerte abermals nicht lang, so war das Männchen zurück, „es ist alles ausgerichtet," sprach es, „und die Hexe hängt schon am Galgen." „Herr, was befiehlst du weiter?" fragte der Kleine. „In dem Augenblick nichts," antwortete der Soldat, „du kannst nach Haus gehen; sei nur gleich

bei der Hand, wenn ich dich rufe.“ „Es ist nichts nötig,“ sprach das Männchen, „als daß du deine Pfeife an dem blauen Licht anzündest, dann stehe ich gleich vor dir.“ Darauf verschwand es vor seinen Augen.

Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er ging in den besten Gasthof und ließ sich schöne Kleider machen, dann befahl er dem Wirt, ihm ein Zimmer so prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und der Soldat es bezogen hatte, rief er das schwarze Männchen und sprach: „Ich habe dem König treu gedient, er aber hat mich fortgeschickt und mich hungern lassen, dafür will ich jetzt Rache nehmen.“ „Was soll ich tun?“ fragte der Kleine. „Spät abends, wenn die Königstochter im Bett liegt, so bring sie schlafend hierher, sie soll Mägdedienste bei mir tun.“ Das Männchen sprach: „Für mich ist das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Ding, wenn das herauskommt, wird es dir schlimm ergehen.“ Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Türe auf und das Männchen trug die Königstochter herein. „Aha, bist du da?“ rief der Soldat, „frisch an die Arbeit! Geh, hol den Besen und kehr die Stube.“ Als sie fertig war, hieß er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach: „Zieh mir die Stiefel aus,“ warf sie ihr dann ins Gesicht und sie mußte sie aufheben, reinigen und glänzend machen. Sie tat aber alles, was er ihr befahl, ohne Widerstreben, stumm und mit halbgeschlossenen Augen. Bei dem ersten Hahnschrei trug sie das Männchen wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, ging sie zu ihrem Vater und erzählte ihm, sie hätte einen wunderlichen Traum gehabt: „Ich ward durch die Straßen mit Blitzesschnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit tun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich so müde, als wenn ich wirklich alles getan hätte.“ „Der Traum könnte wahr gewesen sein,“ sprach der König, „ich will dir einen Rat geben, stecke deine Tasche voll Erbsen und mache ein klein Loch in die Tasche, wirst du wieder abgeholt, so fallen sie heraus und lassen die Spur auf der Straße.“ Als der König so sprach, stand das Männchen unsichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, fielen zwar einzelne Erbsen aus der Tasche, aber sie konnten keine Spur machen, denn das listige Männchen hatte vorher in allen Straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnenschrei Mägdedienste tun.

Der König schickte am folgenden Morgen seine Leute aus, welche die Spur suchen sollten, aber es war vergeblich, denn in allen Straßen saßen die armen Kinder und lasen Erbsen und sagten: „Es hat heut Nacht Erbsen geregnet.“ „Wir müssen etwas anderes aussinnen,“ sprach der König, „behalt deine Schuh an, wenn du dich zu Bett legst, und ehe du von dort zurückkehrst, verstecke einen davon; ich will ihn schon finden.“ Das schwarze Männchen vernahm den Anschlag, und als der Soldat abends verlangte, er sollte die Königstochter wieder herbeitragen, riet es ihm ab und sagte, gegen diese List wüßte es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gefunden würde, so könnte es ihm schlimm ergehen. „Tue, was ich dir sage,“ erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; sie versteckte aber, ehe sie zurückgetragen wurde, einen Schuh unter das Bett.

Am andern Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh seiner Tochter suchen: er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat selbst, der sich auf Bitten des Kleinen zum Tor hinaus gemacht hatte, ward bald eingeholt und ins Gefängnis ge-

worfen. Er hatte sein Bestes bei der Flucht vergessen, das blaue Licht und das Geld, und hatte nur noch einen Dukaten in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er: „Sei so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthaus habe liegen lassen, ich gebe dir dafür einen Dukaten.“ Der Kamerad lief hin und brachte ihm das Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. „Sei ohne Furcht,“ sprach es zu seinem Herrn, „geh hin, wo sie dich hinführen und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit.“ Am andern Tag ward Gericht über den Soldaten gehalten, und obgleich er nichts Böses getan hatte, verurteilte ihn der Richter doch zum Tode. Als er nun hinausgeführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. „Was für eine?“ fragte der König. „Daß ich auf dem Weg noch eine Pfeife rauchen darf.“ „Du kannst drei rauchen,“ antwortete der König, „aber glaube nicht, daß ich dir das Leben schenke.“ Da zog der Soldat seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Ringel vom Rauch aufgestiegen waren, so stand schon das Männchen da, hatte einen kleinen Knüppel in der Hand und sprach: „Was befiehlt mein Herr?“ „Schlag mir da die falschen Richter und ihre Häscher zu Boden und verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat.“ Da fuhr das Männchen wie der Blitz, zickzack, hin und her, und wen es mit seinem Knüppel nur anrührte, der fiel schon zu Boden und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich auf das Bitten, und um nur das Leben zu behalten, gab er dem Soldaten das Reich und seine Tochter zur Frau.

Gebrüder Grimm.

Vom Wein.

Rheinwein.
Eine kostbare Blume! —

Burgunder.

Grüneberger.

Die Dorfkirmes.

Hört, wie sie blasen, fiedeln und schrein!
Hört, wie der Brummbaß brummelt darein!
Willst du nicht froh sein, bleib du zu Haus!
Kannst du nicht tanzen, geh nicht hinaus!

Buden mit Kuchen, Bier und auch Wein,
Äpfel und Birnen laden uns ein,
Überall Leben, Tanz und Gesang!
Überall Freude, Jubel und Klang!

Singen und springen, tanzen wir auch!
So ist es Sitte, so ist es Brauch:
Denn auf die Kirmes passet ja nicht
Trauriges Herz und ernstes Gesicht.

Hört, wie sie blasen, fiedeln und schrein!
Hört, wie der Brummbaß brummelt darein!
Kirmes ist heute! Kirmes ist hier!
Heißa, zur Kirmes gehen auch wir.

Hoffmann von Fallersleben.

Der alte Musikant.

Es schüttelt die welken Blätter der Wald.
Mich friert, ich bin schon alt,
Bald kommt der Winter und fällt der Schnee,
Bedeckt den Garten und mich und alles, alles Weh.

J. von Eichendorff.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge. — —

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.

Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Getal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell!
Ihr Püppchen, nun seid mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelte und Streich' bis aufs Blut. —
Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen. — —

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Goethe.

Das Kätzchen und die Stricknadeln.

Es war einmal eine arme Frau, die ging in den Wald, um Holz zu lesen. Als sie mit ihrer Bürde auf dem Rückwege war, sah sie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaune liegen, das kläglich schrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hause. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen, und wie sie sahen, daß die Mutter etwas trug, fragten sie: „Mutter, was trägst du?" und wollten gleich das Kätzchen haben; aber die mitleidige Frau gab den Kindern das Kätzchen nicht, aus Sorge, sie möchten es quälen, sondern sie legte es zu Hause auf alte weiche Kleider und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen sich gelabt hatte und wieder gesund war, war es mit einem Male fort und verschwunden. Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als sie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da stand eine ganz vornehme Dame dort, winkte die arme Frau zu sich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte nicht recht, was sie denken sollte, und dünkte diese absonderliche Gabe ihr gar zu gering; doch nahm sie die fünf Stricknadeln des Abends auf den Tisch. Aber als sie des andern Morgens ihr Lager verließ, da lag ein Paar neue fertig gestrickte Strümpfe auf dem Tische. Das wunderte die arme Frau über alle Maßen, und am nächsten Abend legte sie die Nadeln wieder auf den Tisch, und am Morgen darauf lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte sie, daß zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen ihr diese fleißigen Nadeln beschert waren, und ließ dieselben nun jede Nacht stricken, bis sie und die Kinder genug hatten. Dann verkaufte sie auch Strümpfe und hatte genug, bis an ihr seliges Ende.

Ludwig Bechstein.

Die vier klugen Gesellen.

Es waren einmal vier Reisegesellen. Der eine war ein Königssohn, der zweite ein Edelmann, der dritte ein Kaufmann, der vierte ein Handarbeiter. Allen vieren war die Barschaft ausgegangen, und sie hatten nichts, als die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen. Wie sie sich nun einer königlichen Residenz näherten und mächtigen Hunger verspürten, so warfen sie die Frage auf, woher sie Geld und Nahrung bekommen würden? Und da sprach der Königssohn: „Wir mögen ratschlagen, wie wir wollen, so geht es doch allein den Weg, den Gott geordnet hat, und wer an Gott hangt mit getreuer Hoffnung, der wird nicht verlassen." Da sprach der Kaufmann: „Vorsichtigkeit mit Vernunft gepaart geht über alles." Und der Edelmann: „Eine kräftige wohlgestalte Jugend ist noch mehr wert." Darauf bemerkte der Wandergesell, der ein Handarbeiter war: „Nach meinem geringen Verstand halte ich dafür: Sorgsamkeit mit Übung sei das beste."

Wie unter solchen Gesprächen die vier Reisegefährten gegen Abend in die Nähe jener Stadt gekommen waren, ruheten sie vor dem Tore aus, und da sprachen die drei andern zu dem vierten, dem Wandergesellen: „Du rühmst vor allem Sorgsamkeit; ei, so gehe du hin und trage Sorge, daß wir alle diese Nacht unsre Speisen bestreiten!" — „Das will ich tun," antwortete der Arbeiter, „wenn ein jeder hernach auch tun will nach seiner Lehre, daß es uns allen frommt." Das verhießen ihm die Gefährten, und so ging jener in die Stadt hinein und befragte sich, was wohl ein Mann tun müsse, um so viel zu verdienen, daß vier Männer sich einen Tag lang sättigen könnten? Da beschied man ihn, nichts sei einträglicher, als Holz zu tragen; denn Holz sei teuer, der Wald weit und die Stadtleute seien bequem. Da ging der Mann eilend in den Wald, band sich eine tüchtige schwere Bürde Holz zusammen, trug sie in die Stadt, empfing dafür zwei Silberpfennige, wofür er für sich und seine Gesellen Speise und Trank bestreiten konnte, und schrieb überaus freudig mit Kreide an das Tor der Herberge, worin sie übernachteten: Die Sorgsamkeit des Redlichen hat durch Übung seiner Kraft an einem Tage zwei Silberpfennige gewonnen.

Am andern Morgen sprachen die drei Gesellen zum zweiten, dem Edelmanne: „Nun schaue und siehe zu, daß du uns heute mit Speise versorgst, und nimm deine Schönheit und Jugendkraft, und was du sonst weißt, dabei zu Hilfe." Der ging auf die Stadt zu und dachte bei sich: Arbeiten kannst und magst du nicht, und weißt auch sonst nichts anzufangen. Und doch wäre es dir eine Schande, mit leerer Hand zu deinen Gefährten zurückzukehren. Und stellte sich in trüben Gedanken an die Säule eines Hauses, willens, sich mit Kummer von seinen Wandergesellen zu scheiden. Da ging eine junge, schöne und reiche Witwe vorüber, sah die jugendliche Wohlgestalt des Edelmanns und wünschte zu erfahren, von wannen er sein möge? Sie sandte ihre Dienerin, ließ ihn zu Gaste bitten, erfuhr seine Umstände und befreundete sich so mit ihm, daß sie ihm, als er von ihr schied, hundert Goldpfennige verehrte. Da kehrte er mit reicher Zehrung zu den Kameraden in die geringe Herberge vor dem Tore zurück und schrieb an die Pforte: Mit frischer Jugend gewann er eines Tages einhundert güldener Pfennige.

Nun am dritten Tage sprachen die drei zu dem Kaufmanne: „Heute ziehe du hin und gewinne mit deiner Vorsichtigkeit, die mit Vernunft gepaart ist, uns auch einen guten Tag und erwünschte Zehrung." Da ging der Kaufmann fort und durch die Stadt, welche am Meere lag, hinab nach dem Hafen; da legte sich eben ein Kauffahrer im Hafen vor Anker, und die Kaufleute begrüßten den Patron des Schiffs, und fragten nach seinen Waren und wollten mit ihm handeln, aber dieser forderte ihnen allen zuviel, und sie konnten sich nicht mit ihm einigen. Da sprachen sie untereinander: „Wir wollen ihm jetzt nichts weiter bieten: in kurzer Frist gereut ihn seine hohe Forderung, und wenn auch seine Waren soviel wert sind, so ist doch außer uns keiner, der Belieben trägt, sie zu kaufen." Und da gingen jene Kaufleute von dem Patron hinweg. Der arme Kaufmann aber, welcher der Sohn eines reichen Kaufmanns war, ging zu dem Patron hin, entdeckte sich ihm, nannte ihm den Namen seines Vaters und kaufte ihm die ganze Schiffsladung um fünfzigtausend Gulden ab. Bald kehrten die Kaufleute noch einmal zurück, und weil sie die Waren brauchten, so bezahlten sie dem Käufer fünftausend Gulden Gewinn, und bezahlten die Kaufsumme für die Waren. Da ging der junge Kaufmann fröhlich zu seinen Gesellen und schrieb an das Tor, wo die Schrift der Gefährten schon stand: Durch Vorsicht und Vernunft hat ein Mann eines Tages fünftausend Gulden gewonnen. Und hielt nun mit seinen Gesellen ein stattliches Freudenmahl.

Am folgenden Morgen sprachen nun die drei zu dem Königssohne, dessen Herkunft sie nicht kannten: „Gesell, es ist an dir, daß du hingehst und uns mit Speise und Trank versorgst. Siehe zu, was Gott dir und deiner getreuen Hoffnung beschert, und möge es reichlich ausfallen!"

Da machte sich der Königssohn auf den Weg in die Stadt und dachte: Was sollst du tun und beginnen? Du hast keine Arbeit gelernt, hast keine Jugendschönheit, hast keinen reichen Kaufmann zum Vater und bist nicht klug und nicht vorsichtig. Du hast nur dein Vertrauen auf Gott, und Gott wird dir helfen. Da setzte sich der Königssohn an die Straße auf einen Stein und versank in tieftrübe Gedanken.

Es war aber in dieser Königsstadt der König abermals gestorben, und man führte an diesem Tage seine Leiche aus der Stadt in ein nahes Kloster, und alles Volk folgte dem Zuge. Der Königssohn aber saß so vertieft in Nachdenken über das widerwärtige Schicksal, welches er erfahren hatte, daß ihn nichts kümmerte, was außer ihm vorging, und so versäumte er aufzustehen, als der Zug mit der königlichen Bahre vorüberging. Da trat ein Gewaltiger hinzu, der ergrimmte über die Unschicklichkeit, gab dem Königssohn einen Backen-

streich und sprach, indem er ihn von dem Stein stieß, auf dem er saß: „Du verwünschter Bösewicht! Trägst du keine Trauer im Herzen über des Königs Tod, den alle beweinen? Hinweg mit dir!"

Der Königssohn ließ schweigend den Zug vorübergehen, und als dieser zurückkam, da saß er wieder auf dem Steine, traurig und in gedankenvollem Sinnen. Da trat jener Gewaltige ihm wieder zornig nahe und fuhr ihn mit harter Rede an: „Sagte ich dir nicht vorhin, du solltest dich hier nicht mehr finden lassen?" Und er winkte den Schergen und ließ ihn in einen Kerker führen. Dort saß er, doch mit voller Hoffnung zu Gott, daß dieser ihn erlösen werde. Und als darauf das Volk zusammentrat, einen neuen König zu wählen, weil der vorige ohne Erben verstorben war, so sprach jener Gewaltige, daß er einen Mann im Kerker habe, der ein Verräter scheine, und man solle ihn öffentlich verhören und Recht über ihn sprechen. So wurde der Gefangene über alles Volk gestellt und gefragt, wie und warum er in dieses Land gekommen sei? Und er sprach: „Wisset, daß ich eines Königs Sohn bin (und nannte den Namen seines Vaters), und da mein Vater starb, so fiel an mich das Reich, aber mein jüngerer Bruder hatte mehr Anhang, darum drängte er mich vom Throne, und weil ich besorgen mußte, daß er mich töte, so bin ich entwichen aus meinem Erbe und in dieses Land gekommen."

Unter dem Volke, welches dies hörte, waren viele Männer, die hatten des Königssohnes Vater gekannt, und hatten auch in jenem Reiche gewandelt. Die sagten aus, daß jener König ein gerechter und frommer Mann gewesen, und daß sein älterer Sohn auch fromm und tüchtig sei, und einige schrieen: „Vivat! Es lebe der König!" Und da schrieen die andern auch so: „Vivat! Es lebe der König!" und wählten den Königssohn zu ihrem Herrn. Da wurde er erhoben und im Triumph durch die Stadt geführt, nach des Landes Brauch und Sitte, und auch um die Stadt, und da kam er mit der Menge an die nahe Herberge, wo er mit seinen Wandergesellen gehaust, und an deren Pforte die drei Denksprüche seiner Gefährten standen, und sah sie an, und befahl dazu zu schreiben: Fleißige Sorge, kräftige Jugend, vorsichtige Vernunft und was dem Menschen Gutes und Böses begegnet, das kommt alles von Gott, wie es die Menschen verdienen.

Da wunderten sich alle über den Sinn des neuen Königs, freuten sich ihrer Wahl und erkannten, daß Gott ihnen diesen Herrscher gesendet habe. Als nun der König in den Thronsaal geführt ward und auf dem Stuhle des Königtums saß, da sandte er nach seinen Wandergesellen und sammelte um sich alle Edeln des Reichs, alle Weisen und alles Volk, soviel der Saal fassen konnte, und sprach: „Gepriesen sei Gott, der König der Könige, und Dank seinem heiligen Namen! Meine lieben Gefährten glaubten nicht, daß Gott unsre Schritte lenkt, nun müssen sie aber das an mir erkennen, denn weder die Kraft des Leibes, verbunden mit tätiger Sorgfalt, noch die Jugendkraft und Wohlgestalt, noch Handelswitz und Weisheit hat mir zum Throne verholfen. Nie hoffte ich von dem Tage an, als ich durch meinen Bruder aus dem Reiche verstoßen wurde, solcher Ehren und Würde wieder teilhaft zu werden; arm und im Pilgerkleid kam ich hierher, aber Gottes Hand war es, die mich führte, Gott war es, der mich erhöhte, an dem mein Herz mit treuer Hoffnung gehangen!"

Auf diese Rede erhob sich ein Mann aus dem Volke und sprach: „Nun hören wir erst, wie würdig du, o König, dieses Reiches bist, da Gott dir soviel Weisheit und Vernunft verliehen hat. Wir werden mit dir, als einem weisen Könige, wohl beraten sein, denn deine Treue führte dich nicht ohne Ursache zu jener Gesellschaft. Ihm sei Lob und Dank!" — Da stimmte das Volk freudig bei, und der König nahm wieder das Wort und redete: „Als ich vertrieben war, diente ich unerkannt eine Zeitlang einem Edelmann, allein ich fand

mich bewogen, den Dienst zu verlassen, und als ich meinen Lohn empfing, so blieben mir nach dem, was ich für meine Kleider zu bestreiten hatte, nur zwei Pfennige. Da dachte ich in meinem Sinn: ‚Einen Pfennig willst du Gott opfern, und einen zu deiner Notdurft verwenden.‘ Da begegnete ich einem Vogelhändler, der trug ein Turteltauben-Paar zu Markt, und ich dachte: Nicht besser kann der Mensch Gott dienen, als wenn er ein Geschöpf vom Tod erlöst, und da feilschte ich um die beiden Tauben, und da der Vogler mir beide nicht um einen Pfennig geben wollte, so dachte ich bei mir selbst: Läßt du die eine gefangen, so sind sie voneinander getrennt, und das ist ihnen der schlimmste Dienst. Da gab ich meine beiden Pfennige hin um die zwei Turteltauben, trug sie auf einen weiten Acker und ließ sie hinfliegen. Da flogen sie auf den Ast eines wilden Birnbaums, unter dem ich stand, und wie ich wieder von dannen gehen wollte, so hörte ich, daß die eine Taube zu ihrer Freundin sprach: ‚Dieser Mann hat uns vom Tode erlöst und unser Leben um all sein Gut, soviel er hatte, erkauft. Wir sind ihm Dank und Wiedervergeltung schuldig.‘ Und da riefen mir die Tauben nach und sagtee: ‚Du hast an uns große Barmherzigkeit geübt, und es ist unsere Pflicht, daß wir dir wieder vergelten. Unter dieses Baumes Wurzeln liegt ein großer Schatz, grabe nach, so wirst du ihn finden.‘ Ich grub und fand den Schatz und bewahrte ihn, lobte Gott und bat ihn, die guten Tauben in seinen Schutz zu nehmen und sie vor allem Übel zu bewahren, dann aber sprach ich zu ihnen: ‚Wenn doch eure Vernunft und Weisheit so groß ist, und da ihr sogar zu fliegen vermögt, wie kam es denn, daß ihr in die Haft des Mannes geraten seid, aus dessen Händen ich euch kaufte?‘ Darauf antworteten die beiden Turteltauben: ‚O du weiser Frager! Weißt du nicht, daß der Flug der Vögel, die Schnelle der Rehe, die Stärke der Stiere nichts vermag gegen das Verhängnis oder die göttliche Anordnung! Dagegen vermag sich keine Kreatur zu schützen, und so wenig wie ein Geschöpf unsrer Art, so wenig kann auch der Mensch auf Erden göttlicher Schickung entrinnen.‘“

Als der König den Edeln und dem Volke ausgelegt hatte, wie er zu einem ruhevollen Gottvertrauen gelangt sei, wurde er aufs neue gepriesen, und er bestellte, daß seine Wandergesellen in der Nähe blieben. Den Edelmann machte er zu einem Herrn am Hofe, den Kaufmann setzte er über die Einkünfte des Reiches, und den Handarbeiter machte er zum Oberaufseher der Gewerbe, und so war durch Verstand, Klugheit und Gottvertrauen ihrer aller Glück begründet.

Ludwig Bechstein.

Die Schwestern.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
So gleich von Angesicht,
So gleicht kein Ei dem andern,
Kein Stern dem andern nicht.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir haben lichtbraune Haar',
Und flichst du sie in einen Zopf,
Man kennt sie nicht fürwahr.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir tragen gleich Gewand,
Spazieren auf dem Wiesenplan
Und singen Hand in Hand.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir spinnen in die Wett',
Wir sitzen an einer Kunkel,
Und schlafen in einem Bett. —

O Schwestern zwei, ihr schönen,
Wie hat sich das Blättchen gewend't!
Ihr liebet einerlei Liebchen —
Und jetzt hat das Liedel ein End'.

Eduard Mörike.

Mit 'ner Brezel.

Annmaria kumm, kumm, kumm,
Lat mi doch mal in,
Ik heff en Kringel krumm, krumm, krumm,
Un Botter is derin,
Kringel krumm mit Zucker um,
Un Botter is derin.

Klaus Groth.

Der Schmied von Jüterbog.

Im Städtlein Jüterbog hat einmal ein Schmied mit Namen Peter gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wundersames Märlein. Es war dieser Schmied erst ein junger lustiger Bursche, der aber treulich Gottes Gebote hielt. Er tat große Kriegesfahrten und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in seiner Kunst über alle Maßen geschickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinktur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte. Auch gesellte er sich dem Heere Kaiser Friedrich Rotbarts zu, wo er kaiserlicher Rüstmeister wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiser gestorben, mit vielem Reichtum in seine Heimat zurück. Er sah gute Tage, dann wieder böse, und wurde über hundert Jahre alt. Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich schon mehrmals als des Schmieds Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses Männlein herbergte bei dem Schmied und ließ den Esel beschlagen, was jener gern tat, ohne Lohn zu heischen. Darauf sagte das Männlein zu Peter, er solle drei Wünsche tun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen gestohlen, es solle keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder herunter können — und weil er auch in der Stube öfters bestohlen war, so wünschte er, es solle niemand ohne seine Erlaubnis in die Stube können, es wäre denn durch das Schlüsselloch. Bei jedem dieser törichten Wünsche warnte das Männlein: „Vergiß das Beste nicht!“ Und da tat der Schmied den dritten Wunsch, sagend: „Das Beste ist ein guter Schnaps, so wünsche ich, daß diese Pulle niemals leer werde!“ — „Deine Wünsche sind gewährt,“ sprach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, setzte sich auf seinen

Esel und ritt von dannen. Das Eisen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort bei gutem Wohlsein, denn die nie versiegenden Magentropfen in der Pulle waren ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben schien; der Schmied war scheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labsal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er selbst nicht mehr besteigen könne aus großer Altersschwäche. Der Tod stieg auf den Baum, und der Schmied sprach: „Bleib, droben!" denn er hatte Lust, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baume, dann gingen seine Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch so ein scheußlich dürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb niemand mehr, weder Mensch noch Tier; darüber entstand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zu dem klappernden Tod und akkordierte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, dann ließ er ihn los. Wütend floh der Tod von dannen und begann nun auf Erden aufzuräumen. Da er sich an dem Schmied nicht rächen konnte, so hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieser ihn hole. Dieser machte sich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, schloß seine Türe zu, hielt mit den Gesellen einen ledernen Sack an das Schlüsselloch, und wie Herr Urian hindurchfuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Amboß getragen und nun ganz unbarmherziglich mit den schwersten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verschwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm gestorben waren, des Erdenlebens satt und müde wurde. Machte sich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er bescheidentlich am Tor anklopfte. Da schaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm seinen Schutzpatron und Schutzgeist, der ihn oft aus Not und Gefahr sichtbar errettet und ihm zuletzt die drei Wünsche gewährt hatte. Jetzt aber sprach Petrus: „Hebe dich weg, der Himmel bleibt dir verschlossen; du hast das Beste zu erbitten vergessen: die Seligkeit!" — Auf diesen Bescheid wandte sich Peter und gedachte sein Heil in der Hölle zu versuchen und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbog im Anzuge sei, schlug er das Höllentor ihm vor der Nase zu und setzte die Hölle gegen ihn in Verteidigungszustand. Da nun der Schmied von Jüterbog weder im Himmel noch in der Hölle seine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, so ist er hinab in den Kyffhäuser gegangen zu Kaiser Friedrichen, dem er einst gedient. Der alte Kaiser, sein Herr, freute sich, als er seinen Rüstmeister Peter kommen sah und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Turm der Burgruine Kyffhausen flögen? Und als Peter das

bejahte, so seufzte der Rotbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd beschlägt, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird. — Und das wird geschehen, wenn dereinst die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und auf dem Ratsfeld nahe dem Kyffhäuser ein alter dürrer, abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit all seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.

Ludwig Bechstein.

Der Karfunkel.

Wie den Tabak sich schneidet der Vater, sieht ihn Mariechen
Freundlich und bittweis an: „Ach Vater, du mußt was erzählen,
Weißt, wie in voriger Nacht, wo das Gundel beinahe schon einschlief.“ —
Und so rücken das Gundel und Anne-Bäb' und Mariechen
Mit den Kunkeln ans Licht und spannen die Saiten und streichen
Mit der Schwarte das Rad und zupfen einander am Ärmel.
Und der Jakob nimmt Lichtspähn' eine Handvoll und setzt sich
Zu dem Lichtstock hin und sagt: „Das will ich besorgen!“
Doch der Hans Jörg der streckt sich, so lang er ist, über den Ofen,
Guckt herunter und denkt: „Da oben hör' ich's am besten,
Und bin keinem im Weg.“ Drauf, wie der Vater den Tabak
Sich geschnitten und 's Pfeifchen gestopft, da geht er zum Lichtspahn,
Hält sein Pfeifchen darunter und raucht in hastigen Zügen,
Bis es brennt. Dann drückt er das Feuer hinein, mit den Fingern,
Und macht zu den Deckel. „Schon gut, so will ich erzählen,“
Sagt er und setzt sich nieder. „Doch müßt ihr auch ordentlich still sein,
Denn sonst werd' ich konfus, bis es aus ist. Du da dort oben,
Pack dich vom Ofen! Du wußtest wohl wieder nicht, wo dich zu lassen?
Ist dir zu wohl und gelüstet nach einem Karfunkel dich wieder?
Laß es nur keinen sein, wie der war, den ich im Sinn hab.“

'ẞ gibt ein Plätzchen wo, da geht nicht Egge noch Pflug drauf,
Strauch an Strauch schon hundert Jahr' und giftige Kräuter,
Da singt keine Drossel, da fliegt kein Schmetterling drüber,
Einen gezeichneten Leichnam dort hüten abscheuliche Kröten.
Ein geschickter Bursch war's, sagt man, aber er wäre
Fleißig gegangen ins Wirtshaus und über Gesangbuch und Bibel
Gingen die Karten ihm am Samstagabend und Sonntag.
Fluchen hat er gekonnt, die Hex' im rußigen Schornstein
Kam das Beten an und die Stern' am Himmel das Zittern.
Einmal hat im grünen Rock ein borstiger Jäger
Zugeschaut, wie sie spielen. Mit unerhörtem Gefluche
Hat der Michel Stich um Stich verloren und Gulden.
„Du läufst mir nicht weg!" sagt vor sich selber der Grünrock.
Wie's die Wirtin hört, da denkt sie: „Das ist wohl ein Werber!"
Aber es war kein Werber, ihr werdet's schon anders erfahren,
Wenn erst der Michel gefreit und wenn er das Gütchen verlumpt hat.
Was hat des Straßwirts Tochter gedacht? Sie hat ihm aus Liebe
Hand und Ja gegeben; doch nicht aus Liebe zum Michel,
Nein, zu Vater und Mutter, es war ihr Wunsch und ihr Wille! —
An demselbigen Abend entschläft sie in schweren Gedanken,
In derselbigen Nacht, da träumt sie schwer und bedeutsam.
Ab von Staufen kommt sie — so deucht es ihr — hin auf die Landstraß';
An der Landstraß' geht ein Kapuziner und betet.
„Schenkt mir ein Heiligenbild, Herr Pater, wollt Ihr so gut sein?

Seht, ich bin ja Braut, vielleicht hat's gute Bedeutung."
Langsam schüttelt der Pater den Kopf, und unter der Kutte
Langt er hervor eine Handvoll Heil'ger. „Da, ziehe dir selbst eins!"
Sagt er, und wie sie zieht, da greift sie in schmutzige Karten.
„Hast du das Eckstein-Aß? — Das bedeutet roten Karfunkel;

's ist kein guter Treffer!" — „Ja, wirklich," sagt sie, „das hab' ich."
Wieder sagt der Pater: „So zieh denn anders, du Bräutlein!
Hast du sieben Kreuz?" — „Ja, wirklich," sagt sie und seufzet. —
„Tröst dich Gott, zieh anders! Es können noch bessere drin sein.
Hast du ein blutiges Herz?" — „Ja, wirklich," sagt sie erschrocken.
„Jetzt zieh noch einmal, kann sein, dein Heiliger kommt noch!
Ist es der Schaufelbub?" — „Es wird wohl, seht ihn nur selber!"
„Ja! Dann tröst' dich Gott, der schaufelt dich ein in die Erde." —
Solchen Traum hat die Käte gehabt, so hat sie geschlafen!
Straßwirts Tochter, was dachtest du denn und nahmest ihn dennoch?
Ja, sie hat ja müssen, sie sagt: „Im Namen des Herrgotts!
Nach den sieben Kreuzen und hinter dem blutigen Herzen
Kommt, will's Gott, mein Heil'ger und schaufelt mich ein in die Erde!"

Anfangs ging es noch an, wenn manchesmal auch der Michel
Spielt' und zuviel trank und flucht' und plagte die Käte,
Manchmal, wenn sie gebetet und sie ihn mit Tränen gebeten,
Ging er in sich. Einmal, da sagt der Michel: „Jetzt will ich
Mit dir akkordieren und will die Karten verfluchen.
Soll mich der Teufel holen, sobald ich noch eine mehr anrühr'!
Aber ins Wirtshaus geh' ich, das will ich, das kann ich nicht lassen,
Schluchz' und heul', so lang dir's gefällt, ich kann dir nicht helfen!"
Hielt er das erst' auch nicht, das andre hielt er gewißlich.
Wie er ins Wirtshaus kommt, so sitzt mein borstiger Grünrock
Hinterm Tisch selbdritt und mischet die Karten und ruft ihm:
„Hältst du mit, Kamerad? So komm, wir wollen eins machen!"
„„Ich nicht,"" sagt der Michel, „„Frau Margret, langt mir ein Schöppchen!""
„Du nicht?" sagt der Grüne. „Komm nur, bis daß du den Schoppen
Ausgetrunken, es geht um nichts, wir machen's zur Kurzweil!"
„„Ei,"" denkt bei sich selber der Michel, „„wenn es um nichts geht,
Ist's ja nicht gespielt,"" und setzt sich neben den Grünrock.
An das Fenster pocht ein Knabe mit lockiger Stirne,
„Meister Michel, höret! Ein Wort! Der Straßenwirt schickt mich."
„„Schick ihn wieder,"" sagt er, „„ich weiß schon, was er im Kopf hat.
Wer spielt aus und was ist Trumpf? Und gestochen den Eckstein!
Drauf und drauf!"" Der Grüne sagt: „Was bist du ein Glückskind!
Möcht'st du um Kreuzer nicht machen?" — Es ist jetzt eins wie das andre,
Denkt der Michel, Spiel ist Spiel! „Es ist eins wie das andre,"
Sagt er. — „So kommt doch," ruft der Knabe und pochet ans Fenster,
„Bloß auf ein einzig Wort!" — „„Ei, laß mich endlich in Frieden,
Kreuz dem Baum*) und Schippen danach, und noch einmal Schippen!""
Und so geht's vom Kreuzer bis endlich herauf zum Dukaten.

Und wie sie aufstehn, sagt der Grünrock: „Michel! Ich kann dir
Jetzt nicht zahlen. Du magst dafür den Ring hier behalten,

---

*) Herausforderung des Treffbuben durch ein ausgespieltes Kartenblatt.

Bis ich einmal ihn lös'. Es sind verborgene Kräfte
In dem roten Karfunkel. Sieh nur, wie der Stein dich anblitzt!" —
Und zum drittenmal klopft's. „O Michel, kommt, da es Zeit ist!"
„Laß ihn schwatzen," sagt der Grünrock, „wenn er nicht gehn will.
Nimm du meinen Ring, und hast du im Hause und nirgends
Keinen Kreuzer Geld, damit so kann's dir nicht fehlen!
Wenn am Finger steckt der Ring, und du langst in die Tasche
Alle Tag' einmal, du hast einen bayrischen Taler.
Bloß am Freitag nicht, da möcht' ich's dir freilich nicht raten.
Kannst du mich weiter brauchen, so ruf meinen Namen, ich hör' dich,
Vizli Putzli heiß ich und hab' ich die Ohren nicht bei mir?"

Derweil sitzt die Frau daheim in der einsamen Kammer,
Weint und liest in der Bibel und im zerriss'nen Gebetbuch.
Und der Michel kommt und wettert: „Find ich dich wieder
Bei dem ewigen Beten und sakramentischen Heulen?
Sieh nur, was ich gewonnen da hab', einen roten Karfunkel!"
Schrecken faßt die Käte. „O Jesus," sagt sie, „was seh ich!
's ist kein guter Treffer!" — und damit sinkt sie in Ohnmacht.

Wärst du doch nie erwacht! Wie manchen bitteren Kummer
Hättst du verschlafen, du arme Frau, der deiner noch wartet!

Jetzt wird's täglich schlimmer. Auf allen Märkten flankiert er,
Jede Kirmes macht er mit und kommt man ins Wirtshaus
Nachts um zwölf und vormittags und abends um viere,
Sitzt der Michel da und mischt die trüglichen Karten.
Drüber verwildert sein Kind, es schwindet sein Gut, sie versteigern
Acker um Acker, die Frau vergeht in bitteren Tränen.

Kommt er einmal nach Haus, giebt's schnöde Reden und Antwort:
„Kommst du Lump?" und so und so. Mit trunkener Lippe
Flucht der Michel und schlägt die Frau. Jetzt muß er zum Pfarrer,
Jetzt vor's Oberamt und mit dem Gendarm ins Gefängnis.
Geht er schlimm, so kommt er ärger, wenn ihm der Vizli
Putzli wieder bläst ins Ohr und ihm Galle ins Blut mischt.

So währt's sieben Jahr. Einmal, da bringt ihn der Putzli
Wieder aus dem Turm: „Allons denn! gehn wir ins Wirtshaus,
Bis die Prügel nach Haus du bringst, die du eben bekommen!
Was zum Gruß die Frau dir gekocht, das wird dich nicht brennen.
Hör, du tust mir leid, es will das Herz mir zerreißen:
Denk ich, wie dir's geht und die Frau dir das Leben verbittert.
So ein Mann wie du, der tags seinen Taler vertun kann!
Glück im Spiel, das hast du, doch nach dem leidigen Sprichwort
Mit dem Weib ist's umgekehrt, das kann ich dir sagen.
Wärst du allein, wie hätt'st du es gut, und ein ruhiges Leben.
Quälen tut es dich schon, man sieht's, dir schwellen die Adern,
Trink einen Schluck Branntwein! Der kühlt vielleicht dir die Hitze."

Aber daheim die Frau, mit zusammengeschlagenen Händen
Sitzt sie auf der Bank und sieht durch Tränen zum Himmel.
„Sieben Jahr und sieben Kreuz!" so schluchzet sie endlich,
„Redlich wird mir's wahr, der Herrgott wolle es enden!"
Sagt's und nimmt ein Buch und betet in Todesgedanken.
Drüber stößt der Michel die Tür auf. Fürchterlich brüllt er:
„Heulst du schon wieder? es tut dir not, du falsche Kanaille!
Koch mir Saurkraut!" — Käte sagt: „„Es ist nirgend kein Feu'r mehr.""
„Saurkraut will ich! Siehst! Ich dreh dir das Messer im Leib um!" —
„„Lieber heut als morgen! Du bringst mich unter den Boden

So oder so. Das Kind, das hast du ja schon mir gemordet!""
„Dich soll das Donner und Wetter in Grund und Boden verschlagen!"
Sagt's und zuckt — und es sinkt bewußtlos die Käte zu Boden.
„„O mein blutig Herz!"" so stöhnt sie noch leis, wie sie umfällt.
„„Schaufelbub, da bin ich! Komm, schaufle mich ein in die Erde.""

Jetzt der Michel fort, vom schnellen Schrecken ergriffen
Läuft er ins Feld, der Boden schwankt und es raschelt im Nußbaum.
„Vizli Putzli, rat du mir!" so ruft er; der Putzli
Hinterm Nußbaum steht er und kommt. „„Was fehlt dir denn?"" fragt er.
„Rat mir, was soll ich beginnen? Die Käte hab' ich erstochen." —
„„Ist das alles,"" sagt der Putzli. „„Wirklich, du kannst doch
Einen erschrecken, daß man meint, was Wunder passiert sei!
Narr, im Lande geht's jetzt nicht mehr, Verdruß könnt' es geben.
Ist nicht da der Rhein? Komm mit, ich will dich begleiten,
Dort steht ein Kahn am Ufer."" Jetzt steigen sie drüben im Sundgau
Frisch ans Land und quer durchs Feld. Im einsamen Wirtshaus
Brennt ein Licht. „„Wir wollen doch zuschauen, wer noch drin ist.""
Sagt der Grüne. „„Wer weiß, du kannst dir die Grillen vertreiben!""

Aber im Wirtshaus sitzen noch späte nächtige Burschen,
Und von vorn geht's an mit Bankettieren und Spielen.
„Kreuz ist Trumpf! Und noch einmal! Und — gestochen das Herze!"
Es ist schon halb zwölf. — Will denn mit lockiger Stirne
Jetzt kein Knab' erscheinen? Wahrhaftig, Michel, es endet!
O wie spielst du schlecht! G e s t o c h e n, g e s t o c h e n d a s H e r z e!
Greift ihm tief in die Seel' und immer, wenn er einen Stich macht,
Wiederholt es der Grüne und wirft ihm dabei einen Blick zu.
Drüber geht's auf zwölf. Mit allemal schlechteren Karten
Spielt er allemal schlechter, und zahlt zuerst mit der Kreide.
Drauf schlägt's zwölf. Jetzt langt er mit seinem beringeten Finger
Frisch in den Sack. „Wer wechselt mir noch einen bayrischen Taler?"
Schlechte Münz', Herr Michel! Er greift in gläserne Scherben,
Tut 'nen Schrei und sieht den Grünen mit Schrecken und Graus an;
Aber der Putzli leert sein Branntweingläschen und schmatzet:
„Michel, komm jetzt fort, der Wirt möcht wollen zu Bett gehn.
Kommen doch heut viel Gäst'! Ist heut ja ein lustiger Feirtag,
Ludwigstag, der fünfundzwanzigste Monats Augusti!
Dreh am Ring so lang du willst, er geht nicht herunter!"
O wie hat der Michel gehorcht: — ein l u s t i g e r F e i e r t a g!
O wie hat er die Füße geklammert ans Tischbein.
Lange hilft's nicht und tut nicht gut. Mit Zittern und Beben
Steht er auf und sagt kein Wort. Sie gehn miteinander:
Vorne geht der Grüne und ihm auf der Ferse der Michel,
Wie dem Schlächter folgt ein Kalb zur blutigen Schlachtbank.
Einen Büchsenschuß vom Wirtshaus stellt ihn der Putzli,

„Michel," sagt er, „sieh, es steht kein Stern am Himmel!
Sieh, der Himmel hängt voll Wetter über und über!
's geht kein Wind, es schwankt kein Ast, es rühret kein Blatt sich,
Und du bist mir auch so still. Du willst doch nicht beten?
Oder machst du die Rechnung und ist dir das Leben verleidet?
Wie du meinst! Schlecht ist die Wahl, ich muß dir's bekennen.
Nimm, da hast du ein Messer, ich kauft's auf dem Blotzheimer Jahrmarkt,
Schneide dir selber die Gurgel ab, so kost't dir's kein Trinkgeld!"

So hat der Vater erzählt und mit engbrüstigem Atem
Sagt die Mutter: „Bist du bald fertig? Mach mir die Mädchen
Doch nicht graulich, es sind ja doch nur erdichtete Märchen!" —
„Ja, ich bin fertig," erwidert der Vater, „da liegt er
Mit dem Ring im Dornengebüsch, wo nicht singen die Drosseln."
Aber Mariechen sagt: „I Mutter, wer wird sich denn fürchten!
Denkst, ich merk nicht, was er meint und was er will sagen?
Ja, der Vizli Putzli, das ist die böse Versuchung.
Lockt sie nicht, und führt sie nicht in Sünden und Elend,
Wenn ein Mensch nicht beten mag, ist trotzig und tut nichts!
Und der lockige Knab', der warnt, das ist das Gewissen.
O ich kenn schon meinen Vater und seine Gedanken!"

J. P. Hebel.

Das Meislein.

Es fing ein Knab' ein Vögelein,
  Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm! So! So! Hm! Hm!

Der freut sich traun so läppisch,
  Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch,
Hm! Hm! So! So! Hm!-Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
  Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
  Hm! Hm! So! So! Hm! Hm!

Goethe.

Das Dithmarsische Lügenmärchen.

Ich will euch etwas erzählen. Ich sah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen schnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der Hölle, und ein Amboß und ein Mühlstein schwammen über den Rhein, fein langsam und leise, und ein Frosch saß und fraß eine Pflugschar zu Pfingsten auf dem Eis. Da waren drei Kerle, wollten einen Hasen fangen, gingen auf Krücken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte stumm, und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wissen, wie das geschah? Der Blinde, der sah zuerst den Hasen über Feld traben, der Stumme rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche, die wollten zu Land segeln und spannten die Segel im Wind und schifften über große Äcker hin: da segelten sie über einen hohen Berg, da mußten sie elendig ersaufen. Ein Krebs jagte einen Hasen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinaufgestiegen. In dem Lande sind die Fliegen so groß als hier die Ziegen. Mache das Fenster auf, damit die Lügen herausfliegen.

Gebr. Grimm.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo sind wir nur? Fast scheint es mir, daß wir verirrt sind,
Keine Uhr ist zu hören, kein Hahn, kein Glockengeläute.
Wo man horcht und wo man hinsieht, nirgend ein Fußtritt!
Kommt den Fußsteg da herunter! Es ist mir, als wären
Wir nicht weit vom Häfnet-Berg. Sonst grauste mir, wenn ich
Darüber gemußt, jetzt wär' ich froh! Der Sonne nach möcht' es
Wohl schon zehne sein. Das wär' kein Fehler, wir kämen
Alleweil noch zeitig genug nach Steinen zu Mittag. —
Gelt! was hab' ich gesagt! Gottlob, da sind wir am Häfnet,
Und jetzt weiß ich Weg und Steg. Ihr habt doch gebetet
Heute früh, will's Gott, und habt euch gewaschen und habt euch
Mit dem Kamme gekämmt? Manchmal, da nimmt man die Finger,
Und ihr seht mir fast so aus. Ei, Vetter, ich warn' euch!
Wenn wir beim Brunnen sind, da wird man euch waschen und kämmen.
In dem Wiesental ganz einsam in den Gefilden
Steht ein Haus noch jetzt, man nennt's das Steinemer Schlößchen.
Nun, den Handwerksleuten und Bauern, welche gefrohndet
Bei dem Bau, bis er stand mit seinem zackigen Giebel,

Tut kein Zahn mehr weh. Sie liegen im ruhigen Grabe.
Nicht so die Häfnet-Jungfrau, die vor undenklichen Zeiten
In dem Schlößchen einmal gehauset mit Vater und Mutter. —
Das war ein strenger Herr; die Frohnen nahmen kein Ende,
Bald bei der Treibjagd, bald zum Bau und wieder zum Pfluge,
Nachts zum Hüten im Feld. Hat der Zwingherr oder die Zwingfrau
Nichts mehr gewußt, so kam die Tochter, ein zimperlich Dingel,
Mit dem Zuckergesicht und marzipanenem Hälschen.
Gleich mußt einer hinaus gen Basel oder noch weiter,
Salben zu holen und das und dies zum Waschen und Kämmen,
Schuh' mit gestickten Blumen und kostbare goldene Hauben,
Reich mit Franzen besetzt und seidene Bänder und Handschuh.
Meint ihr, sie wär ein einzigesmal nach Steinen zur Kirche
Auf der Erde gegangen mit ihren papierenen Schuhen?
Wollenen Fries, wahrhaftig, den teuersten, den man kann finden,
Haben sie spreiten müssen vom Schloß bis herunter nach Steinen
Und durch's Dorf zur Kirchhoftür und über den Kirchhof,
Und ihn am Montag waschen. Am folgenden Sonntag hat alles
Müssen sauber sein, wie neu vom Weber und Walker.

Einstmals ist ein alter Mann — woher er gekommen,
Niemand hat es gewußt — gestanden am wollenen Fußsteg
Bei der Kirchhoftür, der sprach: „Ich warn' euch, Jungfer!
Hört mich an und treibt nicht Spaß mit dem heiligen Platz hier.
Geht man so zur Kirch' und über die grasigen Gräber?
Wie heißt's in der Bibel? Ihr werdet das freilich nicht wissen:
Erde sollst du werden, aus Erde bist du genommen,
Jungfer, ich fürcht'! ich fürcht'!" Und damit war er verschwunden.
Diesmal ging's noch auf Wollen zur Kirch' und nimmermehr wieder,
Nein, Flanell muß her am nächsten Sonntag, mit roten
Bändern rechts und links und unten und oben gerändert.
Ach, wie sprachen die Leut' manchmal im stillen den Wunsch aus:
Nähme dich nur ein Mann im Elsaß oder im Breisgau,
Oder auch wo der Pfeffer wächst, dir sollt' er gegönnt sein!
Aber es mochte sie keiner. Nachher ist die Mutter gestorben,
Drauf der Vater auch, sie liegen nebeneinander.
Endlich kommt's dazu, daß das Töchterchen hin bis zum Kirchhof
Keinen Flanell mehr braucht und doch nicht die Schuhe beschmutzet.
Haben sie nicht vier Richter im Sarg zu Grabe getragen?
Keiner hat da geweint. Ein Vater-Unser, nun freilich,
Beteten sie alle und sprachen: „Gott gebe dir ewigen Frieden!"
Weil der Tod doch alles versöhnt, doch leider zu spät erst.
Aber der alte Mann hat einmal gestanden am Kirchhof
Wieder und hat gesagt mit schweren bedeutsamen Worten:
„Hast du den Platz nicht berührt, soll dich nicht dulden der Platz nun,
Wo du hingehörst, das weiß nur des Geitligers Stierpaar."

Und so kam es. Den andern Morgen, wie sie ins Feld gehn,
Draußen steht der Sarg der Jungfrau neben der Kirchmau'r.
Wer vorbeiging, hat ihn geschaut, auch will man noch wissen,
Raben saßen genug auf dem Sarg und pickten am Tuche,
Wie es so geht; ist etwas daran, so lügt man noch mehr zu.
Nun, man versucht' es noch einmal, man hat sie noch tiefer vergraben
Auf einem andern Platz; nichts half, nichts wollte verschlagen.
Endlich sagt der Vogt: „Wir müssen des Geitligers Tiere
Fragen, wo sie hingehört." Man rüstet den Wagen,
Spannt die Stiere hinein und stellt auf den Wagen den Sarg hin.
„Lauft, wohin ihr wollt!" Sie ließen's nicht zweimal sich sagen,
Auf und fort zum Häfnet-Berg, da sind sie gestanden,
Dicht am Brunnen (ihr wißt), da wo wir eben vorbei sind.
In dem Brunnen sitzt sie. Doch steigt sie an sonnigen Tagen
Manchmal herauf ans Land und kämmt die goldenen Haare.
Und kommt einer vorbei, der nicht gebetet den Morgen
Oder sich nicht gekämmt und nicht sich geputzt und gewaschen,
Oder junge Bäume verderbt und andern das Holz stiehlt,
Den, so sagt man, nimmt in den Arm sie und fort in den Brunnen!
Vetter, ich glaub' das nicht. Man sagt das wegen der Kinder,
Daß sie säuberlich werden und keinem etwas verderben.
Vetter, wär's so gefährlich, mein Seel'! Euch nahm in den Arm sie,
Wie wir daran gingen entlang, und hätt' euch gewaschen am Brunnen
Und euch auch wieder einmal gekämmt. — Nein, horchet, was hör' ich?
Mittag läuten sie schon zu Steinen! Bald sind wir im Freien.
Kurz wird einem beim Laufen die Zeit doch, wenn man so etwas
Weiß miteinander zu reden, und irgendwer hat zu erzählen,
Sei's denn auch nicht wahr! nicht besser ist's, wenn es wahr ist.
Seht ihr das Schlößchen jetzt mit seinem eckigen Giebel?
Und das Dorf ist Steinen. Da vorn hin zieht sich der Kirchweg.

J. P. Hebel.

Herbstgang.

Der Wald grüßt uns in seinem buntesten Kleid. Aus dem Reichtum seiner Farben schauen die Wipfel der Tannen in ihrem Schwarzgrün noch ernster als sonst, als ob sie das leichtfertige Wesen der flatterhaften Laubbäume ernstlich mißbilligten: Birken und Hainbuchen sind hellgelb, die Rotbuchen zeigen sich in allen Farben zwischen Gelbrot und Kupferbraun; der Sauerdorn ist scharlachrot, der Liguster dunkelviolett; Heidelbeere und Brombeersträucher fügen ihr Rot in das grüne Gras des Waldbodens.

Die Farben breiten sich über den Wald in der anmutigsten Verteilung. Hier flammt das Gelb einer Birkenallee durch den Kiefernwald, dort steht ein rotfarbiger Ahornbaum einzeln vor dem dunkleren Hintergrunde des Erlengebüschs, die Bronzefarbe des Buchenwaldes überzieht den ganzen Bergrücken, und dann wieder ist der Wald mit allen Farben bunt getupft.

Allerlei Früchte machen das Bild noch bunter: Blau bereifte Beeren am niedrigen Brombeergesträuch, schwarze Hollunderbeeren, die purpurroten Äpfelchen des Weißdorns und der Eberesche, die schwarzblauen Früchte der Schlehe, braune Eicheln und glänzende, mahagonifarbene Kastanien und tief am Waldboden die roten Preißelbeeren.

Über die Farbenpracht wölbt sich der wolkenlose blaue Himmel, die Sonne gibt ihr mildes Licht, die weißen Herbstfäden gleiten langsam und traumhaft über Wiese und Feld, und von Zeit zu Zeit tönt durch die Stille der Ruf der wandernden Wildgans. Es ist, als ob die Erde in Feiertagsruhe und mit stiller Freude auf ihre reiche Sommerarbeit zurückschaue.

Der Müller und die Nixe.

Es war einmal ein Müller, der war reich an Geld und Gut und führte mit seiner Frau ein vergnügtes Leben. Aber Unglück kommt über Nacht; der Müller wurde arm und konnte zuletzt kaum noch die Mühle, in der er saß, sein eigen nennen. Da ging er am Tage voll Kummer umher, und wenn er abends sich niederlegte, fand er keine Ruhe, sondern verwachte die ganze Nacht in traurigen Gedanken. Eines Morgens stand er früh vor Tage auf und ging ins Freie; er dachte, es sollte ihm leichter ums Herz werden. Als er nun auf dem Damme an seinem Mühlteiche sorgenvoll auf- und niederging, hörte er es auf einmal in dem Weiher rauschen, und als er hinsah, da stieg eine weiße Frau daraus empor. Da erkannte er, daß es die Nixe des Weihers sein müsse und vor großer Furcht wußte er nicht, ob er davongehen oder stehen bleiben sollte. Indem er so zauderte, erhob die Nixe ihre Stimme, nannte ihn beim Namen und fragte ihn, warum er so traurig wäre. Als der Müller die freundlichen Worte hörte, faßte er sich ein Herz und erzählte ihr, wie er sonst so reich und glückselig gewesen wäre, und jetzt sei er so arm, daß er sich vor Not und Sorgen nicht zu raten wisse. Da redete ihm die Nixe mit tröstlichen Worten zu und versprach ihm, sie wolle ihn noch reicher machen, als er je gewesen sei, wenn er ihr dagegen das gebe, was eben in seinem Hause jung geworden sei. Der Müller dachte, sie wolle ein Junges von seinem Hunde oder seiner Katze haben, sagte ihr also zu, was sie verlangte, und eilte guten Mutes nach seiner Mühle. Aus der Haustür trat ihm seine Magd mit freudiger Gebärde entgegen und rief ihm zu, seine Frau habe soeben einen Knaben geboren. Da stand nun der Müller und konnte sich über die Geburt seines Kindes, die er nicht so bald erwartet hatte, nicht freuen. Traurig ging er ins Haus und erzählte seiner Frau und seinen Verwandten, die herbeikamen, was er der Nixe gelobt hatte. „Mag doch alles Glück, das sie mir versprochen hat, verfliegen," sprach er, „wenn ich nur mein Kind retten kann." Aber niemand wußte andern Rat, als daß man das Kind sorgfältig in acht nehmen müsse, damit es niemals dem Weiher zu nahe käme.

Der Knabe wuchs fröhlich auf, und unterdessen kam der Müller nach und nach zu Geld und Gut, und es dauerte nicht lange, so war er reicher, als er je gewesen war. Aber er konnte sich seines Glückes nicht recht freuen, da er immer seines Gelübdes gedachte und fürchtete, die Nixe werde über kurz oder lang auf die Erfüllung dringen. Aber Jahr auf Jahr verging, der Knabe wurde groß und lernte die Jägerei, und weil er ein schmucker Jäger war, nahm ihn der Herr des Dorfes in seinen Dienst, und der Jäger freite sich ein junges Weib und lebte fröhlich und in Freuden.

Einstmals verfolgte er auf der Jagd einen Hasen, der endlich auf das freie Feld ausbog. Der Jäger setzte ihm eifrig nach und streckte ihn mit einem Schusse nieder. Sogleich machte er sich ans Ausweiden und achtete nicht darauf, daß er sich in der Nähe des Weihers befand, vor dem er sich von Kind auf hatte hüten müssen. Mit dem Ausweiden war er bald fertig und ging nun an das Wasser, um seine blutigen Hände zu waschen. Kaum hatte er sie in den Weiher getaucht, als die Nixe emporstieg, ihn mit nassen Armen umfing und ihn mit sich hinabzog, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Als der Jäger nicht heimkehrte, geriet seine Frau in große Angst, und als man nach ihm suchte und am Mühlteiche seine Jagdtasche liegen fand, da zweifelte sie nicht mehr daran, wie es ihm ergangen sei. Ohne Rast und Ruhe irrte sie an dem Weiher umher und rief wehklagend Tag und Nacht ihren Mann. Endlich fiel sie vor Müdigkeit in einen Schlaf, darinnen

es ihr träumte, wie sie durch eine blühende Flur zu einer Hütte wanderte, worin eine Zauberin wohnte, die ihr ihren Mann wiederzuschaffen versprach. Als sie am Morgen erwachte, beschloß sie der Eingebung zu folgen und die Zauberin aufzusuchen. So wanderte sie aus und kam bald zur blühenden Flur und dann zur Hütte, worin die Zauberin wohnte. Sie erzählte ihren Kummer und daß ein Traum ihr Rat und Hilfe von ihr versprochen habe. Die Zauberin gab ihr zum Bescheid: sie solle beim Vollmond an den Weiher gehen und dort mit einem goldnen Kamme ihre schwarzen Haare strählen und dann den Kamm ans Ufer legen. Die junge Jägersfrau beschenkte die Zauberin reichlich und begab sich auf den Heimweg.

Die Zeit bis zum Vollmonde verging ihr langsam; als es aber endlich Vollmond war, ging sie zum Weiher und strählte sich mit einem goldnen Kamme ihre schwarzen Haare, und als sie fertig war, legte sie den goldnen Kamm am Ufer nieder und sah ungeduldig in das Wasser. Da rauschte es und brauste es aus der Tiefe, und eine Welle spülte den goldnen Kamm vom Ufer, und es dauerte nicht lange, so erhob ihr Mann den Kopf aus dem Wasser und sah sie traurig an. Aber bald kam wiederum eine Welle gerauscht, und der Kopf versank, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Der Weiher lag wieder ruhig wie zuvor und glänzte im Mondscheine, und die Jägersfrau war um nichts besser daran als vorher.

Trostlos durchwachte sie Tage und Nächte, bis sie wieder ermüdet in Schlaf sank, und derselbe Traum, der sie an die Zauberin gewiesen hatte, wieder über sie kam. Abermals ging sie am Morgen nach der blühenden Flur und nach der Hütte und klagte der Zauberin ihren Kummer. Die Alte gab ihr zum Bescheid: sie solle beim Vollmond an den Weiher gehen, auf einer goldnen Flöte blasen und dann die Flöte an das Ufer legen.

Als es Vollmond geworden war, ging die Jägersfrau zum Weiher, blies auf einer goldnen Flöte und legte sie dann ans Ufer. Da rauschte es und brauste es aus der Tiefe, und eine Welle spülte die Flöte vom Ufer, und bald erhob der Jäger den Kopf über das Wasser und tauchte immer höher empor, bis über die Brust, und breitete seine Arme nach seiner Frau aus. Da kam wieder eine rauschende Welle und zog ihn in die Tiefe zurück. Die Jägersfrau hatte voller Freude und Hoffnung am Ufer gestanden und versank in tiefen Gram, als sie ihren Mann in dem Wasser verschwinden sah.

Aber zum Troste erschien ihr wiederum der Traum, der sie zur blühenden Flur und zu der Hütte der Zauberin verwies. Die Alte gab diesmal den Bescheid: sie solle, sobald es Vollmond sein werde, an den Weiher gehen, dort auf einem goldenen Rädchen spinnen und dann das Rädchen ans Ufer stellen. Als der Vollmond kam, befolgte die Jägersfrau das Geheiß, ging an den Weiher, setzte sich nieder und spann auf einem goldenen Rädchen und stellte dann das Rädchen ans Ufer. Da rauschte es und brauste es aus der Tiefe, und eine Welle spülte das goldene Rad vom Ufer, und bald erhob der Jäger den Kopf über das Wasser und tauchte immer höher empor, bis er endlich an das Ufer stieg und seiner Frau um den Hals fiel. Da fing das Wasser an zu rauschen und zu brausen und überschwemmte das Ufer weit und breit und riß beide, wie sie sich umfaßt hielten, mit sich hinab. In ihrer Herzensangst rief die Jägerin den Beistand der Alten an, und auf einmal war die Jägerin in eine Kröte und der Jäger in einen Frosch verwandelt. Aber sie konnten nicht beisammen bleiben, das Wasser riß sie nach verschiedenen Seiten hin, und als die Überschwemmung vergangen war, da waren zwar beide wieder zu Menschen geworden, aber der Jäger und die Jägerin waren jedes in einer fremden Gegend und sie wußten nichts voneinander.

Der Jäger entschloß sich, als Schäfer zu leben, und auch die Jägerin ward eine Schäferin. So hüteten sie lange Jahre ihre Herden, eines vom andern entfernt.

Einstmals aber trug sich zu, daß der Schäfer dahin kam, wo die Schäferin lebte. Die Gegend gefiel ihm, und er sah, daß sie recht fruchtbar gelegen sei zur Weide seiner Herde. Er brachte also seine Schafe dorthin und hütete sie wie zuvor. Schäfer und Schäferin wurden gute Freunde, aber sie erkannten einander nicht.

An einem Abende aber saßen sie im Vollmond beieinander, ließen ihre Herden grasen und der Schäfer blies auf seiner Flöte. Da gedachte die Schäferin jenes Abends, wo sie am Weiher bei Vollmond auf der goldenen Flöte geblasen; sie konnte sich nicht länger halten und brach in lautes Weinen aus. Der Schäfer fragte sie, was sie so weine und klage, bis sie ihm erzählte, was ihr alles widerfahren sei. Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Schäfers, er erkannte seine Jägerin und gab sich ihr zu erkennen. Nun kehrten sie fröhlich in ihre Heimat zurück und lebten zusammen ungestört und in Frieden.

Ludwig Bechstein.

Schlachtfest.

Der Gastwirt zum „Lindenbaum" hat ein Plakat hinausgehängt, und darauf steht: Großes Schlachtfest mit musikalischer Abendunterhaltung! Ich werde nicht hingehen, denn festlich ist es doch nicht; aber ich denke daran, wie wir als Kinder wirklich ein Fest hatten, wenn das fette Schwein geschlachtet wurde.

Am frühen Morgen fuhren wir hastig in die Kleider, um das Schwein am Schwanz halten zu können, wenn es geschlachtet werden sollte; aber das Schwein hing längst am Haken, und der kleine behäbige Meister löste mit sicheren Schnitten rund und glatt die breiten Schinken aus und hob den dicken Speck von den Rippen. In der Küche hatte die Großmutter unter dem Kessel ein tüchtiges Feuer entfacht; in dem brodelnden Wasser kochte das fette Fleisch, und bald durchzog der süße Geruch des frischen Wellfleisches das ganze Haus. Unser guter Meister setzte sich vor eine große Mulde und mischte unter dem Beirat der Mutter Fleisch und Blut und Semmelbrocken mit Majoran, Pfeffer und Salz, und das Gemenge wurde von allen verständigen Personen ernsthaft und bedächtig gekostet ehe der Meister die Würste stopfte. Dann sahen wir zu, wie bei seiner flinken Arbeit die leeren Häute sich füllten, wie sie sich wanden und streckten, bis er mit sanfter Hand noch einmal glättend drüber hinfuhr und mit einem Holzspeiler die Öffnung schloß; bald brodelten die Würste im Kessel, die schlanken, hellen Leberwürste, die dicken stattlichen Blutwürste und für jeden Buben ein rund zusammengebundenes Extrawürstlein. Die Mutter erschien voller Aufmerksamkeit immer wieder am Kessel, um die Würste, die prall und dick wurden und platzen wollten, mit einer Nadel anzupieken, und nahm sie dann heraus. Da lagen sie in langer Reihe, und wir hatten viel Arbeit, sie immer von neuem zu zählen.

Dann bekam jeder Bube einen Topf voll Wurstbrühe, auf der eine Wurst schwamm, in die Hand und mußte ihn mit einem schönen Gruß zum Nachbar oder zum Onkel tragen; mit unerhörter Schnelligkeit kam jeder von seinem Botengang zurück; denn es galt, keins der wichtigen Ereignisse daheim zu versäumen.

Zum Abendbrot gab es Wurstsuppe mit schönen Semmelscheiben darauf, dann eine Auslese der besten Würste, und gründlich und mit Kennermiene wurde alles gekostet und geprüft und die Kunst des Meisters, der schmunzelnd zuhörte, aufs höchste gelobt.

Dagegen ist das Schlachtfest mit musiikalischer Abendunterhaltung beim Gastwirt zum „Lindenbaum" doch nur ein mäßiges Vergnügen; wenn aber bei uns zu Hause das fette Schwein geschlachtet wurde, dann war es wirklich ein Fest.

Kegel steit op een Been,
Hanne steit op twee,
Fallt se um, so fallt se rum,
So deit dat gar ni weh. Klaus Groth.

Der Besuch.

Der allzeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

Es blüht der Baum, das Brünnlein springt,
Der Tausend! wie der Vogel singt!
Das macht noch Freud' und frohen Mut,
Und 's Pfeifel, nein, was schmeckt das gut!

Im Sommer.

Volle Ähren wo man geht,
Bäum' voll Äpfel, wo man steht!
's ist 'ne Hitz', es ist 'ne Glut!
Aber 's Pfeifel, das schmeckt gut.

Im Herbst.

Könnt' die Welt noch besser sein?
Saft'ge Trauben, klarer Wein,
Frischer Herbst und lustig Blut,
Und mein Pfeifel schmeckt so gut!

Im Winter.

Winterszeit, schöne Zeit!
Wenn's auf allen Bergen schneit,
Auf das Dach und auf den Hut;
Grade dann schmeckt 's Pfeifel gut!

J. P. Hebel.

Des Königs Münster.

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münster zur Ehre und zum Lobe Gottes, und durfte niemand zu diesem Bau einen Heller beisteuern, nach des Königs ausdrücklichem Gebot, sondern er wollte es ganz aus dem eigenen Schatz erbauen. Und so geschah es auch, und das Münster war vollendet, schön und würdig, mit aller Pracht und aller Zier. Und da ließ der König eine große marmorne Tafel zurichten, in diese ließ er mit goldenen Buchstaben eine Schrift graben, daß er, der König, allein den Dom erbaut habe, und niemand habe dazu beigesteuert. Aber als die Tafel einen Tag und eine Nacht lang aufgerichtet war, so war in der Nacht die Schrift verändert, und statt des Königs Namen stand ein anderer Name darauf, und zwar der Name einer armen Frau, so daß es nun lautete, als habe sie das ganze prächtige Münster erbaut. Das verdroß den König mächtig; er ließ den Namen austilgen und den seinigen wieder einschreiben. Aber über Nacht stand wieder der Name jener armen Frau auf der Tafel, und jedermann las, daß sie des Münsters Stifterin sei. Und zum dritten Male ward des Königs Name auf die Tafel geschrieben, und zum dritten Male verschwand er, und jener kam zum Vorschein. Da merkte der König, daß hier Gottes Finger schreibe, demütigte sich und ließ nach der Frau forschen und sie vor seinen Thron heischen. Voll Angst und erschrocken trat sie vor den König, der sprach zu ihr: „Frau, es begeben sich wunderliche Dinge, sage mir bei Gott und deinem Leben die Wahrheit! Hast du mein Gebot nicht vernommen, daß niemand zu dem Münster geben solle? Oder hast du doch dazu gegeben?"

Da fiel das Weib dem Könige zu Füßen und sprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will alles auf deine Gnade bekennen! Ich bin ein ganz armes Weib; ich muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht ertötet; und da hatte ich doch ein Hellerlein erübrigt, das mocht' ich gar zu gerne darbringen zu deinem Tempelbau und Gott zu Ehren, aber ich fürchtete, o Herr, deinen Bann und deine harte Bedräuung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündlein Heu, das streute ich auf die Straße den Ochsen hin, welche die Steine zu deinem Münster zogen, und sie fraßen es. So tat ich nach meinem Willen und ohne dein Gebot zu verletzen."

Da ward der König mächtig bewegt von der Frau Rede und sah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt und ihn als höheres Opfer angenommen, wie des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich und nahm sich die Strafe seiner Eitelkeit wohl zu Herzen.

Ludwig Bechstein.

Die starken Stiefel.

„Die Stiefeln wär'n aber nich halten.“

„Was, Herr! — die nich halten? Die Stiefeln können Se vom höchsten Kerchturm fallen lassen, se gehn nich entzwee.“

Die beiden kugelrunden Müller.

Es war einmal ein Müller, der war schon an sich sehr stark und dick, wollte aber auch fest sein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum steckte er sich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ sich zuvörderst ein Wams machen, das fütterte er mit Kalk und Sand, und ließ, um das zu verbinden, geschmolznes Pech hineinfließen, hinten machte er ein Futter von mehreren Körben und vorn beblechte er es mit alten Reibeisen und eisernen Hafendeckeln, da wurde das Wams schwerer als der schwerste Brust- und Rückenharnisch, den jemals ein streithafter Ritter trug.

Darüber zog dieser Müller nun drei Hemden, und unter das Wams legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden auch einen Panzer, und darüber zog er neun lodene Röcke, wie sie die Wollenweber im Schwabenlande noch heute fertigen. Wenn nun der Müller sich mit diesem stattlichen Kleiderbollwerk angetan, so war er ein so stattliches, kugelrundes Kerlchen, daß er eben so breit war, als hoch, wie eine rechte Kugel sein muß, und konnte schier nicht ohne Gezwang durch ein Stadttor aus- und eingehen, konnte sich auch kaum rühren und regen, und seine Freunde mußten mit ihm gehen, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswalds Kirchtag ging und sich auch sehen lassen wollte vor den Leuten, so fuhr er einher auf einem Karren in seiner Rüstung und so gewappnet, wie es noch keiner je gesehen hatte. Den Wagen zogen vier starke Ochsen, und hinterdrein gingen alle Bauern seines Ortes mit ihren Weibern und Kindern, die steckten sich, wenn sich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feste und Schirmhut. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbrust, an seiner Seite hing ein Schwert, eine Mannslänge lang, ein Zweihander; und neben ihm lag noch ein Bogen nebst einem Pfeilköcher.

Wenn nun der kugelrunde Müller mit seinem Karren und seinen vier Ochsen an den großen Berg kam, über welchen der Weg führte, so harreten seiner dort ein paar Neffen mit Weib und Kind, die halfen den Wagen in die Höhe hinaufschieben, während vorn noch sechs Ochsen als Vorspann zogen, und so brachten sie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach und Vergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der andern Seite wieder abwärts, so mußte eingehemmt werden soviel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber kopfunter ging. Wenn seine Sippschaft ihn nun endlich am Ziele hatte, so wurde er mit Leitern und Hebebäumen vom Wagen herabgeschrotet, wie ein großes volles Weinfaß, und dann scharten sie sich um ihn her, und zumeist hinter ihn, wie die Philister hinter Goliath.

Dabei war der runde Mehlsack von großer Stärke und Unerschrockenheit, und es ging von ihm die Rede, daß er einst dermaßen in einen Haufen mitten hinein geschlagen, wie ein Hagelschauer in das Getreide, so daß er vielen Bauern viel Leids gebracht.

Nun war aber ein anderer Müller in der Nachbarschaft, der war ebenso stark und groß, ebenso kugelrund und trug auch so ein wohlausgefüttertes und beblechtes Wams, und keiner mochte den andern leiden, weil keiner dem andern nachstand. Und haßten und bekriegten einander schon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihtag, wo sie hinkamen, gerieten

sie aneinander und fochten gegen einander mit Worten und Waffen; es konnte aber ihrer keiner dem andern etwas anhaben, und waren zwei gar sehr gefürchtete Kampfhelden. Der eine Müller hatte einen Sohn, der andere eine Tochter, welche beide einander so sehr liebten, als die Väter einander haßten, darüber wurde der Zwiespalt noch größer, bis endlich gute und einsichtsvolle Freunde sich ins Mittel schlugen und beiden Müllern rieten, gute Freunde zu werden und ihre Kinder miteinander zu verheiraten. Und das taten sie endlich auch.

Wie das Gerücht vom Bündnis der beiden Müller ins Land erscholl, und daß sie sogar ihre Kinder miteinander verheiraten wollten, da erhob sich große Unruhe und Besorgnis, denn jedermänniglich konnte sich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden sein würden wie zwei Mühlsteine, zwischen denen alles, was ihnen zu nahe käme, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt dem einen Müller zu nahe trat, der hatte es gleich mit beiden zu tun, und konnte kein Fürst beide Wämser überwinden, denn die Müller glichen runden Burgen, waren auch nicht auszuhungern durch eine Belagerung, denn sie hatten auch in ihren Wämsern manche Metze gefaßt, von der sie zehren konnten lange Zeit. Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden also mannhaft waren, daß selbst der Kaiser große Mühe haben würde, sie zu überwältigen, so mußte man nur froh sein, daß sie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches kehrten, und begehrten gar keinen Sold und Lohn, sondern nur die Ehre, fechten und streiten zu dürfen. Und das war nur ihre einzige Klage, daß so mancher Tag verging, an dem sie keines Gegners ansichtig wurden, weil ihr Ruf so weit und breit genannt war, daß sich alles vor ihnen fürchtete.

Viele tapfere Taten vollführten die beiden kugelrunden Müller, seit sie miteinander verbunden waren, und wenn man diese Taten und die Abenteuer, welche durch sie bestanden wurden, niedergeschrieben hätte, so wäre das ein Buch geworden, zweimal so stark wie die Bibel und die Weltchronik. Auch taten sie mehr Wundertaten, als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geschichten sagen. Endlich schlugen sie ihre Wohnung in einer Wüste hinten an der Welt Ende auf, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Ludwig Bechstein.

Der Harfner.

An die Türen will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weitergehn.

Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint.
Eine Träne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Goethe.

Aschenputtel.

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.“ Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen?“ sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es verdienen; hinaus mit der Küchenmagd!“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!“ riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider,“ sagte die eine, „Perlen und Edelsteine,“ die zweite. „Aber du, Aschenputtel,“ sprach er, „was willst du haben?“ — „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab.“ Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn eir Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als en nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämm' uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest! — wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz gegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel", sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz, und willst zur Hochzeit? Du hast keine Kleider und Schuhe und willst tanzen?" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: „Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, — wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen: du wirst nur ausgelacht." Als sie nun weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen," und dachte, „das kann es ja nimmermehr." Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh' eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir alles

nichts: du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht, und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich," denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär' in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte, „sollte es Aschenputtel sein", und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte; aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen, und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging: aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen." Der Vater dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?" ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom

Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wiedergebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht, und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen; da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab; wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab: wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck:
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte," sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" — „Nein," sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er wollte es aber durchaus sehen, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der Königssohn ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger; er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck:
Der Schuck ist nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern und wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die älteste zur Linken und die jüngste zur Rechten; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Gebrüder Grimm.

Der Gevatter Tod.

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach: „Wer bist du?" „Ich bin der liebe Gott." „So begehr ich dich nicht zu Gevatter," sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und lässest den Armen hungern." Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen,

so will ich ihm Gold die Hülle und die Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Teufel." „So begehr ich dich nicht zum Gevatter," sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter, da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zu Gevatter." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Tod, der alle gleich macht." Da sprach der Mann: „Du bist der Rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein." Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen." Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte und stand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen: steh ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst du ihm dann von deinem Kraute ein, so wird er genesen; steh ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst und kein Arzt in der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen."

Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon wie es steht, ob er wieder gesund wird, oder ob er sterben muß," so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König erkrankte; der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, so stand der Tod zu Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. „Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte," dachte der Arzt, „er wird's freilich übelnehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu; ich will's wagen." Er faßte also den Kranken und legte ihn verkehrt, so daß der Tod zu Häupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsteres Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: „Du hast mich hinter das Licht geführt; diesmal will ich dir's nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dir's an den Kragen und ich nehme dich selbst mit fort."

Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekannt machen, wer sie vom Tode errettete, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben.

Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein und alsbald röteten sich ihre Wangen und das Leben regte sich von neuem.

Der Tod, als er sich zum zweitenmal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir und die Reihe kommt nun an dich," packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige und andere brannten wieder auf; also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel hin und her zu hüpfen schienen. „Siehst du," sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in den besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." „Zeige mir mein Lebenslicht," sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte und sagte: „Siehst du, das ist es." „Ach, lieber Pate," sagte der erschrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mir's zuliebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter." „Ich kann nicht," antwortete der Tod, „erst muß eins verlöschen, eh' ein neues anbrennt." „So setz das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist," bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches, großes Licht herbei: aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stückchen fiel um und verlosch. Alsbald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

Gebrüder Grimm.

Wenn dem Kindchen die Suppe zu heiß ist.

Fünf Engel haben gesungen,
Fünf Engel kamen gesprungen:
Der erste bläst das Feuer an,
Der andre stellt das Pfännel dran,

Der dritte schütt das Süppchen 'nein,
Der vierte tut brav Zucker drein,
Der fünfte sagt: 's ist angericht,
Iß mein Kindchen, brenn dich nicht.

Volkstümlich.

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirt fragt ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? „O freilich ja!" erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld." Nachdem er sich alles hatte wohlschmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld." Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir einen Taler schuldig?" Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Taler Speise von Euch nicht verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld." — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk," erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm eben so." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne antat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der andern vorsichtig nach der Türe, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

J. P. Hebel.

Der Meisterdieb.

Eines Tages saß vor einem ärmlichen Hause ein alter Mann mit seiner Frau und wollten von der Arbeit ein wenig ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, mit vier Rappen bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem ein reichgekleideter Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu dem Herrn und fragte, was sein Verlangen wäre und worin er ihm dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und sagte: „Ich wünsche nichts, als einmal ein ländliches Gericht zu genießen. Bereitet mir Kartoffeln, wie Ihr sie zu essen pflegt, dann will ich mich zu Eurem Tisch setzen und sie mit Freude verzehren." Der Bauer lächelte und sagte: „Ihr seid ein Graf oder Fürst oder gar ein Herzog, vornehme Herren haben manchmal solch ein Gelüsten; Euer Wunsch soll aber erfüllt werden." Die Frau ging in die Küche und sie fing an, Kartoffeln zu waschen und zu reiben und wollte Klöße daraus bereiten, wie sie die Bauern essen. Während sie bei der Arbeit stand, sagte der Bauer zu dem Fremden: „Kommt einstweilen mit mir in meinen Hausgarten, wo ich noch etwas zu schaffen habe." In dem Garten hatte er Löcher gegraben und wollte jetzt Bäume einsetzen. „Habt Ihr keine Kinder," fragte der Fremde, „die Euch bei der Arbeit behilflich sein könnten?" „Nein," antwortete der Bauer; „ich habe freilich einen Sohn gehabt," setzte er hinzu, „aber der ist schon seit langer Zeit in die weite Welt gegangen. Es war ein ungeratener Junge, klug und verschlagen, aber er wollte nichts lernen und machte lauter böse Streiche; zuletzt lief er mir fort, und seitdem habe ich nichts von ihm gehört." Der Alte nahm ein Bäumchen, setzte es in ein Loch und stieß einen Pfahl daneben: und als er Erde hineingeschaufelt und sie festgestampft hatte, band er den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Strohseil fest an den Pfahl. „Aber sagt mir," sprach der Herr, „warum bindet Ihr den krummen, knorrichten Baum, der dort in der Ecke fast bis auf den Boden gebückt liegt, nicht auch an einen Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?" Der Alte lächelte und sagte: „Herr, Ihr redet wie Ihr's versteht; man sieht wohl, daß Ihr Euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknorzt, den kann niemand mehr gerad machen: Bäume muß man ziehen, so lange sie jung sind." „Es ist wie bei Euerm Sohn," sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen, jetzt wird er auch hart und knorzig geworden sein." „Freilich," antwortete der Alte, „es ist schon lange, seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben." „Würdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte?" fragte der Fremde. „Am Gesicht schwerlich," antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht." Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Herr Gott," rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn," und die Liebe zu seinem Kinde regte sich in seinem Herzen. „Aber," setzte er hinzu, „wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichtum und Überfluß? Auf welchem Weg bist du dazu gelangt?" „Ach, Vater," erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist krumm gewachsen: jetzt ist er zu alt; er wird nicht nicht wieder gerad. Wie ich das alles erworben habe? Ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin ein Meisterdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Riegel: wonach mich gelüstet, das ist mein. Glaubt nicht, daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Arme Leute sind sicher: ich gebe ihnen lieber, als daß ich ihnen etwas nehme. So auch, was ich ohne Mühe, List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht

an.“ „Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir, es nimmt kein gutes Ende.“ Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte, daß es ihr Sohn war, weinte sie vor Freude, als er ihr aber sagte, daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Ströme über das Gesicht. Endlich sagte sie: „Wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen.“

Sie setzten sich an den Tisch, und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach: „Wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt, wer du bist und was du treibst, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er tat, als er dich am Taufstein hielt, sondern er läßt dich am Galgenstrick schaukeln.“ „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts tun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen.“ Als die Abendzeit sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing den Meisterdieb mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erbleichte er und schwieg eine Zeitlang ganz still. Endlich sprach er: „Du bist mein Pate, deshalb will ich Gnade für Recht ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst, ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen, wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gekrächze der Raben soll deine Musik dabei sein.“ „Herr Graf,“ antwortete der Meister, „denkt Euch drei Stücke aus, so schwer Ihr wollt, und wenn ich Eure Aufgaben nicht löse, so tut mit mir, wie Euch gefällt.“ Der Graf sann einige Augenblicke nach, dann sprach er: „Wohlan, zum ersten sollst du mir mein Leibpferd aus dem Stall stehlen, zum andern sollst du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeschlafen sind, das Bettuch unter dem Leib wegnehmen, ohne daß wir's merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger; zum dritten und letzten sollst du mir den Pfarrer und Küster aus der Kirche wegstehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals.“

Der Meister begab sich in die zunächstliegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauernfrau die Kleider ab und zog sie an. Dann färbte er sich das Gesicht braun und malte sich noch Runzeln hinein, so daß ihn kein Mensch wieder erkannt hätte. Endlich füllte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein starker Schlaftrunk gemischt war. Das Fäßchen legte er auf eine Kötze, die er auf den Rücken nahm und ging mit bedächtigen, schwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war schon dunkel, als er anlangte; er setzte sich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu husten, wie eine alte brustkranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der Türe des Pferdestalles lagen Soldaten um ein Feuer: einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu: „Komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du hast doch kein Nachtlager und nimmst es an, wo du es findest." Die Alte trippelte herbei, bat, ihr die Kötze vom Rücken zu heben, und setzte sich zu ihnen ans Feuer. „Was hast du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?" fragte einer.

„Einen guten Schluck Wein," antwortete sie, „ich ernähre mich mit dem Handel, für Geld und gute Worte gebe ich euch gerne ein Glas." „Nur her damit," sagte der Soldat, und als er ein Glas gekostet hatte, rief er: „Wenn der Wein gut ist, so trink ich lieber ein Glas mehr," ließ sich nochmals einschenken, und die andern folgten seinem Beispiel. „Heda, Kameraden," rief einer denen zu, die in dem Stall saßen, „hier ist ein Mütterchen, das hat Wein, der so alt ist wie sie selber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer." Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gesattelte Leibpferd gesetzt, ein anderer hielt den Zaum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein, soviel verlangt ward, bis die Quelle versiegte. Nicht lange, so fiel dem einen der Zaum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der, welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, schlief und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die Soldaten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen auf der Erde und regten sich nicht, als

wären sie von Stein. Als der Meisterdieb sah, daß es ihm geglückt war, gab er dem einen statt des Zaumes ein Seil in die Hand, und dem andern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwisch; aber was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes saß, anfangen? Herunter werfen wollte er ihn nicht, er hätte erwachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber guten Rat, er schnallte die Sattelgurte auf, knüpfte ein paar Seile, die in Ringen an der Wand hingen, an dem Sattel fest und zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, dann schlug er die Seile um den Pfosten und machte sie fest. Das Pferd hatte er bald von der Kette losgebunden, aber wenn er über das steinerne Pflaster des Hofs geritten wäre, so hätte man den Lärm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm also die Hufe mit alten Lappen, führte es dann vorsichtig hinaus, schwang sich auf und jagte davon.

Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meister auf dem gestohlenen Pferde zu dem Schloß. Der Graf war eben aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Morgen, Herr Graf," rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich glücklich aus dem Stall geholt habe. Schaut nur, wie schön Eure Soldaten daliegen und schlafen, und wenn Ihr in den Stall gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sich Eure Wächter gemacht haben." Der Graf mußte lachen, als ihm der Meisterdieb das gestohlene Pferd brachte, dann sprach er: „Einmal ist dir's gelungen, aber das zweitemal wird's nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du mir als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb." Als die Gräfin abends zu Bett gegangen war, schloß sie die Hand mit dem Trauring fest zu und der Graf sagte: „Alle Türen sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach und will den Dieb erwarten; steigt er aber zum Fenster ein, so schieße ich ihn nieder." Der Meisterdieb aber ging in der Dunkelheit hinaus zu dem Galgen, schnitt einen armen Sünder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlafgemach, setzte den Toten auf seine Schultern und fing an hinaufzusteigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bette lauerte, eine Pistole auf ihn los: alsbald ließ der Meister den armen Sünder herabfallen, sprang selbst die Leiter herab und versteckte sich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte, wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter stieg, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort fing er an, ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Jetzt," dachte der Dieb, „ist der günstige Augenblick gekommen," schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau," fing er mit der Stimme des Grafen an: „der Dieb ist tot, aber er ist doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Gib mir auch das Bettuch, so will ich die Leiche einhüllen und ihn wie einen Hund verscharren." Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was," sagte der Dieb weiter, „ich habe eine Anwandlung von Großmut, gib mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen." Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern tat, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Haus, bevor der Graf im Garten mit seiner Totengräberarbeit fertig war.

Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am andern Morgen der Meister kam und ihm das Bettuch und den Ring brachte. „Kannst du hexen?" sagte er zu ihm, „wer

hat dich aus dem Grab geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?" „Mich habt Ihr nicht begraben," sagte der Dieb, „sondern den armen Sünder am Galgen," und erzählte ausführlich, wie es zugegangen war; und der Graf mußte ihm zugestehen, daß er ein gescheiter und listiger Dieb wäre. „Aber noch bist du nicht zu Ende," setzte er hinzu, „du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und wenn dir das nicht gelingt, so hilft dir alles nichts." Der Meister lächelte und gab keine Antwort.

Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm und einer Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen. In dem Sack hatte er Krebse, in dem Bündel aber kurze Wachslichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Krebs heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken; dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort, bis auch der letzte aus dem Sack war. Hierauf zog er ein langes, schwarzes Gewand an, das wie eine Möchskutte aussah, und klebte sich einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz unkenntlich war, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, ging in die Kirche und stieg auf die Kanzel. Die Turmuhr schlug eben zwölf; als der letzte Schlag verklungen war, rief er mit lauter, gellender Stimme: „Hört an, ihr sündigen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, der Jüngste Tag ist nahe: hört an, hört an. Wer mit mir in den Himmel will, der krieche in den Sack. Ich bin Petrus, der die Himmelstür öffnet und schließt. Seht ihr draußen auf dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln ihre Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter." Das Geschrei erschallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küster, die zunächst an der Kirche wohnten, hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umherwandelten, merkten sie, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und traten in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da stieß der Küster den Pfarrer an und sprach: „Es wäre nicht übel, wenn wir die Gelegenheit benutzten und zusammen vor dem Einbruch des Jüngsten Tages auf eine leichte Art in den Himmel kämen." „Freilich," erwiderte der Pfarrer, „das sind auch meine Gedanken gewesen; habt Ihr Lust, so wollen wir uns auf den Weg machen." „Ja," antwortete der Küster, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vortritt, ich folge nach." Der Pfarrer schritt also vor und stieg auf die Kanzel, wo der Meister den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerst hinein, dann der Küster. Gleich band der Meister den Sack fest zu, packte ihn am Bausch und schleifte ihn die Kanzeltreppe hinab: so oft die Köpfe der beiden Toren auf die Stufen aufschlugen, rief er: „Jetzt geht's schon über die Berge." Dann zog er sie auf gleiche Weise durch das Dorf, und wenn sie durch Pfützen kamen, rief er: „Jetzt geht's schon durch die nassen Wolken," und als er sie endlich die Schloßtreppe hinaufzog, so rief er: „Jetzt sind wir auf der Himmelstreppe und werden bald im Vorhof sein." Als er oben angelangt war, schob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben flatterten, sagte er: „Hört ihr, wie die Engel sich freuen und mit den Fittichen schlagen." Dann schob er den Riegel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er sich zu dem Grafen und sagte ihm, daß er auch die dritte Aufgabe gelöst und den Pfarrer und Küster aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo hast

du sie gelassen?" fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden sich ein, sie wären im Himmel." Der Graf stieg selbst hinauf und überzeugte sich, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Als er den Pfarrer und Küster aus dem Gefängnis befreit hatte, sprach er: „Du bist ein Erzdieb und hast deine Sache gewonnen. Für diesmal kommst du mit heiler Haut davon, aber mache, daß du aus meinem Land fortkommst, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, so kannst du auf deine Erhöhung am Galgen rechnen." Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Brüder Grimm.

Das Lob der Kartoffel.

Auf einem Grabe.

Schlaf wohl, schlaf wohl im kühlen Bett!
Zwar liegst du hart auf Sand und Kies,
Doch spürt's dein müder Rücken nicht.
Schlaf sanft und wohl!

Auf deinem Herzen dick und schwer
Hoch aufgeschüttet liegt das Bett,
Du schläfst in Frieden, fühlst es nicht.
Schlaf sanft und wohl!

Du hörst nicht mein „Behüt dich Gott",
Hörst meine bangen Klagen nicht;
Wär's besser wohl, wenn du's vernähmst?
Nein! wahrlich, nein!

Es ist dir wohl, es ist dir wohl!
Und wenn ich nur erst bei dir wär',
Dann wär' schon alles recht und gut.
Wir sind uns lieb.

Es ist dir wohl! O 's ist dir wohl,
Und was du auch gelitten hast,
Gott Lob und Dank, im kühlen Grund
Tut's nimmer weh.

Drum, wenn ich nur erst bei dir wär',
Dann wär' ja alles recht und gut.
Jetzt sitz ich da, weiß keinen Trost
Für meinen Schmerz.

Und doch, vielleicht, wenn Gott es will,
Kommt auch mein Samstag bald heran,
Dann gräbt auch mir der Nachbar Klaus
Mein kühles Bett.

Und wenn mein Atem stille steht,
Mein Schlaflied dann gesungen ist,
Dann schütten sie mein Deckbett auch
Und — „Gott mit dir!"

Du schläfst, hörst nicht den Glockenschlag
Im Kirchturm dort die lange Nacht,
Nicht, wenn der Wächter zwölfe ruft
Im stillen Dorf.

Und wenn's am schwarzen Himmel blitzt,
Und Wolk' an Wolk' im Donner kracht,
Das Wetter fährt dir übers Grab
Und weckt dich nicht.

Und was dich früh im Morgenrot
Bis Mitternacht bekümmert hat,
Gottlob, es ficht dich nicht mehr an
Im stillen Grab.

Dann schlaf ich auch so sanft wie du
Und hör' im Turm die Glocke nicht,
Wir schlafen, bis am Sonntag früh
Der Morgen taut.

Und wenn einmal der Sonntag tagt,
Der Engel Morgenlied uns weckt,
Dann stehn wir miteinander auf
Gesund und frisch.

Und eine neue Kirche dann,
Sie funkelt hell im Morgenrot.
Wir gehn und singen am Altar
Halleluja!

J. P. Hebel.

Goldhähnchen.

Es lebte einmal ein alter Mann in einem Waldhäuschen, der hatte ein Goldhähnchen, und wie er starb, sagte er zu den Kindern: „Verkauft nur ja das Goldhähnchen nicht, denn das ist ein Glücksvögelchen.“ Aber wie er gestorben war, kehrte Not und Mangel in das Häuschen der Kinder ein. Nun legte das Goldhähnchen jede Woche ein Ei, so groß wie eine Erbse und von erbsengelber Farbe. Die Eier hatte der Vater immer fortgetragen und war mit Geld und Lebensmitteln zurückgekehrt. Da entschloß sich der älteste Sohn, die Eier feilzubieten. Wo er sie aber anbot, wurde er ausgelacht, und endlich gab ihm ein Mann aus Mitleid ein paar Pfennige dafür. Als die verzehrt waren, machte sich der Knabe wieder auf den Weg, diesmal nur mit einem einzigen Ei, und da war er glücklicher. Er fand den Mann, dem der Vater immer die Eier verkauft hatte, und der ihren Wert wohl kannte, denn sie waren von purem Gold. Wie der Mann aber merkte, daß der Junge nichts von dem Geheimnis wußte, so sagte er: „Was soll ich mit dem Ei? Verkaufe mir den Vogel, ich will ihn dir sehr gut bezahlen.“ Und ging auch gleich mit in das Waldhäuschen. Die andern Kinder weinten und klagten, als ihr Bruder das Goldhähnchen an den Mann verkaufte, der einige blanke Taler dafür auf den Tisch legte. Das Vöglein flatterte unruhig im Käfig hin und her, und den Kindern war es, als wenn es schrie: „Verkauf' mich nicht, verkauf' mich nicht!“ Aber es wurde doch verkauft.

Und wie das Vöglein fort war, da war es vollends aus mit dem Glück; die Kinder konnten das Waldhäuschen nicht erhalten und mußten betteln gehen, und kamen weit voneinander.

Um diese Zeit geschah es, daß der König starb, und seine schöne Witwe ließ bekannt machen, sie werde dem ihre Hand reichen, der mit verbundenen Augen die aufgehängte Krone mit einer Lanze herabstechen werde. Das Goldhähnchen sang damals immerfort: „Wer mich ißt, wird König! Wer mich ißt, wird König!“ Das gefiel dem Mann, der es gekauft hatte, und obgleich er nun auf die goldnen Eier verzichten mußte, so tötete er es doch, ließ es rupfen und mit bunter Seide bezeichnen, um es gebraten wieder zu erkennen und gab der Köchin strengen Befehl, ja recht darauf acht zu haben. Er hatte viele Freunde zu einem festlichen Mahle geladen, damit ihm gleich gehuldigt werde, wenn er den Vogel gegessen und plötzlich König werde.

Währenddem kam der junge Mensch, der das Goldhähnchen verkauft hatte, als ein armer Bettler vor das Haus und sprach die Köchin um ein Stück Brot an, und die sagte: „Haben sollst du etwas, mußt aber auch etwas tun!“ Er holte Wasser, spaltete Holz zum Herdfeuer, drehte den Bratenwender und hatte acht auf die Vögel, die in der Pfanne brieten und darunter das Goldhähnchen auch war. Von ungefähr stieß er mit einem Stück Holz an die Pfanne, da fiel das Goldhähnchen heraus in die glühenden Kohlen.

„Schad' um das Vöglein!“ dachte er, schob es in den Mund und verspeiste es, obschon er sich tüchtig verbrannte. Er wußte aber nicht, daß es sein Goldhähnchen gewesen. Als die Köchin in die Küche kam, zählte sie die Vögel, sah, daß eins fehlte, und jagte den ungetreuen Küchenbuben mit Schimpfen und Schelten von dannen, zeichnete aber geschwind einen andern kleinen Vogel und trug das Gericht ihrem Herrn auf. Dieser aß das gezeichnete Vöglein und sitzt heute noch und wartet, bis er König wird.

Der Fortgejagte schlich trübselig durch die Straßen und bettelte vor der Tür eines Müllers. Der brauchte just einen Eselreiber, und er durfte nun bei den Eseln im Stalle

schlafen. Jetzt kam der Tag des Kronenstechens, und da meinte der Eseltreiber, wenn jedermann stechen und sein Glück versuchen dürfte, möcht' er's auch wagen, bat den Müller um einen Speer und um ein Pferd. Der Müller lachte, doch dachte er, das gibt einen Hauptspaß, gab ihm eine alte lahme und spindeldürre Mähre und einen alten Speer, und sandte

ihn hin zum Stechen. Alles lachte, wie er daherkam, und die Königin schaute unwillig drein; allein da sie das Kronenstechen einmal gänzlich freigegeben hatte, so durfte sie es nun nicht ausschließlich machen.

Ein Graf und ein Ritter nach dem andern stach nach der Krone mit verbundenen Augen und keiner erlangte sie; aber der Eseltreiber stach die Krone herab. Der Königin war das

gar unlieb, allein sie mußte des Eseltreibers Gemahlin werden, weil sie das einmal beschworen hatte, und so wurde derselbe König.

Die Königin sann aber Tag und Nacht darauf, sich seiner zu entledigen. Eine alte Zauberin gab ihr ein Kraut, das hatte die Kraft, die menschliche Gestalt in eine tierische zu verwandeln. Dies Kraut mischte sie ihrem Gemahl unter die Speise, und siehe, der König wurde ein leibhaftiger Esel. Da wurde er in der Mühle zu den andern Eseln gestellt, mußte Säcke mit Getreide und Mehl tragen jahraus jahrein, und hatte es um kein Haar besser oder schlimmer als die übrigen Esel auch.

Nun hatte er eine Schwester gehabt, die war eine Nonne geworden, und man hatte ihr das Amt der Pförtnerin vertraut. Wie er zum erstenmal mit seinen Säcken an die Klostermühle kam, erkannte er gleich seine Schwester. Da yate er hell auf und gab seine Freude zu erkennen, und auch die Pförtnerin spürte die Stimme der Natur. Nun war sie kundig aller Kräuter, ging hin, pflückte ein Zauberkraut, das die Kraft besaß, die tierische Gestalt wieder in die menschliche zu verwandeln, und gab es dem Esel zu fressen. Da wurde er wieder Mensch wie zuvor, und bedankte sich bei seiner Schwester mit vielen Tränen. Er hatte aber sieben Jahre Säcke und Prügel genug getragen und verlangte nicht wieder zu den Menschen. In der Nähe des Klosters erbaute er sich eine Hütte von Baumzweigen und wurde ein frommer Waldbruder. Da lebte er von Wurzeln und Kräutern, und hatte seine Lust an dem lieben Gesang der Waldvögel und fütterte und pflegte sie, nur nicht die Goldhähnchen, die konnte er nicht leiden und verwünschte sie, weil das eine ihm nur Unglück gebracht hatte, und fing sie und tötete sie, wo er nur eines habhaft werden konnte.

Ludwig Bechstein.

Märchen vom Mann im Monde.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, eine großmächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Tiere und Menschen geschaffen! Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot, du sollst den Feiertag heiligen?" Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?"

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!" sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwert ist, so sollst du fürder ewig Montag haben und im Monde stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!"

Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

Ludwig Bechstein.

Der Schatzgräber.

Arm an Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Verschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die
Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mir der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

Goethe.

Das Eselein.

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte sie Tag und Nacht und sprach: „Ich bin wie ein Acker, auf dem nichts wächst.“ Endlich erfüllte Gott ihre Wünsche: als das Kind aber zur Welt kam, sah es nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Eselein. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geschrei erst recht an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt als einen Esel und sagte, man sollt ihn ins Wasser werfen, damit ihn die Fische fräßen. Der König aber sprach: „Nein, hat Gott ihn gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe sein, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron sitzen und die königliche Krone tragen.“ Also ward das Eselein aufgezogen, nahm zu, und die Ohren wuchsen ihm auch fein hoch und gerad hinauf. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum, spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem berühmten Spielmann ging und sprach: „Lehre mich deine Kunst, daß ich so gut die Laute schlagen kann als du.“ „Ach, liebes Herrlein,“ antwortete der Spielmann, „das sollt Euch schwer fallen, Eure Finger sind nicht allerdings dazu gemacht und gar zu groß; ich sorge, die Saiten haltens nicht aus.“ Es half keine Ausrede, das Eselein wollte und mußte die Laute schlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende so gut, als sein Meister selber. Einmal ging das junge Herrlein nachdenksam spazieren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah im spiegelhellen Wasser seine Eseleinsgestalt. Darüber ward es so betrübt, daß es in die weite Welt ging und nur einen treuen Gesellen mitnahm. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen sie in ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige, aber wunderschöne Tochter hatte. Das Eselein sagte: „Hier wollen wir weilen,“ klopfte ans Tor und rief: „Es ist ein Gast haußen, macht auf, auf daß er eingehen kann.“ Als aber nicht aufgetan wurde, setzte er sich hin, nahm seine Laute und schlug sie mit seinen zwei Vorderfüßen aufs lieblichste. Da sperrte der Türhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und sprach: „Da draußen sitzt ein junges Eselein vor dem Tor, das schlägt die Laute so gut als ein gelernter Meister.“ „So laß mir den Musikant hereinkommen,“ sprach der König. Wie aber ein Eselein hereintrat, fing alles an, über den Lautenschläger zu lachen. Nun sollte das Eselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden, es ward aber unwillig und sprach: „Ich bin kein gemeines Stalleselein, ich bin ein vornehmes.“ Da sagten sie: „Wenn du das bist, so setze dich zu dem Kriegsvolk.“ „Nein,“ sprach es, „ich will beim König sitzen.“ Der König lachte und sprach in gutem Mut: „Ja, es soll so sein, wie du verlangst, Eselein, komm her zu mir.“ Danach fragte er: „Eselein, wie gefällt dir meine Tochter?“ Das Eselein drehte den Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach: „Aus der Maßen wohl, sie ist so schön, wie ich noch keine gesehen habe.“ „Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen,“ sagte der König. „Das ist mir eben recht,“ sprach das Eselein und setzte sich an ihre Seite, aß und trank und wußte sich fein und säuberlich zu betragen. Als das edle Tierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es: „Was hilft das alles, du mußt wieder heim,“ ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber liebgewonnen und sprach: „Eselein, was

ist dir? Du schaust ja sauer, wie ein Essigkrug: bleib bei mir, ich will dir geben, was du verlangst. Willst du Gold?“ „Nein,“ sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopfe. „Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?“ „Nein.“ „Willst du mein halbes Reich?“ „Ach nein.“ Da sprach der König: „Wenn ich nur wüßte, was dich vergnügt machen könnte; willst du meine schöne Tochter zur Frau?“ „Ach ja,“ sagte das Eselein, „die möchte ich wohl haben,“ war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das war's gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkämmerlein geführt wurden, wollte der König wissen, ob sich das Eselein auch fein artig und manierlich betrüge, und hieß einem Diener, sich dort verstecken. Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Riegel vor die Türe, blickte sich um, und wie er glaubte, daß sie ganz allein wären, da warf er auf einmal seine Eselshaut ab und stand da als ein schöner, königlicher Jüngling. „Nun siehst du,“ sprach er, „wer ich bin und siehst auch, daß ich deiner nicht unwert war.“ Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als aber der Morgen heran-kam, sprang er auf, zog seine Tierhaut wieder über, und hätte kein Mensch gedacht, was für einer dahinter steckte. Bald kam auch der alte König gegangen, „ei,“ rief er, „ist das Eselein schon munter! Du bist wohl recht traurig,“ sagte er zu seiner Tochter, „daß du keinen ordentlichen Menschen zum Mann bekommen hast?“ „Ach nein, lieber Vater, ich hab ihn so lieb, als wenn er der allerschönste wäre, und will ihn mein Lebtag behalten.“ Der König wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, kam und offenbarte ihm alles. Der König sprach: „Das ist nimmermehr wahr.“ „So wacht selber die folgende Nacht, Ihr werdet's mit eigenen Augen sehen, und wißt Ihr was, Herr König, nehmt ihm die Haut weg und werft sie ins Feuer, so muß er sich wohl in seiner rechten Gestalt zeigen.“ „Dein Rat ist gut,“ sprach der König, und abends, als sie schliefen, schlich er sich hinein, und wie er zum Bett kam, sah er im Mondschein einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgestreift auf der Erde. Da nahm er sie weg und ließ draußen ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen, und blieb selber dabei, bis sie ganz zu Asche verbrannt war. Weil er aber sehen wollte, wie sich der Beraubte anstellen würde, blieb er die Nacht über wach und lauschte. Als der Jüngling ausgeschlafen hatte, beim ersten Morgenschein, stand er auf und wollte die Eselshaut anziehen, aber sie war nicht zu finden. Da erschrak er und sprach voll Trauer und Angst: „Nun muß ich sehen, daß ich entfliehe.“ Wie er hinaustrat, stand aber der König da und sprach: „Mein Sohn, wohin so eilig, was hast du im Sinn? Bleib hier, du bist ein so schöner Mann, du sollst nicht wieder von mir. Ich gebe dir jetzt mein Reich halb und nach meinem Tode bekommst du es ganz.“ „So wünsch ich, daß der gute Anfang auch ein gutes Ende nehme,“ sprach der Jüngling, „ich bleibe bei Euch.“ Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahre starb, hatte er das ganze, und nach dem Tode seines Vaters noch eins dazu, und lebte in aller Herrlichkeit.

Gebrüder Grimm.

Unser Winterfreund.

Der Nordwind pfeift über den Hof, rattert an den Fensterläden und jagt die welken Blätter, daß sie entsetzt in einen Winkel flüchten. Die verborgensten Spalten und Ritzen späht er aus und bläst eiskalt hindurch. Er höhnt die blasse Wintersonne, die ein paar Stunden schräg durchs Fenster scheint, um ein wenig Lebenswärme zu bringen; gegen den grimmen Gesellen aus Norden kommt sie nicht auf, er ist ihr über.

Da kommt unser Winterfreund wieder zu Ehren. Den ganzen Sommer hindurch haben wir ihn nicht beachtet, und er hat es uns nicht einmal übelgenommen. Gleich sieht er vergnügt aus, wenn er seinen breiten Rachen öffnen muß und wir die Holzscheite und die schwarzen Kohlen hineinstopfen.

Nun knistern und knacken die Holzscheite, und die Flammen werfen rotes Flackerlicht über die Dielen der noch im Dämmerlicht liegenden Stube, über die braunen Stühle und Schränke und das weiße Kaffeegeschirr auf dem Tisch. Alles Unbehagen des grauen Dezembermorgens verschwindet vor der wachsenden Wärme und dem heitern Spiel der hüpfenden Lichter.

Wenn die Tür geöffnet wird, kommt flink der Dachshund herein; behaglich streckt er sich vor dem Feuerloch, gähnt gewaltig, setzt sich und schaut aufmerksam in die knisternden, wispernden Flammen. Die Katze hat es sich schon auf der Ofenbank bequem gemacht. Durch lange Gewohnheit hat sie ein gutes Recht auf diesen Platz, und selbst der Hausherr muß auf Mieze Rücksicht nehmen, wenn er auf der Ofenbank sitzt und Hänschen reiten läßt.

In der Ofenröhre liegen Bratäpfel, schon duften sie süß und würzig, und wenn Bruder und Schwester aus der Schule heimkommen und ihr Gedicht gut gelernt haben, gibt die Mutter jedem einen heißen Bratapfel in die frostkalten Hände, daß sie schnell den schlimmen Nordwind vergessen, der ihnen auf dem Schulweg Nase und Ohren zwickte.

Der erste Schnee.

Ei du liebe, liebe Zeit,
Ei, wie hat's geschneit, geschneit!
Rings herum, wie ich mich dreh',
Nichts als Schnee und lauter Schnee.
Wald und Wiesen, Hof und Hecken,
Alles steckt in weißen Decken!
Und im Garten jeder Baum,
Jedes Bäumchen voller Flaum!
Auf dem Sims, dem Blumenbrett
Liegt er wie ein Federbett!
Auf den Dächern um und um
Nichts als Baumwoll' rings herum!
Und der Schlot vom Nachbarhaus,
Wie possierlich sieht der aus:
Hat ein weißes Müllerkäppchen,
Hat ein weißes Müllerjöppchen!
Meint man nicht, wenn er so raucht,
Daß er just sein Pfeiflein schmaucht?
Und im Hof der Pumpenstock
Hat gar einen Zottelrock,
Und die pudrige Perücke,
Und den Haarzopf im Genicke,
Und die ellenlange Nase
Geht schier vor bis an die Straße!
Und gar draußen vor dem Haus! —
Wär nur erst die Schule aus!
Aber dann, wenn's noch so stürmt,
Wird ein Schneemann aufgetürmt,
Dick und rund und rund und dick,
Steht er da im Augenblick.
Auf dem Kopf als Hut 'nen Tiegel,
Und im Arm den langen Prügel,
Und die Füße tief im Schnee:
Und wir ringsherum, Juhe!
Ei, ihr lieben, lieben Leut',
Was ist heut' das eine Freud'.

Friedrich Güll.

Futterplätze für die Vögel.

Die Sperlinge, Finken und Ammern auf den Landstraßen sind in großer Not, und auch die flinken Meisen müssen hungern, weil der Schnee die Kiefern und Tannen dicht verhüllt hat. Wir wollen den Vögeln helfen, und ihr zutrauliches Wesen wird uns herzlich freuen.

Die Mutter gibt uns gern eine Handvoll Walnüsse, für die Weihnachtstage bleiben noch immer genug. Mit dem Taschenmesser spalte ich die Nüsse auf und bohre durch jede Schale nahe am Rande ein Loch. Wenn du es tust, sei aber vorsichtig, daß die Messerspitze nicht abgleitet und in den Finger fährt. Durch das Loch ziehe ich einen Faden und hänge die Nuß an den Haken in der Fensterwand. Nun wollen wir in den Garten gehen. Am Gebüsch fegen wir den Schnee weg und streuen Brot- und Semmelkrümel und die zerkleinerten Reste der Kartoffeln von unserm Mittagbrot hin, und der Kanarienvogel nimmt es uns nicht übel, wenn wir aus seiner großen Futterkiste eine Handvoll Körner zugeben. Du willst wissen, warum wir die Futterstelle nicht auf dem großen, freien Rasenplatz angelegt haben! Die Raubvögel hätten leichtes Spiel, wenn sie auf den freien Platz hinabstoßen könnten, um einen Sperling oder Finken zu schlagen. Aber hier an dem dichten Gebüsch können sich unsre Gäste schnell bergen.

Jetzt wollen wir wieder ins Zimmer gehen. Am Fenster ist schon unser erster Gast. Eine Kohlmeise hält sich mit ihren spitzen Krallen an der Walnuß fest und pickt an dem süßen Kern. Wie lustig sie schaukelt, und wie die schwarzen Augen glänzen! Jetzt hat sie genug und fliegt in den Garten hinunter, um an den Obstbäumen nach Insekteneiern für den Nachtisch zu suchen. Da haben wir auch schon auf unserm Futterplatz eine bunte Gesellschaft beisammen. Die meisten sind Spatzen; sie kennen gar keinen Anstand und schlingen hastig hinunter, was ihnen vor den Schnabel kommt. Die gelbbrüstigen Ammern sind manierlicher und picken sauber Körnchen um Körnchen auf. Aber wie vornehm tut der bunte Buchfink! Er hält sich abseits, verliert keinen Augenblick die stolze Haltung, wenn er sich auch bei Fremden zu Tische bitten muß, und wählt Körnchen und Brocken sorgsam aus.

In den nächsten Tagen müssen wir darauf achten, daß die Katze nicht in den Garten kommt, und nach jedem Schneefall muß der Platz von neuem gefegt und mit Futter bestreut werden.

Der Tolpatsch.

Ich sehe dich vor mir, guter Tolpatsch, in deiner leibhaftigen Gestalt, mit deinen kurzgeschorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten; du siehst mich an mit deinem breiten Gesichte, mit deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halboffenen Munde. Damals, als du mir in der Hohlgasse, wo jetzt die neuen Häuser stehen, einen Lindenzweig abschnittst, um mir eine Pfeife daraus zu machen — damals dachten wir nicht daran, daß ich einst der Welt etwas von dir vorpfeifen würde, wenn wir so weit, weit auseinander sein werden. Ich erinnere mich noch wohl deiner ganzen Kleidung: freilich ist sie leicht zu behalten, denn Hemd, roter Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja alles. Am Sonntag, ja da war es anders, da hattest du deine Pudelkappe, dein blaues Wams mit den breiten Knöpfen, die scharlachrote Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klapsenden Schuhe so gut wie ein andrer, ja sogar meist noch eine frisch gepflückte Blutnelke hinterm Ohr stecken. Aber es war dir nie recht wohl in dieser Pracht. Drum bleib' ich bei dir in deinem Alltagskleide.

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatsch, und mach dich wieder fort. Ich kann dir deine Geschichte nicht so ins Gesicht hinein erzählen; sei ruhig, ich werde dir nichts Böses nachsagen, wenn ich auch per „Er" von dir spreche.

Der Tolpatsch trägt ein ganzes Geschlechtsregister in seinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Barthels Basches*) Bua", und sein Taufname ist Aloys. Wir tun ihm den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen. Das freut ihn, da außer seiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn fast niemand so nannte; jeder hatte die Frechheit, Tolpatsch zu sagen. Darum ging auch unser Aloys, obgleich er schon siebzehn Jahre alt war, am liebsten mit uns Kindern um. An versteckten Orten spielte er Häufchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatsch, oder besser, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimgrube; denn die ganze Dorfjugend war fast immer in zwei feindliche Parteien geteilt, die sich auf allen Wegen und Stegen scharf befehdeten.

Die Altersgenossen unseres Aloys begannen aber schon eine Rolle im Dorfe zu spielen. Sie rotteten sich allabendlich zusammen und zogen, gleich den großen Burschen, singend und pfeifend durch das Dorf, oder standen schäkernd vor dem Wirtshause zum Adler an der großen Holzbeige und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmste Kennzeichen eines großgewordenen Burschen ist aber die Tabakspfeife. Da standen sie dann mit ihren silberbeschlagenen und mit silbernen Kettchen behangenen Ulmer Maserköpfen, sie hatten sie kalt im Munde; manchmal aber wagte es einer, bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten sie fröhliche Gesichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch so übel davon wurde.

Auch unser Aloys hatte schon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im verborgenen. Eines Sonntagsabends wagte er es, die Pfeifenspitze aus seiner Brusttasche herausgucken zu lassen und sich so zu seinen Altersgenossen zu gesellen. Einer von ihnen zog ihm mit Hallo die Pfeife aus der Tasche, Aloys forderte sie zurück, sie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als sie Aloys mit immer größerem Ungestüm forderte,

*) Bartholomäus Sebastian.

da war sie verschwunden, keiner wollte sie mehr haben. Aloys zerrte nun an allen herum und forderte mit Weinen seine Pfeife, aber alles lachte; da packte er die Mütze des ersten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus. Der Mützenlose brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige versteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Aloys. Hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, sobald er seine Arbeit darin fertig hatte. Die Frau des Schmied Jakob war seine Base, und außer seiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Aplon (Apollonia) und ihre älteste Tochter Marannele bei seinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens stand der Aloys früh auf, und wenn er seine zwei Kühe und seine Kalbe gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag" ging er durch den Stall in die Scheune. Die Tiere kannten ihn, sie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm; er aber ließ sich dadurch nicht lange aufhalten, sondern ging in die Scheune und steckte den beiden Ochsen und den beiden Kühen (Futter) auf. Besonders freundlich stand Aloys mit der Bläßkuh. Er hatte sie vom Kalb an auferzogen, und wenn er so bei ihr stand und ihrem Fressen mit Behagen zusah, dann leckte sie ihm oft die Hände, was seinem Morgenanputz zugute kam. Wenn er dann die Türe des Stalles öffnete und die Sauberkeit darin wiederherstellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Tieren, indem er sie bald rechts bald links stellte. Kein Dünger im ganzen Dorfe war so schön breit und so schön viereckig geschichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines echten Bauernhauses. Dann wusch und striegelte Aloys die Ochsen und die Kühe, daß man sich darin spiegeln konnte. Drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hause und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Tiere hinausspringen, und während sie draußen soffen, machte er ihnen frische Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles sauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „streitig" war, d. h. ausschlug und sich nicht melken lassen wollte, stellte sich Aloys zu ihr und hielt seine Hand auf das Rückgrat der Kuh gelegt, damit das Marannele besser melken konnte; meist aber machte er sich sonst noch etwas zu schaffen. Und wenn das Marannele sagte: „Aloys, du bischt e braver Bua", da schaute er nicht auf nach ihr, sondern kehrte mit dem Stallbesen so heftig, als wollte er die Pflastersteine aus dem Boden kehren. Drauf schnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, unn wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, stieg er die Treppe hinauf, holte Wasser für die Küche, hackte Kleinholz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein jeder tat desgleichen, und nun betete sie vor. Nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'segn' es Gott!" zu Tische. Alles aß aus einer Schüssel, und Aloys holte sich oft einen Löffel voll von dem Platze, wo das Marannele sich schöpfte. Still und ernst wie bei einer heiligen Handlung saß man bei Tische; nur äußerst selten wurde ein Wort gesprochen. Als abgegessen und abermals gebetet war, trollte sich Aloys nach Hause.

So lebte unser Aloys bis in sein neunzehntes Jahr, und als ihm zum Neujahr das Marannele ein Hemd schenkte, zu dem es den Hanf selber gebrochen, das es selber gesponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz selig; es tat ihm wehe, daß er nicht „hemdärmelig" über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war besonders des alten Schultheißen Knecht schuld, der seit der Ernte in das Dorf gekommen war. Es war ein schöner, schlanker Bursch, mit einem trotzigen Gesichte, das durch den rötlichen Schnurrbart noch eine besondere Auszeichnung hatte. Jörgli, so hieß der Knecht, war Kavallerist und trug fast immer seine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in seiner geraden, kecken Haltung, die Füße auswärts setzend und die Sporen klingen lassend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbesetzten Reithosen angetan, das Dorf hinaufging, da sagte sein ganzes Wesen: „Ich weiß, daß sich alle Mädle in mich vergucken"; oder wenn er seine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollte dem guten Aloys fast das Herz springen, weil er sah, wie das Marannele jedesmal zum Fenster hinauslugte. Er wünschte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gäbe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unser Aloys war, so waren ihm doch die Unterschiede der drei Stände wohlbekannt. Da standen zu unterst die Kühbauern, die von ihren Zugtieren auch noch Milch und Kälber ziehen müssen; dann kamen die Ochsenbauern, deren Zugtiere man doch noch mästen und schlachten kann; zu oberst aber standen die Pferdsbauern, deren Zugtiere weder Milch noch Fleisch geben, und die doch das beste Futter fressen und oft am meisten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hierbei an den Nähr-, Lehr- und Wehrstand dachte.

Heute am Neujahrstag zeigte sich ein Vorsprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Gespiel", das Marannele, im Schlitten nach Empfingen spazieren, und so sehr auch unserm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, so folgte er doch dem Wunsche des Jörgli und half ihm die Pferde einstweilen im Schlitten einprobieren. Er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine schlechte Figur er neben dem stattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingestiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte, bis sie recht angezogen hatten, rannte so neben den Pferden her und ließ sie dann los. Und als darauf der Jörgli unter Peitschenknallen und Rollengeklingel und dem Zuschauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahinfuhr, da schaute ihnen Aloys noch lange nach, als man sie längst nicht mehr sehen konnte; er schalt dann den dummen Schnee, der ihm das Wasser aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hause. Es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgestorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden sein sollte.

Überhaupt war Aloys schon seit dem Beginne dieses Winters oft sehr betrübt. Im Hause seiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht". Die Mädchen wählen zu diesen abendlichen Zusammenkünften immer am liebsten eine jungverheiratete Gespielin oder eine freundliche Witwe; die älteren Hausherren stören das harmlose Treiben doch zu sehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburschen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte sich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man sich nicht um ihn kümmerte, er saß in einer Ecke und — tat gar nichts; jetzt sagte er sich immer in Gedanken: „Aloys! beim Teufel, du bist doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, du mußt dich jetzt auch vornhin stellen," und dann sagte er wieder: „Wenn nur der Teufel den Jörgli lotweise holen tät." Der Jörgli war das Endziel seines Unmutes, denn er hatte bald, unerachtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterschied macht), die Oberhand über alle Burschen des ganzen Dorfes gewonnen, und sie mußten alle nach seiner Pfeife tanzen; und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und singen und jodeln und Geschichten erzählen wie ein Hexen-

meister. Er lehrte die Burschen und Mädchen neue Lieder und besonders das Reiterlied: „Morgenrot" usw.

Als er zum erstenmal den Vers sang:

„Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,"

da stand der Aloys plötzlich hoch auf, er schien größer wie sonst, er ballte die beiden Fäuste und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend aufeinander. Es war, als ob er das Marannele mit seinen Blicken an sich zöge, als ob er sie erst jetzt recht sähe, denn gerade so wie es im Liede stand, sah sie ja aus.

Die Mädchen saßen im Kreise, ein jedes hatte seine Kunkel mit dem goldschaumbedeckten Knaufe vor sich stehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befestigt war; sie netzten den Faden aus ihrem Munde und spannen mit der Spindel, die sich lustig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüssel voll Äpfel oder Birnen, für die Mädchen auf den Tisch stellen konnte, und er stellte die Schüssel immer nahe zu Marannele, damit sie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfang Winters tat Aloys den ersten mutigen Schritt seiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue, mit Zinn eingelegte schöne Kunkel bekommen. Als es nun zum ersten Male damit in die Spinnstube kam und sich zum Spinnen gesetzt hatte, trat Aloys vor, erfaßte die Kunkel oben und sagte den alten Spruch:

„Jungferle, derf i Eu' bitte:
Lent*) mi Euere Engerle**) schüttle,
Die kleine wie die große
Auf der Jungfere Schoße.
Jungfer, warum seind Ihr so stolz?
Eure Kunkel ischt doch nau von Holz,
Wenn sie wär' mit Silber b'schlage,
No wett***) i Eu' was andres sage."

Mit einer ungewohnten Festigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht. Das Marannele schlug zuerst die Blicke in den Schoß aus Scham und aus Angst, der Aloys möchte in seiner Rede stecken bleiben; jetzt aber sah es ihn mit glitzernden Augen an. Nach alter Sitte ließ es darauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenstände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle†) und für den Wirtel††) ein Fastnachtsküchle versprechen. Das Beste aber kam zuletzt. Aloys gab die Kunkel frei, und als Auslosung gab ihm das Marannele einen rechtschaffenen Kuß. Der Aloys schmatzte so laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte und die andern Burschen ihn darum beneideten; er aber setzte sich wieder in eine Ecke, rieb sich die Hände und war mit sich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war sein Störenfried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erste Vorsängerin in der Kirche war — das Lied vom „schwarzbraunen Mädichen" zu singen. Es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli setzte die zweite Stimme mit so kräftigem Wohllaute ein, daß alle andern, die anfangs mitgesungen hatten, nacheinander stille wurden und den beiden

*) Lasset. **) d. i. Holzfaser aus dem Hanf. ***) Nachher wollt. †) Schwäbische Mehlspeise. ††) Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man an das Ende der Spindel steckt, damit man sie so beschwert besser drehen kann.

zuhörten, die so schön sangen. Marannele, das sich von den Gefährtinnen verlassen sah, sang anfangs mit zitternder Stimme und stieß die andern neben an, doch mit weiter zu singen; als ihm aber niemand folgte, sang es keck weiter, als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörglis es frei nnd fest emporhielte wie gewaltige Arme. Sie sangen:

Es sind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond!
Einer scheint aufs schwarzbrauns Mädichen,
Einer scheint auf grünen Grund.

Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen,
Tur vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.
Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönster Schatz, vergiß nicht mein;
Und wann du trinkst ein Gläslein Weine
Zur Gesundheit mein' und deine,
Weil ich von dir scheiden muß.

Morgen fruh müssen wir marschieren
Wohl zum obern Törle 'naus;
O du wunderschöns schwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Törle 'naus.

Kauf' ich ein Bändelein an meinen Degen
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taschen,
Meine Äugelein abzuwaschen,
Weil ich von dir scheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit' ich zu dem Tor hinaus,
Gib ich acht aufs schwarzbrauns Mädichen,
Weil ich von ihm scheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen seine vier bis fünf Spindeln vollgesponnen hatte, wurde der Tisch in die Ecke gerückt, und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden sangen den andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, sang er selber eine Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja, er brauchte fast nicht viel mehr wie eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige sich ein echter Tänzer, daß man sich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne. Als er nun endlich mit dem Marannele einhielt und es dabei nochmals so heftig schwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele schnell stehen, wie wenn es sich vor ihm flüchtete, es sprang in die Ecke, wo der Aloys trübselig zuschaute, und seine Hand fassend, sagte es:

„Komm, Aloys, du mußt auch tanzen."

„Laß mich, du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann. Du willst mich nur foppen."

„Du Tol—," sagte Marannele, es wollte „du Tolpatsch" sagen, aber es hielt schnell inne, denn es sah sein Gesicht, auf dem die Wehmut ausgegossen war, daß ihm das Weinen näherstand als das Lachen, es sagte daher freundlicher: „Nein, g'wiß nicht, ich will dich nicht foppen; komm, und wenn du auch nicht tanzen kannst, so mußt du's lernen, und ich tanz' so gern mit dir als wie mit einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys schlenkerte seine Füße, wie wenn er Holzschuhe anhätte, so daß die andern vor Lachen nicht mehr singen konnten.

„Ich lern' dir's ganz allein, Aloys," sagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es sich nicht nehmen, sie noch zu begleiten; er hätte um alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den andern gehen lassen, wenn der Jörgli dabei war.

In der stillen, schneeweichen Nacht schallte das Schäkern und Spaßen der Mädchen und Burschen weithin durch das Dorf. Das Marannele aber war still und wich dem Jörgli sichtbar aus.

Als die Burschen die Mädchen alle nach Hause begleitet hatten, sagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatsch, du hättest heut nacht beim Marannele bleiben sollen."

„Halunk," sagte Aloys schnell und lief davon. Die andern aber lachten ihm nach. Der Jörgli jodelte noch allein durch die Gassen bis nach Hause, daß es einem jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, sagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad vergiften, und du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn du brav sein willst."

Das Marannele gab ihm recht, suchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er sich Mühe geben müsse, auch so ein flinker Bursche zu werden wie der Jörgli. Da stieg in Aloys ein großer Gedanke auf, er lachte vor sich hin, er warf den steifen alten Stallbesen fort und steckte einen neuen biegsamen an den Stiel, dann sagte er laut: „Ja, ja, du wirst Maul und Augen aufsperren, gib nur acht." Er mußte nun sogar dem Marannel versprechen, „gut Freund" mit dem Jörgli zu bleiben, und er versprach es endlich nach langem Widerstreben, aber er mußte ja immer tun, was sie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Wasser aus den Augen, als er den Wegrollenden nachsah.

Abends, so „zwischen Licht", trieb der Aloys seine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen. Ein Rädchen junger Bursche, darunter auch der Jörgli und sein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel (Jakob) genannt, der mit dem Jörgli im gleichen Regimente diente, hatte sich dort zusammengesellt; das Marannele lugte zum Fenster heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach. Er ging ganz steif, wie wenn er einen Ladstock geschluckt hätte, und hielt die Arme strack am Leibe herunter, wie wenn sie von Holz wären.

„Tolpatsch," sagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmusgeld, wenn ich mach', daß dich das Marannele heiratet?"

„Eine tüchtige Trachtel auf dein Maul," sagte der Aloys und trieb seine Kühe heim. Das Marannele schob das Fenster zu, und die Burschen lachten aus vollem Halse, die Stimme Jörglis tönte aus allen vor.

Aloys wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne, soviel Anstrengung

hatte ihn die Äußerung seines Unmutes gekostet. — Auf dem Futtertrog in seinem Stalle saß er dann noch lange, und sein Plan reifte unwiderruflich in ihm.

Aloys war in das zwanzigste Jahr getreten und kam zur Rekrutierung. Am Tage, als er mit den andern Burschen nach der Oberamtsstadt Horb gehen sollte, kam er in seinem Sonntagsstaate nochmals in Marannele Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen solle. Als er fortging, folgte ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es sich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Brust, wickelte einen Kreuzer heraus und gab diesen dem Aloys. „Da, nimm ihn," sagte es: „das ist ein Glückskreuzer, sieh, es sind drei Kreuz' darauf; weißt du, wenn als nachts so Sternfunken vom Himmel fallen, da fallt allemal ein silbern Schüssele auf den Boden, und aus den Schüsseln hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man so einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu dir, und du spielst dich frei."

Aloys nahm den Kreuzer. Als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in seine Tasche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei sein, ich will Soldat sein; wart nur, Jörgli!" so sagte er vor sich hin; seine Faust ballte sich, und er warf sich keck in die Brust.

Im Wirtshause zum Engel wartete der Schultheiß auf seine Ortskinder, und als sie alle beisammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein ebenso dummer als anmaßender Bauer. Er war früher Unteroffizier gewesen und bildete sich große Stücke auf seine „Charge" ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten. Auf dem Wege sagte er zu Aloys: „Tolpatsch, du ziehst gewiß das größte Los, und wenn du auch Numero 1 ziehst, du brauchst nicht bang zu sein, dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß," sagte Aloys keck, „ich kann noch so gut Unteroffizier werden, wie einer; ich kann so gut lesen und schreiben und rechnen, wie einer, und die alten Unteroffiziere haben auch nicht allen Verstand gefressen."

Der Schultheiß sah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hinging, war seine Haltung fast herausfordernd keck. Mehrere Lose kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff; er drückte die Augen fest zu, gleich als wolle er nicht sehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer sein könne. Als er aber den Ausrufer „Numero 17" rufen hörte, da johlte er so laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweisen mußte.

Die Burschen kauften sich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit roten Bändern daran, und nachdem sie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen sie heimwärts. Unser Aloys johlte und sang am lautesten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine trunken, ging etwas unsicher Arm in Arm mit den andern. Diese Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren sie alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys stecken sah, da weinte sie und rief einmal über das andre Mal: „Daß Gott erbarm! daß Gott erbarm!" Das Marannele fragte den Aloys beiseite: „Wo hast du denn meinen Kreuzer?" — „Ich hab' ihn verloren," sagte Aloys, aber trotz seiner halben Unbewußtheit schnitt ihm diese Lüge doch tief in die Seele.

Die Burschen zogen nun singend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der mutmaßlich „Gezogenen" gingen weinend hinterdrein und trockneten sich mit den Schürzen die Tränen.

Es waren noch sechs Wochen bis zur Visitation, und darauf kam ja eigentlich alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter schmierte sich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Versicherung, daß ihr Aloys frei werden solle; „denn", sagte der gewissenhafte Arzt: „der Aloys ist ja ohnehin untauglich, er sieht ja nicht gut in die Ferne, und darum ist er ja manchmal so tappig."

Der Aloys aber kümmerte sich gar nicht um all diese Geschichten, er war ganz verändert, schwenkte sich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Visitation kam, die Burschen gingen diesmal etwas stiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Visitationszimmer gerufen wurde und er sich entkleiden mußte, da sagte er keck: „Knuspert mich nur aus, ihr werdet kein Untädele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat sein." Er mußte sich unter das Maß stellen, und da er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzsichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernst geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys so bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam und seine Mutter sich weinend von den steinernen Stufen erhob, da richtete sich sein Stolz wieder auf, und er sagte: „Mutter, das ist nicht recht, Ihr müsset nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unser Xaver kann schon dieweil das Sach' im Feld schaffen."

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenstandes brachten die Burschen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was sie zuvor zu wenig getan zu haben glaubten.

Als der Aloys heimkam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinstrauß mit roten Bändern daran und nähte ihm denselben auf seine Mütze. Aloys aber zog seine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit seinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt selber alle Arbeit verrichten; Aloys sagte: „Marannele, gib mir dein' Hand," sie gab sie ihm, und er sagte wieder: „Versprich mir, daß du nicht heiratest, bis ich wiederkomm'." — „Gewiß nicht," beteuerte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen Kuß." Marannele küßte ihn, und die Kühe und Ochsen sahen verwundert zu, als wüßten sie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochsen auf den Bug und nahm so auch Abschied von ihnen; sie brummten vor sich hin.

Der Jörgli hatte seine Pferde an den Wagen gespannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und so fuhren sie nun singend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, saß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweisen. Man fuhr im Schritt. Von allen Seiten drängten sich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abschiedstrunk.

Das Marannele schaute zum Fenster heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte sich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Gesätz" gesungen:

'Naus, 'nau, 'naus und 'naus,
Zum Nordstetter Törle 'naus usw.

Als man aber das Dorf verlassen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenstill. Er schaute mit nassen Augen überall umher; hier neben auf der Heide, „Hochbux" genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, so heiß war es ihm. Er sagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmütig Ade. Drüben im Schießmauernfeld, dort liegt sein bester Acker; er hat ihn so oft „umgezackert", daß er jedes Steinchen kennt. Dort neben hat er noch vorigen Sommer mit dem Marannele Gerste geschnitten, weiter unten im „Hennebühl" liegt sein Kleeacker, er hat ihn gesät, er sollte ihn nicht wachsen sehen. So schaute Aloys lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte er vor sich hin und sprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, starrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch so keck seinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte?

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von neuem an, aber erst als man jenseits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da atmete Aloys wieder frei auf: vor ihm stand ja sein liebes Nordstetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, so gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich es fast eine Stunde fern war. Er sah das gelb angestrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuser davon wohnte das Marannele. Er schwenkte seine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'nau, 'naus und 'naus usw.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen sie zu Fuß. Beim Abschied fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts ausrichten ans Marannele?"

Aloys schoß alles Blut in den Kopf. Der Jörgli war ihm gerade der unrechteste Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu sagen. Unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchst gar nichts mit ihm zu schwätzen, es kann dich auch für den Tod nicht ausstehen."

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswertes Abenteuer: sie zwangen nämlich im Böblinger Walde einen Holzbauern, sie den zwei Stunden langen Weg zu fahren; Aloys war der ärgste dabei; er hatte den Jörgli so oft von verwegenen Soldatenstreichen erzählen hören, und er wollte auch so sein. Er war aber auch der erste, der am Ende des Waldes seinen ledernen Beutel öffnete und dem wieder umkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Tore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehrere Nordstetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegengegangen; der Aloys biß die Zähne übereinander, als sie alle: „Grüß Gott, Tolpatsch!" sagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, still wie eine Herde Schafe wurden die Rekruten in die Legionskaserne geführt. Aloys sagte seinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle, denn er wollte es dem Jörgli nachmachen. Als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hause müsse, da das Exerzieren der Kavallerie erst im Herbst beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann soll mir noch einer Tolpatsch sagen, ich will euch schon tolpatschen."

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anstellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeschick, denn er bekam einen Zigeuner als seinen „Schlaf"*). Der Zigeuner hatte einen absonderlichen Widerwillen vor dem Wasser. Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeisters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waschen. Anfangs machte das dem Aolys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber sehr zur Last; er hätte lieber sechs Ochsen die Schwänze als dem Zigeuner das Gesicht gewaschen.

In der Kompagnie unsers Aloys war auch ein verlorener Maler. Er spürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr und der Fahne neben ihm. Das war aber auch alles, was man erkennen konnte, denn das Gesicht war eben ein Gesicht und weiter nichts. Darunter stand jedoch mit schönen lateinischen Buchstaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und schickte es mit dem Boten seiner Mutter. In dem Briefe, der dabei war, schrieb er: „Mutter! Hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tisch auf, aber nicht zu nah am Turteltaubenkäfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, so schenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, sagt, Ihr sollet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reisten Tuch**) für meinem Feldwebel seine Frau, wir heißen sie nur die Feldwebelina, schicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich geh' Sonntags zum erstenmal nach Heslach zum Tanz. Brauchst nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probieren. Und das Marannele soll auch schreiben. Hat der Jakob seine Ochsen noch, und hat die Bläßkuh noch nicht gekalbt? Es ist doch kein recht Geschäft, das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd' und hat doch nichts geschafft."

---

*) Schlafkameraden, da stets zwei Soldaten auf einer Pritsche schliefen.

**) Hänfenes Linnen.

Die Butter kam, und diesmal half sie besser; der Zigeuner wurde einem andern zugewiesen. Bei der Butter aber war auch ein Brief, den der Schullehrer geschrieben, darin hieß es:

„Unser Matthes hat aus Amerika fünfzig Gulden geschickt. Er hat auch geschrieben, wenn Du nicht Soldat wärst, könntest Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Acker schenken. Halt Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Mensch ist gar leicht verführt. Das Marannele trutzt so halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum: als es Dein Bild gesehen hat, hat es gesagt, das wärst Du gar nicht." — Bei diesen Worten schmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So ist's recht, ja, ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl, hab' ich dir's nicht gesagt, Marannele? gelt du?"

Monate waren vorüber. Der Aloys wußte, daß nächsten Sonntag Kirchweih in Nordstetten sei; er erhielt durch seinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tschako, nach Haus.

O du Glücklicher! wie selig warst du, als du Samstagmorgen dein Putzzeug in den Tschako legtest und mit einem „B'hüt's Gott" bei deinem Feldwebel Abschied nahmst!

So selig aber auch unser Aloys war, so sprach er doch mit der Wache am Kasernentor und mit der Wache am Tübinger Tor; er mußte es allen sagen, daß er heimging, sie sollten sich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die so mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang herumwandeln mußten, während er in dieser Zeit schon seiner Heimat um vieles, vieles näher war.

Erst vor Böblingen machte er halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen. Er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen, sondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Nufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einst so geneckt hatte; sie reichten sich freundlich die Hand. Aloys hörte viel von der Heimat, aber kein Wort von Marannele, und er scheute sich, danach zu fragen.

In Bondorf endlich zwang er sich zur Rast; er hätte sich sonst noch den „Herzbengel" eingerennt, wenn er so fortgelaufen wäre. Er streckte sich auf eine Bank hin und überdachte, wie alles aufgucken werde, wenn er heimkomme; dann stellte er sich wieder vor den Spiegel, setzte den Tschako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte sich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe von Bildechingen stand, ihm gegenüber seine liebe Heimat; er johlte nicht mehr, er stand ruhig und fest und machte seinem Geburtsorte den militärischen Gruß, indem er die Hand an den Tschako legte.

Immer langsamer ging Aloys, er wollte absichtlich bei Nacht nach Hause kommen, um dann des andern Morgens alle zu überraschen. Sein Haus war eines der ersten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenster und sagte: „Ist der Aloys nicht da?"

„Jesus Maria Joseph, ein Gendarm!" rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter," sagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Türe den Tschako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den ersten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmernis, daß nichts mehr zu essen da sei, sie ging aber hinaus in die Küche und schlug ihm ein paar Eier ein. Aloys stand bei ihr am Herde und nun erzählte er alles. Er fragte nach Marannele, und warum sein Bild noch draußen hänge. Die Mutter erwiderte: „Ich bitt' dich, ich bitt' dich, schlag dir das Marannele aus dem Sinn, das ist ein keinnütziges Ding."

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß," sagte der Aloys; sein vom Feuer auf dem Herde rot überschienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter schwieg, und in die Stube zurückgekehrt, sah sie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger Bursch geworden war. Jeden Bissen, den er schluckte, schmeckte sie ihm in ihrem leeren Munde nach; den Tschako aufhebend, jammerte sie über seine grausame Schwere.

Des andern Morgens stand der Aloys früh auf, fummelte seinen Tschako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonnanz gemußt hätte. Als es zum erstenmal zur Kirche läutete, stand er fix und fertig da; als es zum zweitenmal zusammenläutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben miteinander reden.

„Ist das nicht der Tolpatsch?" sagte der eine.

„Nein, er ist's nicht."

„Ja, er ist's," sagte der erste wieder.

Aloys schaute die Buben grimmig an, und sie rannten mit ihren Gesangbüchern davon. Aloys schritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu. Er kam vor dem Hause Maranneles vorbei, niemand schaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückschauend, und trat, als es eben zum drittenmal läutete, in die Kirche. Er zog seine weißledernen Handschuhe aus und besprengte sich mit Weihwasser. Er blickte überall in der Kirche umher, er sah nirgends das Marannele, er blieb an der Türe stehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Gesang begann, die Stimme Maranneles war nicht darunter; er hätte sie ja aus Tausenden heraus erkannt. Was nützte ihm nun das Staunen aller? Sie sah ihn ja nicht, für sie allein war er den weiten Weg gerannt und stand er da, so fest und stramm wie gegossen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wiesenstetten als Brautpaar verkündete, da stand der Aloys nicht mehr da wie gegossen, da zitterten seine Knie und seine Zähne klapperten. Aloys war der erste aus der Kirche. Er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tschako auf den Stubenboden und versteckte sich im Heu und weinte. Einmal über das andere kam ihm der Gedanke, sich zu erhängen, aber er konnte nicht aufstehen vor Wehmut und Weinen; alle seine Glieder waren ihm wie zerschlagen, und dann dachte er auch wieder an seine Mutter, und dann weinte er wieder und schluchzte wieder.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, sie tröstete ihn und weinte mit. Er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte, und daß es hohe Zeit sei, daß sie zusammengegeben würden. Er weinte von neuem, dann aber folgte er seiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier seines Bildes ansichtig wurde, riß er es von der Wand und schmetterte es auf den Boden. Lange saß Aloys dann hinter dem Tische und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, endlich stand er auf, pfiff ein lustiges Lied und ließ sich zu essen geben; er konnte aber nicht essen, er zog sich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Musik zu ihm herab. Die Augen niederschlagend, gleich als müßte er sich schämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er seinen Blick stolz empor. Nachdem er beim Schultheiß seinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden. Er schaute überall umher, ob Marannele nicht da sei, und doch wäre ihm nichts unlieber gewesen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß Gott, Kamerad!" Der Aloys sah ihn an, als ob er ihn mit seinen Blicken vergiften wollte; dann drehte er sich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben. Er dachte jetzt, daß es eigent-

lich gescheiter gewesen wäre, wenn er gesagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel ist dein Kamerad, aber ich nicht." Es war indes zu spät zu dieser Antwort.

Von den Tischen brachten es nun alle Buben und Mädchen unserm Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es schmeckte ihm alles wie Galle so bitter. Er setzte sich dann auch an den Tisch und ließ sich eine „Bouteille vom Besten" geben, und obgleich es ihm nicht schmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechthilde, die Tochter seines Vetters, des Matthes vom Berg, stand nicht weit von ihm; er brachte es ihr zu. Das Mädchen tat ihm herzlich Bescheid und blieb bei ihm stehen, denn es kümmerte sich niemand um sie, sie hatte keinen Schatz und darum heute noch keinen Reihen getanzt, da jeder fast fort und fort mit seinem Schatze tanzte oder mit der Gespielin des Schatzes und dem Schatz eines andern wechselte. Aloys fragte:

„Mechthilde, möchtest du nicht auch tanzen?"

„Ja, komm, wir wollen einmal". Sie faßte Aloys bei der Hand, er stand auf, zog seine Handschuhe an, schaute sich nochmals um, als suche er etwas, und tanzte dann so flink, daß alle staunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechthilde Platz neben sich an; er lud sich damit eine Last auf, denn sie blieb nun den ganzen Abend bei ihm sitzen. Er kümmerte sich indes wenig um ihre Unterhaltung, er schob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß sie trinken solle. Die Zornesblicke des Aloys waren fast immer auf den Jörgli geheftet, der sich nicht weit von ihm gesetzt hatte. Als man denselben fragte, wo das Marannele sei, sagte er, es sei „unbaß", und lachte dabei. Aloys biß so mächtig auf seine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er spie es mit Pfui! aus; der Jörgli sah ihn wütend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm. Als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achseln und begann allerlei Schelmenlieder zu singen. Sie hatten meist einerlei Weisung und fast alle nur ein Gesätz, wie:

„Und a lustiger Bua
Verreißt allbot*) e Paar Schua;
Und a trauriger Narr,
Der hot lang am e Paar."

Es war schon bald nach Mitternacht, als Aloys wiederum seinen Säbel von der Wand nahm und nach Hause gehen wollte. Da sang der Jörgli mit seinen Kameraden das Fopplied, sie schlugen dabei mit den Fäusten auf den Tisch:

„Hoan**) hoan, hoan gang i net,
Wer will schaun hoame gaun***),
Der muaß koan Geld mei haun†);
Hoan! hoan! hoan gang i net."

Aloys kehrte nochmals mit einigen seiner Kameraden um und ließ sich noch zwei Flaschen Wein geben. Sie sangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit seinen Kameraden sang; Jörgli stand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatsch." Da ergriff dieser eine volle Flasche und warf sie dem Jörgli ins Gesicht, darauf sprang er über den Tisch und packte ihn an der Gurgel, die Tische fielen um, die Gläser klirrten auf dem Boden, die Musik hielt ein, eine Weile war alles still, es war, als wollten sich die beiden Kämpfenden still erwürgen; dann aber entstand wieder allgemeines Hallo, Pfeifen, Schreien und Toben untereinander.

---

*) Oftmals. **) Heim. ***) Gehen. †) Mehr haben.

Die Freunde wehrten ab, indes nach einer alten Bauerntaktik hielten sie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes fest, damit dieser um so tüchtiger draufklopfen konnte. Die Mechthilde aber riß den Jörgli so wacker am Kopf, daß sie ihm ein ganz Büschel Haar ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien, die sich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbleuten einander nach Herzenslust. Aloys und Jörgli aber hielten sich, wie wenn sie sich ineinander verbissen hätten. Endlich nach langem Ringen hob sich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdrosseln wollte. Der Dorfschütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende. Die Musik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängnis des Rathauses wandern.

Mit einem zerrauften, blaumäligen Gesichte, bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tages das Dorf. Sein Urlaub war erst morgen zu Ende, aber was sollte er noch zu Hause? Er ging so gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebsten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geschrieben, Aloys ging einer harten Strafe entgegen. Er schaute sich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wissen, und wünschte nie mehr wiederzukehren. Als er in Horb den Wegweiser nach Freudenstadt sah, von wo aus man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile still, er gedachte nach Frankreich zu desertieren. Da grüßte ihn unversehens Mechthilde und fragte: „Ei, Aloys, gehst du schon wieder nach Stuttgart?"

„Ja," antwortete dieser und schlug den Weg dahin ein. Die Mechthilde war wie ein Wegweiser vom Himmel erschienen. Mit einem freundlichen „B'hüt' Gott" schied er von ihr.

Auf dem Wege summte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einst zuerst gesungen hatte; jetzt konnte es der Aloys auch singen, und jetzt paßte es erst ganz auf das Marannele. Er summte immer, ohne daß er es wußte, vor sich hin:

„Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt.
Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all."

In Stuttgart angelangt, sprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Tor und der an der Kaserne, er schaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad", in einem finstern Gefängnisse, seine Rauferei abbüßen. Oft war er so ungeduldig und wild, daß er sich an der Wand den Kopf entzweirennen wollte, dann aber lag er wieder fast Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängnisse kam und auf sechs Wochen in die Strafklasse eingereiht wurde, die sich keine Stunde von der Kaserne entfernen darf, sondern immer zum Appell bereit sein muß, da verfluchte er seinen Vorsatz, daß er zum Militär gegangen war und sich so noch auf sechs Jahre an die Heimat gebunden hatte. Er wäre gern fort, fort, so weit als es ging.

Da kam eines Tages Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Matthes aus Amerika. Er hatte vierhundert Gulden geschickt, damit sich der Aloys einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, sich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Matthes vom Berg mit seiner Frau und seinen acht Kindern, darunter auch die Mechthilde, wanderten noch diesen Herbst gemeinschaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da summte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor sich hin, er verstand sie erst jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann steht schon drauf,
Spür' ich einen rechten Sturmwind wehn,
Als wollt' das Schiff zugrunde gehn,
Da stehen meine Gedanken
Zu wanken."

In seinem letzten Briefe, vom Ohio, schreibt der Aloys an seine Mutter:

„. . . . Es druckt mir oft schier das Herz ab, daß ich all das viele Gut so allein genießen soll. Ich wünsch' mir oft ganz Nordstetten herbei: den alten Zahn, das blinde Konradle, das Schackerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbasche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die sollten sich alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können. Was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da könntet ihr dann auch sehen, wie der Tolpatsch jetzt seine vier Ross' im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, schreibet mir's auch, ich will ihm was schicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich ins Herz hinein. Der Matthes vom Berd wohnt eine Stund' von mir. Die Mechthilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch kein Marannele. Wenn es ihm nur auch gut geht. Hat es schon Kinder? Auf der Überfahrt ist auch ein gestudierter Landsmann, der Doktor Stäberle aus Ulm, bei uns gewesen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß, wenn in Amerika Tag, es in Nordstetten Nacht ist, und so umgekehrt; ich hab' nicht mehr daran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und so denk: was machen sie denn jetzt in Nordstetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die schlafen ja jetzt, und des Schackerles Hannes, der Nachtwächter, ruft sein: ‚B'hüt' uns Gott und Maria.' Am Sonntag ist mir's am ärgsten, daß in Nordstetten jetzt Samstag zu Nacht ist. Das sollt' nicht sein, es sollt' alles einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Matthes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordstetten. Ich vergess' das nie, und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordstetten sein, da wollt' ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika ist."

Berthold Auerbach.

Im Winter.

Schlaf ein, mein süßes Kind,
Da draußen singt der Wind.
Er singt die ganze Welt in Ruh,
Deckt sie mit weißen Betten zu.
Und bläst er ihr auch ins Gesicht,
Sie rührt sich nicht und regt sich nicht.
Tut auch kein Händlein strecken
Aus ihren weichen Decken.

Schlaf ein, mein süßes Kind,
Da draußen geht der Wind.
Pocht an die Fenster und schaut hinein,
Und hört er wo ein Kind noch schrei'n,
Da schilt und brummt und summt er sehr,
Holt gleich sein Bett voll Schnee daher
Und deckt es auf die Wiegen,
Wenn's Kind nicht still will liegen.

Schlaf ein, mein süßes Kind,
Da draußen weht der Wind;
Er rüttelt an dem Tannenbaum,
Da fliegt heraus ein schöner Traum,
Der fliegt durch Schnee und Nacht und Wind
Geschwind, geschwind zum lieben Kind
Und singt von lustgen Dingen,
Die 's Christkind ihm wird bringen.

Schlaf ein, mein süßes Kind,
Da draußen bläst der Wind.
Doch ruft die Sonne: „Grüß euch Gott!"
Bläst er dem Kind die Backen rot.
Und sagt der Frühling: „Guten Tag!"
Bläst er die ganze Erde wach,
Und was fein still gelegen,
Das freut sich allerwegen,

Drum schlaf, mein süßes Kind,
Bläst draußen auch der Wind!

Rob. Reinick.

Der Hahn und der Fuchs.

In einer kalten Winternacht kroch ein hungriger Fuchs aus seinem Bau und ging dem Fang nach. Da hörte er auf einem Meierhofe einen Hahn fort und fort krähen, der saß auf einem Kirschbaum und hatte schon die ganze Nacht gekräht. Jetzt strich der Fuchs hin nach dem Baume und fragte: „Herr Hahn, was singst du in dieser kalten und finstern Nacht?“ Der Hahn sprach: „Ich verkündige den Tag, dessen Kommen meine Natur mich erkennen lehrt.“ Darauf versetzte der Fuchs: „O Hahn, so hast du etwas Göttliches in dir, daß du zukünftig kommende Dinge weißt!“ und alsbald begann der Fuchs zu tanzen. Jetzt fragte der Hahn: „Herr Fuchs, warum tanzest du?“ Ihm antwortete der Fuchs: „So du singest, o weiser Meister, so ist billig, daß ich tanze, denn es ziemet sich, sich zu freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du edler Fürst aller Vögel, du bist nicht allein begabt, zu fliegen in den Lüften, nein, auch hohe Prophetengaben lieh dir die Natur! O, wie bevorzugte sie dich vor allen anderen Tieren! Wie glücklich wär' ich, gönntest du mir deine Gunst! Wie gerne küßt' ich dein weisheitdurchdrungenes Haupt! O wie beneidenswert, wenn ich dann künden könnte meinen Freunden: ich war der Glückliche, dem ein Prophet sein Haupt zum Kusse hingeneigt!“ Der alberne Hahn glaubte dem Schmeichelwort des arglistigen Fuchses, flog vom Baum und hielt ihm seinen Kopf zum Küssen hin. Mit einem Schnapper war er abgebissen, und lachend sprach der Fuchs: „Ich habe den Propheten ohne alle Vernunft befunden.“

Ludwig Bechstein.

Hänschen und Fränzchen
Gingen übern Steg,
Das Hänschen fand eine Birne,
Das Fränzchen nahm sie weg,
O du böses Fränzchen,
Wie wirds dir noch ergehn,
Ich werde nun und nimmermehr
Mit dir spazieren gehn!

Goldener.

Vor langen Jahren hat einmal in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte sich ein bretternes Häuschen mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh fütterte, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den jüngsten Knaben riefen die Eltern nur: „Goldener", denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und auch der größte. So oft die Kinder hinaus in die Flur gingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand.

Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und Goldener hatte sich vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah wie das Abendrot. „Laßt uns zurückgehen!" sprach der älteste — „es scheint dunkel zu werden." — „Seht da, der Mond!" sprach der zweite. Da kam es auf einmal licht zwischen den dunklen Tannen hervor, und eine Frauengestalt, leuchtend wie der Mond, setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer kristallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die goldne Ros',
Die Königin im Meeresschoß."

Sie hätte wohl noch weitergesungen, da brach ihr der Faden, und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eins das andre.

Wohl viele Tage und Nächte irrte auch Goldener in dem dicken Wald umher, fand aber weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen, denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Brombeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage — andere sagen gar erst

am sechsten oder siebenten Tage — wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener zuletzt auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz, und er atmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing Vögel, die aus dem Walde flogen, und trug sie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Bursche ist mir gerade vonnöten," dachte der Vogelsteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wiese nah' an den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hineinsah und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne, und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne, ganz erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen," — sprach der Vogelsteller laut lachend, — „deine roten Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs? Bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen."

Goldener war gleich dabei, ihn deuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden. —

„Laß erproben, was du gelernt hast," sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne, und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.

„Packe dich mit diesem weißen Finken!" schrie der Vogelsteller, — „du hast es mit dem Bösen zu tun!" Und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen, er ging traurig, doch getrost, wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Tag und Nacht lief Goldener nun über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald endlich wieder heller, und da kam er hinaus in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener dergleichen noch keine erblickt, blieb er voll Bewunderung stehen. Der Gärtner im Garten sah ihn nicht sobald, — denn Goldener stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare

glänzten im Sonnenschein nicht anders als so eine Blume, — als er sprach: „Ha! solch einen Burschen hab' ich gerade vonnöten!" und das Tor des Gartens schloß. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihn deuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung anfgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden.

„Fort, in den Wald!" sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!" Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

„Packe dich mit diesen goldenen Rosen!" schrie der Gärtner, — „du hast es mit dem Bösen zu tun," und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, doch ging er getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tage endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus an das blaue Meer: das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne spiegelte sich eben in der kristallenen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln. Einige Fischer hielten in einer zierlichen Barke am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

„Ein solcher Bursche ist uns gerade vonnöten," sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihn deuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wiederzufinden. Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!" sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte — eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!" — rief der alte Fischer und fiel Goldener zu Füßen, — „ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, sterbend seine Krone in das Meer, und so lange, bis irgendeinem Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben."

„Heil unserm König!" riefen die Fischer und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen besetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk gezieret waren; diese begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, auf dem Vorderteile des Schiffs und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meer erlosch. Im Abendwinde wehten seine goldenen Locken.

Ludwig Bechstein.

Der berühmte Schädel.

„Schauen Sie, das ist Schädel von dem berühmten Rakotzi."
„Und dieser kleine?"
„Das ist Schädel von nämlichem Rakotzi, wie er noch war kleiner Bub."

Hier ist zu haben: Holz, Steinkohlen, Sägespäne und anderes trockenes Zugemüse.

Vom Christmarkte in Dresden.

Die Mutter am Christabend.

Er schläft, er schläft! Das ist einmal ein
So recht, du lieber Engel du!   [Schlaf!
Tu mir die Lieb' und lieg' in Ruh,
Gott gönnt es meinem Kind im Schlaf!

Was häng' ich dir denn an?
'nen Pfefferkuchenmann,
Ein Kätzelchen, ein Spätzelchen
Und Blumen bunt und süß und weich,
Und alles ist von Zuckerteig.

Jetzt rote Äpfel her,
Die schönsten, die ich haben kann!
Es ist auch nicht ein Fleckchen dran,
Wer hat sie schöner, wer?

's ist wahr, es ist 'ne Pracht,
Was so ein Apfel lacht;
Der Zuckerbäcker wär' ein Mann,
Der solchen Apfel machen kann!
Den hat nur Gott gemacht.

Jetzt wär' genug wohl da? —
Jetzt hast du alles Gute. —
Der Tausend! Ja, 'ne Rute,
Die fehlte noch; da ist sie ja!

Vielleicht — sie freut dich nicht,
Vielleicht — sie schlägt die Hand dir wund,
So manchem war es schon gesund,
Sei gut, so schlägt sie nicht.

Fängst du danach es an,
In Gottes Namen sei es drum!
Die Mutterlieb ist fromm und zart,
Sie windet rote Bänder um
Und macht ein Schleifchen dran. — —

Jetzt — Gott behüte dich,
Ein andermal dann mehr.
Heut war es, wo der heil'ge Christ
Ein Kind wie du geworden ist,
Werd' auch so brav, wie er! —

J. P. Hebel.

Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen; und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu tun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten: hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach nein, Vater, ich gehe nicht dahin, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie, ‚es gruselt mir! es gruselt mir!' mir gruselt's nicht: das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör' du, in der Ecke dort, du wirst groß und stark, du mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie dein Bruder sich Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." — „Ei, Vater," antwortete er, „ich will gerne was lernen; ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte: davon verstehe ich noch gar nichts." Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart! — aus dem wird sein Lebtag nichts: was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen." Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen."

Bald danach kam der Küster zum Besuch ins Haus, da klagte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wollte, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen." — „Wenn's weiter nichts ist," antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen, tut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln." Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: „Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt." Der Küster nahm ihn also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Du sollst schon lernen, was Gruseln ist," dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte und das Glockenseil fassen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schalloch gegenüber eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?" rief er, aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort," rief der Junge, „oder mache, daß du fortkommst, du hast hier in der Nacht nichts zu schaffen." Der Küster aber blieb unbeweglich stehen, damit

der Junge glauben sollte, es wäre ein Gespenst. Der Junge rief zum zweitenmal: „Was willst du hier? sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, oder ich werfe dich die Treppe hinab.“ Der Küster dachte: „Das wird so schlimm nicht gemeint sein,“ gab keinen Laut von sich und stand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als das auch vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst die Treppe hinab, daß es zehn Stufen hinabfiel und in einer Ecke liegen blieb. Darauf läutete er die Glocke, ging heim, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann, aber er wollte nicht wiederkommen. Da ward ihr endlich angst, sie weckte den Jungen und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist vor dir auf den Turm gestiegen.“ — „Nein,“ antwortete der Junge, „aber da hat einer dem Schalloch gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, so habe ich ihn für einen Spitzbuben gehalten und hinuntergestoßen. Geht nur hin, so werdet Ihr sehen, ob er's gewesen ist; es sollte mir leid tun.“ Die Frau sprang fort und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte, und ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn herab und eilte dann mit lautem Geschrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge,“ rief sie, „hat ein großes Unglück angerichtet, meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein gebrochen hat: schafft den Taugenichts aus unserm Hause.“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen aus. „Was sind das für gottlose Streiche, die muß dir der Böse eingegeben haben.“ — „Vater,“ antwortete er, „hört nur an, ich bin ganz unschuldig: er stand da in der Nacht, wie einer, der Böses im Sinne hat. Ich wußte nicht, wer's war, und habe ihn dreimal ermahnt zu reden oder wegzugehen.“ — „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück, geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr ansehen.“ — „Ja, Vater, recht gerne, wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne, was du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du fünfzig Taler, damit geh' in die weite Welt und sage keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ — „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt, wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Taler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte, wenn mir's nur gruselte!“ Da kam ein Mann heran, der hörte das Gespräch, das der Junge mit sich selber führte, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte der Mann zu ihm: „Siehst du, dort ist der Baum, wo siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen: setz' dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ — „Wenn weiter nichts dazu gehört,“ antwortete der Junge, „das ist leicht getan; lerne ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Taler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir.“ Da ging der Junge zu dem Galgen, setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, so dachte er, „du frierst unten bei dem Feuer,

was mögen die da oben erst frieren und zappeln." Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer, blies es an und setzte sie ringsherum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in acht, sonst häng' ich euch wieder hinauf." Die Toten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht achtgeben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Taler haben und sprach: „Nun weißt du, was gruseln ist?" — „Nein," antwortete er, „woher sollte ich's wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgetan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, brennen ließen." Da sah der Mann, daß er die fünfzig Taler heute nicht davontragen würde, ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Junge ging auch seines Wegs und fing wieder an vor sich hinzureden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! Ach, wenn mir's nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herschritt, und fragte: „Wer bist du?" — „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" — „Ich weiß nicht." — „Wer ist dein Vater?" — „Das darf ich nicht sagen." — „Was brummst du beständig in den Bart hinein?" — „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte, aber niemand kann mir's lehren." — „Laß dein dummes Geschwätz," sprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Der Junge ging mit dem Fuhrmann, und abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!" Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich danach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." — „Ach, schweig' stille," sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn's noch so schwer wäre, ich will's einmal lernen, deshalb bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, wo einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er nur drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien: in dem Schlosse steckten auch große Schätze, von bösen Geistern bewacht, die würden dann frei und könnten einen Armen reich genug machen. Schon viele wären wohl hinein-, aber noch keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schlosse wachen." Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber es müssen leblose Dinge sein, und darfst das mit ins Schloß nehmen." Da antwortete er: „So bitt' ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte!" sprach er, „aber hier werd' ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hineinblies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!" — „Ihr Narren," rief er, „was schreit ihr? Wenn euch friert,

kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" — „Warum nicht?" antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her." Da streckten sie die Krallen aus. „Ei," sagte er, „was habt ihr lange Nägel! Wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen," sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel," schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an; als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser und rief: „Fort mit dir, du Gesindel," und haute auf sie los. Ein Teil sprang weg, die andern schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett; „das ist mir eben recht," sprach er und legte sich hinein. Als er aber die Augen zutun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so," sprach er, „nur besser zu." Da rollte das Bett fort, als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab. Auf einmal, hopp, hopp! warf es um, das Unterste zu oberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat," legte sich an sein Feuer und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht und er wäre tot. Da sprach er:

„Es ist doch schade um den schönen Menschen." Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!" Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut," antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen." Als er zum Wirt kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht," sprach er, „daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?" — „Nein," sagte er, „es ist alles vergeblich: wenn mir's nur einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an: „Wenn's mir nur gruselte!" Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepolter hören, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihn hin. „Heda!" rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart," sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen." Wie er das getan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren, und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So haben wir nicht gewettet," sprach der Junge, „die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, einer nach dem andern, die holten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?" — „Ja, wenn du Geld hast." — „Geld genug," antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund." Da nahm er die Totenköpfe, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln," sprach er, „heida! nun geht's lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld, als es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden; er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen. „Wie ist dir's diesmal gegangen?" fragte er. „Ich habe gekegelt," antwortete er, „und ein paar Heller verloren." — „Hat dir denn nicht gegruselt?" — „Ei was," sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruseln wäre!"

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!" Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Totenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha, ha! das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist," winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!" Sie stellten den Sarg auf die Erde, aber er ging hinzu und nahm den Deckel ab: da lag ein toter Mann darin. Er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart'," sprach er, „ich will dich ein bißchen wärmen," ging ans Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht: aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer und legte ihn auf seinen Schoß und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in Bewegung kommen sollte. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: „Wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich," brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte sich neben ihn. Über ein Weilchen ward auch der Tote warm und fing an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Tote aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen!" — „Was," sagte er, „ist das mein Dank? Gleich sollst du wieder in deinen Sarg," hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln," sagte er, „hier lerne ich's mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle anderen und sah fürchterlich aus; er war aber alt und hatte einen langen weißen Bart. „O du Wicht," rief er, „nun sollst du bald lernen, was Gruseln ist, denn du sollst sterben." — „Nicht so schnell," antwortete der Junge, „soll ich sterben, so muß ich auch dabei sein." — „Dich will ich schon packen," sprach der Unhold. „Sachte, sachte, mach' dich nicht so breit; so stark wie du bin ich auch, und wohl noch stärker." — „Das wollen wir sehn," sprach der Alte, „bist du stärker als ich, so will ich dich gehn lassen; komm, wir wollen's versuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, nahm eine Axt und schlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser," sprach der Junge, und ging zu dem andern Amboß: der Alte stellte sich neben ihn und wollte zusehen, und sein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt, spaltete den Amboß auf einen Hieb und klemmte den Bart des Alten mit hinein. „Nun hab' ich dich," sprach der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf den Alten los, bis er wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt raus und ließ ihn los. Der Alte führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm in einem Keller drei Kasten voll Gold. „Davon," sprach er, „ist ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölfe, und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können," sprach er, tappte herum, fand den Weg in die Kammer und schlief dort bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was Gruseln ist?" — „Nein," antwortete er, „was ist's nur? Mein toter Vetter war da und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber was Gruseln ist, hat mir keiner gesagt." Da sprach der König: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heiraten." — „Das ist all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß noch immer nicht, was Gruseln ist."

Da ward das Gold heraufgebracht und die Hochzeit gefeiert, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon lernen." Sie ging hinaus zum Bach, der durch den Garten floß, und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist."

Gebrüder Grimm.

Eine Frage.

Sag', hast du wohl bedacht, du liebe Seel',
Und weißt du, was das Weihnachtkindlein ist?
Ich will dir's sagen und ich freu mich drauf.
Es ist ein Engel aus dem Paradies
Mit sanften Augen und mit zartem Herzen.
Aus seinem reinen Himmel hat ihn Gott
Den Kindern hergeschickt zum Trost und Segen,
Er hütet sie am Bettchen Tag und Nacht,
Er deckt sie mit dem weichen Flügel zu.
Und weht er sie mit reinem Odem an,
Wird hell ihr Aug', ihr Bäckchen rund und rot.
Er trägt sie in Gefahr auf seinen Händen,
Läßt Blumen für sie wachsen auf der Flur,
Und kommt die Weihnacht dann in Schnee und Regen,
Dann hängt er einen schönen Frühling leise
Im Weihnachtsbaum in Stub' und Kammer auf
Und lächelt still und hat so süße Freud',
Und Mutterliebe heißt sein schöner Name.

J. P. Hebel.

Weihnachten.

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will!

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn!
Des freuen sich der Engel Schar
Und singen uns solchs neues Jahr.

Der Geist in der Neujahrsnacht.

Tochter, such' einen Strumpf und stopf ihn dahinten ins Fenster,
Wo der Junge heute die Scheibe zerschlug mit dem Stecken.
Kommt euch im neuen Jahr kein größeres Unglück als das ist,
Könnt ihr zufrieden sein! Doch weht mir es kalt in den Nacken;
War in der vergangenen Nacht doch ein bissel zu jung wohl
Für mein Alter; in Ehren jedoch, und einmal ist keinmal.
Ja, wer Geister seh'n will und heilige Sachen erfahren,
Darf, wenn's zwölfe schlägt, daheim in den Federn nicht liegen. —
Nu, wir verspäteten uns mit allerhand lustigen Reden
In der Schenk' an der Straß', und still an der Uhr stand der Zeiger,
Gleich, als gäbe dem alten Jahr er noch wenige Frist zu,
Oder hab ich's verhört. — „Gut' Nacht nun," sag' ich, „ihr Nachbarn!
Mein Weg wird der weit'ste wohl sein nach Krotzingen," sag' ich,
„Geb uns Gott ein glückliches Jahr und fröhliche Herzen!" —
„„Das gebe Gott der Herr!"" so sagen die andern. „„Nu, ach nur,
Sonst attrapiert dich, bevor du zu Haus, am Ende der Geist noch,
Der mit dem Kind im Arm in der Neujahrsnacht an der Straß' steht,
Alle Postknecht' wissens und reiten drum lieber den Feldweg.""
Und so kam's auch. Mitten im Dorfe, wo's geht um die Ecke,
Neben Xaveris Haus, wahrhaftig! da steht er am Brunnen
Groß bis fast ans Dach und in einem dunstigen Mantel
Wie aus Wolken und Licht gewoben, ein Bändel im Knopfloch;
In den Armen hat er und halb im Mantel verborgen
Einen Buben gehabt, so schön mit freundlichen Augen,
Küßt ihn und lächelt ihn an aus seinem ernsten Gesichte,
Wie aus mächt'gem Gewölk der Vollmond licht in die Welt schaut.

Siehst du mich nicht, so tust du mir nichts, — so denk ich und schlage
Still ein heiliges Kreuz und stelle mich hinter den Brunnen,
Und will horchen, was er wohl sagt und wie er ihm zuspricht.
Wenig verstand ich zuerst. Das Wasser rauscht' aus der Röhre
In den Brunnentrog und aus dem Trog in den Graben.
„Kirchhof" — hab' ich verstanden, und: — „Nichts kann ewig bestehen." —
Und: — „In die Welt gehst du jetzt mit deinen Schmerzen und Freuden.
Teile verständig sie aus! Was ich nicht zu schlichten vermochte,
Bring es glücklich zu End'. Der Herbst ist lustig gewesen.
Trinkt wo einer zu viel und sitzt er zu lang in dem Wirtshaus,
Geh' und biet' ihn heim und führ' ihn, daß er kein Bein bricht!
Nimm dich der Armut an und sorg' mir für Witwen und Waisen.
Mach' mir die Kranken gesund. — Die braven Soldaten hab' ich noch
Heim mit Ehrenkränzen geführt und Trompeten und Pauken;
Laß du Freuden und Tanz und Apfelkuchen nicht fehlen,
Wenn sie auf Urlaub sind daheim bei Vater und Mutter,
Sei kein Fabelhans, und denk nicht, weil ein Kometstern
Dunstig am Himmel hängt, so müßtest du Schlachten und Feldzug,
Hungersnot mitbringen und Sterben und Zeter und Elend.
's ist mein Ehrenstern. Siehst nicht mein Bändel im Knopfloch?
Rosenrot ist Freud und grün ist liebliche Hoffnung,
Geh, und verdien' dir auch so eins mit deinen Meriten,
Und schmück jung und alt mit frommen Sitten und Taten!" —
Drüber schnurrt's im Turm in allen Rädern am Schlagwerk,
Und wie's zwölfe schlägt, da stellt er das Kind an den Boden,
Wie ein Engel so schön und wie der Morgen so lieblich,
Und sagt: „Das walt' Gott! Jetzt geh auf eigenen Füßen!
Fleißig gib mir acht auf den gütigen Fürsten in Karlsruh',
Auf die Freiburger Herren und auf die Lande im Breisgau,
Daß kein Leid sie erfahren, und bring' ihnen Freud' und Gesundheit!" —
Süß wie ein Sonnenblick sagt „ja" der Knabe und lächelt.
Aber beim letzten Schlage der Uhr im luftigen Kirchturm
Geht er zum Dorfe hinaus in großen Schritten dem Rhein zu,
Immer geschwinder und größer und immer bleicher und dünner,
Wie ein Nebeldunst am Feldberg oder am Bache.
Wie der zwölfte Schlag langsam in der Mitternacht ausbrummt,
Hat sich verzogen der Dunst und ist er fort und vergangen, —
Kommst du bald mit dem Strumpf? Es zieht stets schärfer und kühler;
Wenn ich lang' erzähle, so stehst du da lange und gehst nicht.

J. P. Hebel.

Ende

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

J. P. Hebel: Allemannische Gedichte

für Freunde ländlicher Natur und Sitten

Im allemannischen Originaltext, mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Fünfte Auflage

Fein gebunden, Preis M. 3.—

J. P. Hebel: Allemannische Gedichte

für Freunde ländlicher Natur und Sitten

Ins Hochdeutsche übertragen von Robert Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Siebente Auflage

Fein gebunden, Preis M. 4.—

Hebels gemütvolle Dichtungen, seit langen Jahren gewürdigt und geliebt, gehören zu den kostbarsten Schätzen deutscher Dialektdichtung. Wer ihren Zauber ganz auf sich wirken lassen will, lese sie in der Originalfassung. Aber auch in Reinicks meisterhafter Übersetzung verdienen sie einen Platz in jeder Haus- und Familienbibliothek. Daß gerade Richter sie illustriert hat und illustrieren durfte, ist mehr als ein glücklicher Zufall, denn kein deutscher Künstler, außer ihm, war imstande, derartig in ihre Gemütstiefe und Heiterkeit einzudringen, wie eben er.

Ludwig Richter Junge Mutter mit Kind

Nach dem Original der Königl. Nationalgalerie Berlin